

Die Verbannten.

**Naturbilder
aus den Wildnissen am
Amazonenstrom.
vom
Capitain Mayne Reid.**

Deutsch von
W. E. Drugulin.
Leipzig,
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1855.

ERSTER BAND.

KAPITEL 1. DIE FLÜCHTLINGE.

An einem heitern, lieblichen Abend vor vielen Jahren konnte man eine Reisegesellschaft die im Osten der alten Stadt Cuzco liegende Cordillera der Anden hinaufsteigen sehen. Es war eine kleine und ziemlich eigenthümliche Reisegesellschaft, kurz eine reisende Familie – Vater, Mutter, Kinder und ein Diener. Wir werden über Jedes von ihnen ein paar Worte sagen.

Der Anführer der Gesellschaft war ein großer, schöner Mann von ungefähr 40 Jahren; seinen Gesichtszügen nach zu urtheilen stammte er aus spanischem Blute, und so verhielt es sich auch. Er war jedoch kein Spanier, sondern ein spanischer Amerikaner, oder Creole, wie die in Amerika geborenen Spanier genannt werden, um sie von den Eingeborenen von Altspanien zu unterscheiden.

Man erinnere daß die Creolen nicht Leute mit afrikanischem oder Negerblut in den Adern sind. In dieser Beziehung herrscht in England und anderwärts eine falsche Meinung. Die afrikanischen Bewohner Amerikas sind entweder Neger, Mulatten, Quadronen, Quinteronen oder Mestitzen, aber die Creolen haben europäisches Blut, obgleich sie in Amerika geboren sind. Dies darf man nicht vergessen. Don Pablo Romero – so lautete der Name unseres Reisenden – war ein Creole, ein Eingeborener von Cuzco, der alten Hauptstadt der Incas von Peru.

Don Pablo war, wie bereits erwähnt, gegen 40 Jahre alt; dem Aussehen nach hätte man ihn aber für älter halten können. Sein Leben war nicht in Müßiggang verflossen. Eifriges Studium hatte, im Vereine mit manichfachen Leiden und Sorgen, viele von jenen Furchen erzeugt, welche das Gesicht seines jugendlichen Aussehens berauben, aber obschon seine Miene ernst und eben jetzt traurig war, konnte man doch zuweilen sein Auge leuchten sehen, und sein leichter, elastischer Schritt bewies, daß er voll Lebenskraft und Mannhaftigkeit war. Er hatte einen sehr dichten, schwarzen Schnurrbart, aber sein Backenbart war sorgfältig abrasirt und sein Haar nach der in Südamerika am meisten verbreiteten Mode kurz verschnitten. Er trug Sammetbeinkleider, die unten mit schwarzem, gepreßtem Leder besetzt waren, und an den Füßen starke, röthlichgelbe Stiefeln – d. h. von der natürlichen Farbe der gegerbten Haut, ehe sie geschwärzt worden ist. Eine dunkle, fest zugeknöpfte Jacke bedeckte den Obertheil seines Körpers, und seine Taille war von einer scharlachseidenen Schärpe umschlossen, deren lange, franzenbesetzte Enden über die linke Hüfte herabhingen. In dieser Schärpe staken ein spanisches Messer und ein Paar reich mit Silberbeschlügen verzierte Pistolen. Aber alle diese Dinge waren dem Auge durch einen weiten Poncho verborgen, ein Kleidungsstück, das in Südamerika am Tage als Mantel und bei Nacht als Decke dient. Es hat fast die Größe und Gestalt einer gewöhnlichen Wolldecke mit einem Schlitze in der Mitte,

durch welchen der Kopf gesteckt wird, so daß die Enden herabhängen. Der Poncho ist gewöhnlich nicht einfarbig, sondern pflegt mit glänzenden Farben durchwoben zu werden, welche bunte Muster bilden. In Mexico trägt man fast allgemein ein ganz ähnliches Kleidungsstück, den Serape. Der Poncho Don Pablo's war kostbar, mit der Hand gewebt und aus der feinsten Wolle der Vicogna gefertigt, denn dort ist die Heimath dieses nützlichen und merkwürdigen Thieres. Ein solcher Poncho kostet 20 Pfund Sterling, und hält nicht allein die Kälte ab, sondern läßt auch den Regen wie ein Mackintosh ablaufen. Der Hut Don Pablo's war gleichfalls merkwürdig und kostspielig. Es war einer der unter dem Namen Panama- oder Guayaquil-Hüte bekannten, welche man so nennt, weil sie von Indianerstämmen, die an der Küste des stillen Weltmeeres wohnen, aus einem seltenen Seegrass, das sich in der Nähe der erwähnten Orte findet, gemacht werden. Ein guter Guayaquil-Hut pflegt 20 Pf. St. zu kosten und sieht mit seiner breiten gebogenen Krempe und dem niedrigen Kopfe nicht viel besser aus, als ein Livorneser oder selbst ein gewöhnlicher feiner Strohhut, ist jedoch beiden sowohl als Schutz gegen den Regen, wie auch, was in südlichen Ländern größere Wichtigkeit hat, gegen die heiße tropische Sonne, weit vorzuziehen. Die besten derselben pflegen ein halbes Menschenleben hindurch zu halten. Don Pablo's Sombrero war einer der besten und theuersten, und dies, sowie der Zuschnitt seiner andern Kleidungsstücke, bewies, daß der Träger derselben zu

den Ricos oder höheren Classen der Gesellschaft seines Vaterlandes gehörte.

Die Kleidung seiner Frau, die eine brünette und sehr schöne Spanierin war, bestärkte diese Meinung. Sie trug ein schwarzseidnes Kleid mit geschmackvoll gesticktem Sammetmieder und Aermeln. Eine Mantille von dunklem Tuche bedeckte ihre Schultern und auf dem Kopfe hatte sie einen niedrigen, breitkrepfigen Hut, der dem von den Männern getragenen ähnlich war, denn ein Frauenhut ist ein den Damen des spanischen Amerika unbekannter Gegenstand. Ein einziger Blick auf Donna Isidora würde Jeden überzeugt haben, daß sie eine vornehme und gebildete Dame sei.

Sie hatten zwei Kinder bei sich, auf welche sie von Zeit zu Zeit zärtliche Blicke warfen. Es waren ihre einzigen, ein Knabe und ein Mädchen, und einander an Größe und Alter fast gleich. Der Knabe war das älteste, vielleicht 13 Jahre oder darüber, ein hübscher Junge mit gebräuntem Gesichte, kohlschwarzen Augen und gelocktem, dichtem Haar. Auch das Mädchen, welche ungefähr 12 Jahre alt sein konnte, hatte einen dunklen, d. h. brünetten Teint. Ihre Augen waren groß und träumerisch, mit langen Wimpern, welche die Sonne am Hineinscheinen hinderten und so ihren Ausdruck noch erhöhten. Es gibt wohl nirgends auf der Welt so schöne Kinder als die der spanischen Race. Die Glattheit Ihrer Haut, das Feuer der Farbe derselben und der edle Hidalgo-Ausdruck ihrer runden, schwarzen Augen finden sich selten in andern

Ländern. Die spanischen Frauen behalten diesen Ausdruck bis zu einem ziemlich vorgerückten Alter. Die Männer verlieren denselben früher, weil sie, wie ich glaube, öfter verdorbene Sitten und Gewohnheiten haben, die, wenn sie lange ausgeübt werden, dem Gesichte stets ihre Spuren aufdrücken.

Unter allen schönen spanischen Kindern konnte es keine schöneren geben, als unsere zwei kleinen spanischen Creolen Leon und Leona, – so lauteten die Namen der Geschwister.

Es bleibt uns noch eine Person zu beschreiben übrig, ehe wir mit dem Berichte über unsere Reisegesellschaft fertig sind. Dies war ein erwachsener, langer Mann, der ebenso groß wie Don Pablo selbst, aber magerer und eckiger in seinen Umrissen erschien. Seine Kupferfarbe, sein langes, straffes, schwarzes Haar, sein dunkles, lebhaftes, stechendes Auge, sowie seine etwas sonderbare Bekleidung verriethen sogleich, daß er einer andern Race angehöre, als die Uebrigen. Er war ein Indianer – ein südamerikanischer Indianer, und obgleich er dem edlen Geschlechte der peruvianischen Incas entstammte, so begleitete er doch Don Pablo und seine Familie in der Eigenschaft eines Dieners oder Untergebenen. Es herrschte jedoch zwischen dem alten Indianer – denn er war ein alter Mann – und Don Pablo eine Vertraulichkeit, welche das Vorhandensein eines stärkeren Bandes bewies, als das, welches den Herrn und den Diener verknüpft, und so verhielt es sich in der That. Dieser Indianer war einer der Patrioten gewesen, die sich um Tupac Amaru

bei seinem Aufstande gegen die Spanier versammelt hatten. Er war geächtet, gefangen genommen und zum Tode verurtheilt worden. Ohne die Vermittlung Don Pablo's, der ihm das Leben rettete, würde er hingerichtet worden sein. Seit jener Zeit war Guapo – so hieß der Indianer – nicht allein der Untergebene, sondern aus der standhafte und treue Freund seines Wohlthäters gewesen.

An den Füßen trug Guapo Sandalen; die Beine waren nackt bis an die Knie und zeigten gar manche alte Schramme, welche von den in den Gebirgstälern von Peru so häufigen Cactuspflanzen und dornigen Akaziengebüschen herrührten. Ein tunicaähnlicher Rock von Wollentuch – von der Bayeta genannten, im Lande selbst verfertigten Art – war um seinen Leib befestigt und reichte bis auf die Knie hinab. Aber der Obertheil seines Körpers war ganz unbedeckt und man konnte die von starken Muskeln durchzogene und mit einer Haut von dunkler Kupferfarbe bedeckte nackte Brust und die bloßen Arme sehen. Der Obertheil seines Körpers war jedoch nur in der Sonnenhitze bloß. Zu andern Zeiten trug Guapo wie sein Herr eine Art Poncho, aber der des Indianers war aus gewöhnlichem Stoffe von grober Lamawolle. Sein Kopf war unbedeckt.

Guapo's Gesicht war schmal, spitzig und verständig, sein Auge scharf und stechend, und der Gang des alten Mannes, während er den felsigen Pfad entlang schritt, zeigte, daß es noch viele Jahre dauern könne, ehe er eine Spur von Schwäche oder Schwanken zeigen würde.

Man erblickte vier Thiere, welche unsere Reisenden und ihr Gepäck trugen. Das eine war ein Pferd, auf welchem der Knabe Leon ritt, da zweite ein Sattelmaulthier, auf welchem Donna Isidora und Leona saßen. Auf den zwei andern Thieren ritt Niemand. Dies waren Lastthiere mit Yerguas oder Packsätteln, auf welchen die wenigen, den Reisenden zugehörigen Artikel fortgeschafft wurden. Es waren die peruvianischen Kameele, die weitberühmten Lamas. Don Pablo und sein treuer Diener reisten zu Fuß.

Man wird sich wundern, daß ein anscheinend so reicher, auf einer so weiten Reise begriffener Mann nicht mit hinlänglichen Thieren versehen war, um seine ganze Gesellschaft zu tragen. Man hätte wenigstens noch ein Pferd oder ein Maulthier bei der Cavalcade erwarten können. Es wäre nicht sonderbar gewesen, wenn Guapo allein hätte zu Fuße gehen müssen, da er der Arriero oder Treiber der Lamas war, aber daß man Don Pablo zu Fuße und augenscheinlich ermüdet und ohne Pferd oder Maulthier zum Reiten erblickte, war ein Umstand, welcher der Erklärung bedurfte. Außerdem verlangte noch ein zweiter eine solche. Das Gesicht Don Pablo's trug einen besorgten Ausdruck, als ob ihm eine Gefahr drohe; ein Gleiches war mit dem der Dame der Fall, und die Kinder schwiegen mit Furcht erfüllten Herzen. Sie wußten nicht, welche Gefahr es sei, aber sie wußten, daß sich ihre Aeltern in Noth befanden. Auch der Indianer zeigte eine ernste Miene und bei jeder Wendung des Weges pflegten er und Don Pablo sich umzudrehen und mit besorgten Augen

in der nach Cuzco führenden Richtung zurückzublicken. Sie konnten jetzt noch die Thürme der fernen Stadt und die in den Strahlen der Abendsonne leuchtenden Kuppelkreuze unterscheiden. Warum schauten sie furchterfüllt und argwöhnisch rückwärts? *Weil sich Don Pablo auf der Flucht befand und die Verfolger fürchtete.* Hatte er aber ein schweres Verbrechen begangen? Nein. Im Gegentheil war er *das Opfer einer hohen Tugend* – der Tugend der Vaterlandsliebe! Wegen dieser war er verurtheilt worden und befand sich jetzt auf der Flucht – deshalb floh er, um nicht allein seine Freiheit, sondern auch sein Leben zu retten! Ja, *sein Leben!* denn wenn ihn die Wächter auf jenen fernen Thürmen erkannt hätten, so würde er bald verfolgt und zu einem schimpflichen Tode zurückgeschleppt worden sein. Ich schreibe von Begebenheiten, die sich um den Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts, und ehe die spanisch-amerikanischen Colonien von dem Joch Altspaniens bereit wurden, ereignet haben. Man wird sich erinnern, daß diese Länder damals von Vicekönigen regiert wurden, welche den König von Spanien repräsentirten, die in Wirklichkeit aber eben so unumschränkt waren, als dieser Fürst selbst. Die Vicekönige von Mexico und Peru hielten einen glänzenden Hofstaat und lebten inmitten barbarischer Pracht und Ueppigkeit. Die Macht über Leben und Tod lag in ihren Händen und wurde in vielen Fällen auf die ungerechteste und willkührlichste

Art ausgeübt. Sie selbst waren natürlicherweise geborene Spanier, oft die verweichlichten Günstlinge jenes verderbten Hofes. Sämmtliche Beamten, welche sie umgaben und ihnen dienten, waren, wie sie selbst, geborene Spanier oder Gachupinos (wie die Creolen Dieselben zu nennen pflegten), während die Creolen – gleichviel wie reich, gelehrt oder in irgend einer Hinsicht gebildet sie sein mochten – von jedem ehrenvollen oder einträglichen Amte ausgeschlossen waren. Sie wurden von den Gachupinos verachtet und mißhandelt. Daher bestand schon lange Jahre vor den großen Revolutionen des spanischen Amerika ein heftiges Gefühl der Abneigung zwischen den spanischen Creolen und den Altspaniern, das von dem, welches Beide gegen die Indianer – die Ureinwohner von Amerika – hegten, ganz unabhängig war. Dieses Gefühl führte die Revolution herbei, welche im Jahre 1810 in allen Ländern des spanischen Amerika (mit Einschluß von Mexico) ausbrach und nach 15 Jahren eines grausamen und blutigen Kampfes die Unabhängigkeit dieser Länder herbeiführte.

Es wird Mancher sagen, daß sie durch diese Unabhängigkeit nichts gewonnen hätten, da seit jener Zeit ihre Geschichte durch so viel Krieg und Anarchie befleckt worden ist. Es giebt kaum einen Gegenstand, über welchen die Menschen oberflächlicher denken und irriger urtheilen, als gerade über diesen. Es ist ein Irrthum, wenn man annimmt, daß sich ein Volk des Friedens oder des Wohlstandes erfreue, blos weil es ruhig ist. In Rußland

herrscht Ruhe, aber für seine Millionen Leibeigener fortwährender und ewiger Krieg, und das nämliche kann man von vielen anderen Ländern eben so gut wie von Rußland sagen. Für den armen Slaven, oder selbst für den mit Abgaben überladenen Unterthan ist der Friede kein Friede, sondern ein beständiger und systematisirter Kampf, der oft in seinen Folgen verderblicher wird, als selbst die Anarchie des offenen Krieges. Ein Krieg dieser Art zählt seine Erschlagenen nach Millionen, denn die Opfer der Hungersnoth sind die Schlachtopfer *politischer Verbrechen* der Beherrscher eines Volkes. Ich habe jetzt keine Zeit, von diesen Dingen zu sprechen. Vielleicht treffen wir uns in nicht sehr ferner Zeit auf diesem Felde wieder.

Don Pablo war nicht bei dem allgemeinen Aufstande von 1810 compromittirt sondern schon früher. Der Einfluß der europäischen Revolution von 1789 machte sich selbst in dem fernen spanischen Amerika fühlbar, und es fanden zu jener Zeit in mehreren Theilen dieses Landes Aufstände statt. Sie kamen zu früh und wurden erstickt. Diesenigen, welche sich daran betheiligten, wurden zu Tode gehetzt. Tod! Tod! lautete das Kriegsgeschrei der spanischen Miethlinge, und sie übten schwere Rache an Allen, die compromittirt waren. Don Pablo würde wie Andere ihr Opfer geworden sein, wenn er nicht zur rechten Zeit eine Warnung erhalten hätte und entflohen wäre, aber selbst so wurde sein ganzes Vermögen durch Confiscation verschlungen und die Beute des raubgierigen Tyrannen.

Wir machen seine Bekanntschaft gerade zur Zeit seiner Flucht. Er hatte mit Hülfe des treuen Guapo schnell einige wenige Gegenstände zusammengerafft und war mit seiner Sattin und seiner Familie bei Nacht entflohen. Hiervon rührte die Unvollständigkeit seiner Ausrüstung her. Er hatte einen der unbesuchtesten Wege, einen Saumpfad, eingeschlagen, welcher von Cuzco östlich über die Cordillera führte. Es war seine Absicht, den östlichen Abhang der Anden zu erreichen, wo er sich eine Zeit lang in den unbewohnten Wäldern der großen Montanja verbergen konnte, und auf diesen Punkt reis'te er zu. Es war ihm durch List gelungen, die Soldaten des Despoten auf eine falsche Fährte zu führen, aber es gab noch keine Gewißheit, daß sie nicht noch die rechte auffinden könnten. Es ist daher nicht zu verwundern, daß sein Blick, wenn er nach Cuzco zurückschaute, Angst und Besorgniß zeigte.

KAPITEL 2. DIE GIFTBÄUME.

Die Reisenden waren auf dem rauhen, geschlängelten Pfade zu einer Höhe von vielen tausend Fuß über dem Meeresspiegel hinaufgestiegen. Rings um sie gab es nur wenig Pflanzenwuchs; es war nichts vorhanden, was den Namen eines Baumes verdiente, wenn man ein Paar verkrüppelte Exemplare des Quinoa-Baumes und hier und da Gruppen des Ratanhia-Strauches ausnimmt, welche die Berghänge bedeckten. Beide werden von den Gebirgsindianern als Brennholz benutzt, aber die Ratanhia ist überdies ein beliebtes Mittel gegen die Ruhr und das

Blutspeien. Das Extract von derselben wird sogar nach europäischen Ländern ausgeführt und ist hier officinell.

Hier und da zeigte sich eine schöne Akazienart mit ihren hellrothen Blumen. Es war das *Sangre de Christo* der peruvianischen Flora.

Don Pablo Romero war Naturforscher, und es ist als eine erfreuliche und interessante Thatsache zu erwähnen, daß viele der ersten Patrioten und Revolutionsmänner des spanischen Amerika Leute waren, die sich in den Naturwissenschaften ausgezeichnet haben, kurz die zu den Gelehrten jener Länder gehörten. Ich nenne dies eine erfreuliche Thatsache, und man kann es überdies für eine merkwürdige halten, da die Männer der Wissenschaft Freunde des Friedens und nicht gewöhnt zu sein pflegen, sich in Angelegenheiten des Kriegs oder der Politik zu mischen. Aber der Grund dieses Umstandes liegt darin, daß unter der Regierung der Vicekönige alle Bücher, mit Ausnahme von religiösen Schriften, eifersüchtig von diesen Ländern fern gehalten wurden. Es wurde keinem irgendwie politischen Werke der Eingang gestattet, und man erhielt das Volk in der größten Unwissenheit über seine natürlichen Rechte. Nur in gelehrte Institute fand ein Schimmer des Lichtes der Freiheit den Weg, und unter den Professoren dieser Institute wurden die Menschenrechte zuerst besprochen. Viele dieser edlen Patrioten waren die ersten auf dem Altare der spanisch amerikanischen Unabhängigkeit dargebrachten Opfer.

Don Pablo war wie gesagt ein Naturforscher und dies vielleicht die erste Reise, welche er jemals gemacht hatte, ohne aufmerksam die Gaben der Natur zu betrachten, welche sich ihm auf seinem Wege darboten. Aber sein Geist wurde durch andere Sorgen in Anspruch genommen, und er beachtete weder die Fauna noch die Flora. Er dachte nur an sein geliebtes Weib und seine Kinder, sowie an die Gefahren welche ihnen drohten. Er dachte nur daran, die Entfernung zwischen ihnen und seinen rachsüchtigen Feinden zu vergrößern. Sie hatten im Laufe dieses Tages eine beschwerliche Reise bergauf von 15 Meilen gemacht – eine lange Reise für die Lamas, die deren selten mehr als 10 – 12 zurücklegen, aber die guten Thiere schienen sich anzustrengen, als ob sie wüßten, daß denen, die sie führten, Gefahr drohe. Sie gehörten Guapo an, der kein bloßer Diener, sondern ein Ackerbauer gewesen war und von Don Pablo eine kleine Chacra oder Farm gepachtet hatte. Die Stimme Guapo's war den Thieren wohlbekannt, und sein ermunterndes Hist trieb sie vorwärts. Aber 15 Meilen bildeten eine ungewöhnliche Reise, und die Thiere fingen an, Zeichen der Ermüdung blicken zu lassen. Ihr summender Ton, der einige Aehnlichkeit mit dem Klange einer Aeolsharfe hat, erschallte von Zeit zu Zeit laut, wenn die Thiere Halt machten, und dann konnte man die Stimme Guapo's sie vorwärts treiben hören.

Die Straße führte eine Schlucht hinauf, welche weiter nichts war, als das jetzt trockene Bett eines Bergstromes. Auf einer langen Strecke hatte es kein Stückchen ebenen

Bodens gegeben, wo unsere Reisenden, selbst wenn sie es gewünscht hätten, im Stande gewesen wären, ihr Lager aufzuschlagen. Endlich führte der Weg jedoch von dem Strombette ab, und sie befanden sich auf einem schmalen mit niedrigen Bäumen besetzten Absatze oder Plateau. Die Bäume gehörten einer, in allen Theilen der Anden sehr gewöhnlichen und unter dem Namen Mollebäume bekannten Art. Sie sind eigentlich mehr Büsche als Bäume, da sie nur eine Höhe von 10 – 12 Fuß erreichen. Sie haben lange, zarte, gefiederte, denen der Akazie ähnliche Blätter und sind, wenn sie in der Frucht stehen, dicht mit Büscheln kleiner hellrother Beeren bedeckt. Diese Beeren werden bei einigen Indianerstämmen zur Herstellung eines sehr geschätzten und gesunden Bieres verwendet, aber das Holz des Baumes ist für die Bewohner jener Gegenden als Brennmaterial von noch größerer Wichtigkeit, da der Baum da wächst, wo anderes Holz selten ist. In den Zuckerraffinerieen wird es sogar für das zu ihren Zwecken geeignetste gehalten, da seine Asche sehr viel Kalk enthält und deshalb zur Reinigung des siedenden Zuckersaftes am wirksamsten ist. Die Blätter dieses schönen Baumes verbreiten beim Pressen einen starken aromatischen Geruch, und eine, ihm von den unwissenden Bewohnern der Gebirge zugeschriebene Eigenschaft ist aus dem folgenden Gespräche zu ersehen.

»Wir wollen hier über Nacht bleiben,« sagte Don Pablo, indem er stehen blieb, zu Guapo. »Diese ebene Stelle wird uns als Lager dienen. Wir können im Schutze dieser Büsche schlafen.«

»Wie! *mi amo!* (Herr) hier?« antwortete der Indianer mit einer Geberde der Ueberraschung.

»Und warum nicht hier? Kann es einen bessern Ort geben? Wenn wir wieder in die Schlucht eindringen, so finden wir vielleicht keine ebene Stelle wieder. Sieh, die Lamas wollen nicht weiter gehn. Wir müssen deshalb hier bleiben.«

»Aber, Herr!« fuhr Guapo fort, »seht –«

»Was denn?«

»Die Bäume, Herr!«

»Nun, was ist mit den Bäumen? Ihr Laub wird dazu dienen, uns gegen den Nachtthau zu schützen. Wir können darunter schlafen.«

»Unmöglich, Herr – es sind *Giftbäume!*«

»Du sprichst thöricht, Guapo. Dies sind Mollebäume.«

»Ich weiß es Sennor, aber sie sind giftig. Wenn wir unter ihnen schlafen, werden wir am Morgen nicht wieder aufwachen – wir werden nie wieder erwachen.«

Und bei diesen Worten machte Guapo ein entsetztes Gesicht.

»Das ist Unsinn, du bist abergläubisch, Alter. Wir müssen hierbleiben. Sieh, die Lamas haben sich niedergelegt. Ich bin gut dafür, daß sie sich nicht von der Stelle rühren werden.«

Guapo wendete sich zu den Lamas, und da er glaubte, daß ihre Bewegungen einen Einfluß auf den Entschluß seines Herrn haben könnten, so fing er an, sie auf seine gewohnte Art anzutreiben. Aber es ist eine Eigentümlichkeit dieser Thiere, daß sie keinen Schritt über

das hinaus thun, was sie für eine gehörige Tagereise halten. Auch wenn ihre Ladung diesenige übersteigt, welche sie zu tragen gewöhnt sind – d. h. 120 Pfund – so bringt sie weder die Peitsche noch die Stimme vorwärts. Sie lassen sich eher todtschlagen als daß sie nachgäben, und Schmeicheleien haben keinen besseren Erfolg. Beide wußten, daß sie ihr Tagewerk vollbracht hatten, und die Worte, Geberden und Schläge Guapo's waren gleich erfolglos. Keins von beiden wollte ihm mehr gehorchen. Der Indianer sah dies ein und willigte mit Widerstreben in das Dableiben, wobei er jedoch fortfuhr, seine Ueberzeugung, daß sie alle in der Nacht umkommen würden, zu wiederholen. Was ihn selbst betraf, so gab er die Absicht zu erkennen, einen Felsen zu erklettern und auf dem kahlen Gesteine zu schlafen, und er forderte die Anderen dringend auf, seinem Beispiele zu folgen.

Don Pablo hörte den Ermahnungen seines Dieners mit ungläubiger Miene, wenn auch ohne den geringsten Anschein von Verachtung, zu. Er kannte die Ergebenheit des alten Indianers und behandelte daher das, was er für bloßen Aberglauben hielt, mit einem Anscheine von Achtung. Aber er empfand das Verlangen, Guapo von einem so thörichten Glauben zu heilen, und war aus diesem Grunde um so mehr geneigt, seine ursprüngliche Absicht in Ausführung zu bringen. Es wurde deshalb beschlossen, die Nacht unter dem Schutze der Mollebäume zuzubringen. Die Lamas wurden abgeladen, die Packsättel oder Yerguas heruntergenommen, das Pferd und das

Maulthier abesattelt, und man ließ Alle auf dem kleinen Raume, welchen die Hochebene gewährte, weiden. Es waren lauter gezähmte Thiere. Sie brauchten nicht zu fürchten, daß sich eins derselben entfernen würde.

Das Nächste war nun, das Abendessen zuzubereiten. Alle waren hungrig, da Niemand von der Gesellschaft seit dem Morgen etwas gegessen hatte. Bei der Eilfertigkeit der Flucht konnten sie sich nicht mit Mundvorräthen für eine weite Reise versehen. Es waren nur ein paar Stücken *charqui* (gedörertes Fleisch) mitgenommen worden, und beim Vorüberkommen an einem Ocafelde hatte Guapo ein Bündel von den Wurzeln ausgezogen und es auf den Rücken seines Lama gelegt. Diese Oca ist der Wurzelknollen des vierblättrigen Sauerklees, von ovaler Gestalt und blaßrother Farbe, aber weißem Innern. Sie sieht der Topinambur sehr ähnlich, ist jedoch länger und dünner. Sie schmeckt sehr angenehm süßlich – fast wie Kürbis, und ist geröstet ebenso gut wie gekocht. Es giebt noch eine andere Art knolliger Wurzel, die indianische Kresse, welche von den Peruvianern *Ulluca* genannt wird, aber schleimiger und weniger schmackhaft ist. Diese hat verschiedenartige Gestalten, da sie sich rund, länglich, gerade und gebogen vorfindet, und ist außen von röthlich-gelber, inwendig jedoch von grüner Farbe. In Wasser gekocht ist sie geschmacklos, mit spanischem Pfeffer zubereitet aber ausgezeichnet. Also aus Oca und Charqui mußte das Abendessen bestehen, und um es zuzubereiten, war es nöthig, ein Feuer von Molleholz anzuzünden.

Es herrschte lange Zeit Zweifel darüber, ob es rathsam sei, dieses Feuer anzuzünden. Die Sonne war noch nicht untergegangen, und der Rauch konnte in dem Thale unten Aufmerksamkeit erregen. Wenn die Verfolger auf ihrer Spur waren, so würde es vielleicht bemerkt werden, da auf dieser einsamen Straße ein Feuer nichts anderes als das Lager eines Reisenden bedeuten konnte. Aber die Mägen unserer Reisenden riefen nach Nahrung, und es wurde endlich beschlossen, das Feuer anzuzünden, jedoch nicht eher, als nach Sonnenuntergang, wo der Rauch nicht mehr gesehen werden konnte und die Flamme durch die dichten Mollebüsche verborgen werden würde.

Don Pablo verließ das Lager und wanderte unter den Bäumen umher, um zu sehen, ob er nicht Etwas finden könne, was ihrem einfachen Abendessen einige Manchfaltigkeit verleihen würde. Eine kleine, unter den Mollebäumen stehende ginsterähnliche Pflanze zog bald seine Aufmerksamkeit auf sich. Dies war die Quinoa-Pflanze, welche Saamenkörner hervorbringt, die dem Reise nicht unähnlich, wenn auch etwas kleiner sind. Der gekochte Quinoasaamen ist wohlschmeckend und nahrhaft, jedoch besonders wenn man ihn in Milch kocht. Vor der Entdeckung von Amerika bildete Quinoa ein Nahrungsmittel, welches die Stelle des Waizens vertrat. Er wurde von den Eingebornen stark verbraucht, und man sammelt in noch in vielen Gegenden zur Nahrung. Er ist sogar in einigen europäischen Ländern eingeführt und mit gutem Erfolge angebaut worden. Wenn die Blätter jung

sind, kann man sie wie Spinat benutzen, aber der Saamen wird als Nahrungsmittel am meisten gesucht.

Nachdem Don Pablo Leon herbeigerufen hatte, um von ihm helfen zu lassen, wurde bald eine Quantität des Saamens in ein Gefäß gesammelt und nach der Stelle geschafft, welche sie zu ihrem Lager gewählt hatten, und da es jetzt finster genug war, so wurde das Feuer angezündet und der Kochtopf zurecht gemacht. Donna Isidora war, obschon eine seine Dame, eine von denen, die ihr ganzes Leben lang gewöhnt sind, um die Angelegenheiten ihres Haushaltes zu kümmern, und dies ist, wie bemerkt zu werden verdient, bei den peruvianischen Damen, die dem Putze und dem Müßiggange zu sehr ergeben zu sein pflegen, eine etwas seltene Tugend. So verhielt es sich jedoch nicht mit der Gattin Don Pablo's. Sie verstand es, die Küche zu beaufsichtigen, und konnte jedes der eigenthümlichen Gerichte des Landes trotz dem besten Koche zubereiten. Daher war nach kurzer Zeit ein ausgezeichnetes Abendessen fertig, wovon Alle reichlich aßen, und sich dann, in ihre Ponchos gehüllt, zum Schlafen niederlegten.

KAPITEL 3. GUAPO'S ABENDESSEN.

Ich habe gesagt, daß Alle an dem Abendessen Theil nahmen. Dies ist nicht ganz wahr. Einer von der Gesellschaft rührte es nicht an, und dies war der alte Guapo. War er nicht hungrig wie die Uebrigen? Ja, eben so hungrig wie irgend Jemand von ihnen. Warum aß er also nicht von dem Charqui und den Ocas? Einfach deshalb, weil

Guapo ein Abendessen von ganz anderer Art hatte, das er in seinem Beutel bei sich trug und dem gedämpften Charqui weit vorzog. Es war »Coca«.

Die Coca ist ein kleiner, ungefähr 6 Fuß hoher Baum oder Busch, welcher in den wärmeren Thälern der Anden wächst. Sein botanischer Name ist *Erythroxylon Coca*. Seine Blätter sind klein und von hellgrüner Farbe und seine Blüthen weiß. Seine Früchte bestehen aus sehr kleinen scharlachrothen Beeren. Es ist eine einheimische Pflanze und findet sich daher wildwachsend, wird jedoch von den Pflanzern dieser Länder auf regelmäßig bearbeiteten Feldern erbaut, welche deshalb Cocales heißen. Die Pflanze wird aus dem Saamen gezogen, und wenn die jungen Schößlinge eine Größe von ungefähr 18 Zoll erreicht haben, verpflanzt man sie und setzt sie in Zwischenräumen von ungefähr einem Fuß wieder in die Erde. Da nun diese kleinen Büsche eine feuchte Atmosphäre verlangen, so säet man Mais zwischen die Reihen, um sie gegen die Sonne zu schützen. An anderen Orten erbaut man Lauben von Palmenblättern über den Cocapflanzen. Wenn es nicht regnet, so werden sie aller 5 – 6 Tage begossen. Nach ungefähr 2¹/₂ jähriger Pflege ist der Cocabusch zum Gebrauch geeignet, aber nur die Blätter desselben sind werthvoll. Diese werden mit großer Sorgfalt eingesammelt, gerade wie die Chinesen die Blätter der Theepflanze pflücken, und wie in China verwendet man hauptsächlich Weiber zu dieser Arbeit. Man nennt die Blätter nicht dann reif, wenn sie verdorrt und braun

sind, sondern sobald sie völlig ausgewachsen und spröde geworden sind. Wenn dieser Zeitpunkt herankommt, liest man sie vom Baume ab und breitet sie auf groben, wollenen Tüchern aus, um sie in der Sonne zu trocknen. Sie behalten ihre blaße grüne Farbe, nachdem sie getrocknet sind, aber wenn sie während des Verfahrens feucht werden, so nehmen sie ein dunkleres Aussehen an, sind dann von geringerer Qualität und bringen einen niedrigeren Preis. Nachdem sie vollkommen ausgetrocknet sind, packt man sie sorgfältig in Säcke, bedeckt sie mit trockenem Sande und nun sind sie für den Markt fertig. Der Preis beträgt an den Orte der Erzeugung ungefähr 10 Silbergroschen für das Pfund. Ihre Erzeugung ist daher ganz ebenso theuer, wie die des Thee, obgleich der Cocabusch in einem Jahre drei Blätterernten – d. h. alle vier Monate eine liefert und hundert Pflanzen bei jeder Einsammlung ungefähr eine Arroba (25 Pfund) geben. Die Cocapflanze treibt viele Jahre lang frische Blätter, wenn sie nicht von den Ameisen angegriffen und zerstört wird, was nicht selten der Fall ist.

Der Cocabusch spielt im täglichen Leben der Indianer, welche das Gebiet der Anden bewohnen, eine höchst wichtige Rolle. Man trifft unter ihnen kaum Einen, der nicht ein Cocakauer – ein *Coquero* wäre. Für sie ist er das, was dem Chinesen die Theepflanze ist. Es erscheint in der That als eine merkwürdige Thatsache, daß das Menschengeschlecht in allen Theilen der Welt sich irgend einer stimulirenden Pflanze bedient. In China ist es der Thee, bei den südlichen Asiaten das Betelblatt und die

Nuß der Arecapalme, im Orient der Mohn, und in andern Ländern der Tabak und viele ähnliche Dinge.

Aber die Coca gewährt dem Indianer nicht allein einen Sorgenbrecher, sondern bildet auch den Hauptbestandtheil seiner Nahrung. Mit einem Cocavorrathe kann sich ein Indianer 5 – 6 Tage lang erhalten, ohne etwas anderes zu essen. Die armen Bergleute in den peruvianischen Minen sind sämmtlich Coqueros, und man behauptet, daß sie ohne Coca nicht in Stande sein würden, die beschwerliche Arbeit auszuhalten, welche ihnen ihr Beruf auferlegt. Im Uebermaße genossen, übt die Coca einen schädlichen Einfluß auf den menschlichen Körper aus, aber bei mäßigem Gebrauche ist sie in ihren Folgen viel unschuldiger als Opium oder Tabak.

Das Cocablatt wird nicht allein genossen. Es ist eine gewisse Vorbereitung nöthig, und man vermischt es noch mit einer andern Substanz, ehe es die gehörige Wirkung hervorbringt. Aber wir wollen die Bewegungen Guapo's beobachten, und so werden wir sehen, was *er* thut, denn Guapo ist ein echter Coquero.

Guapo bleibt seinem Versprechen treu und schläft nicht unter den Mollebäumen. Er verläßt die Gesellschaft und erklettert mit melancholischer Miene einen vorspringenden Felsen, auf welchen er sich niedersetzt, da er dort die Nacht zu verbringen beabsichtigt. Sein letzter Blick auf Don Pablo und dessen Familie war voll trüber Ahnung. Er hatte seinem Herrn nochmals Vorstellungen gemacht, aber ohne Erfolg. Dieser lachte nur über den Ernst

des alten Indianers und sagte ihm, daß er sich nach seinem Horste begeben und die Gesellschaft allein lassen möge.

Es war noch dämmerig, als Guapo zu dem Felsen hinaufkletterte. Man konnte gegen den Himmel seine hohe, magere Gestalt in allen ihren Umrissen erkennen. Er saß einige Augenblicke in ernster, nachdenklicher Stimmung und augenscheinlich mit Gedanken über die Giftbäume beschäftigt, da, aber der Hunger gewann bald die Oberhand, und er schickte sich an, sein Cocaabendessen zurechtzumachen. Dies war eine einfache Operation.

An Guapo's Halse hing ein kleiner, aus dem Felle der Chinchilla, eines schönen, kleinen Thieres, welches in diesen Gegenden einheimisch ist, gemachter Beutel. Dieser enthielt eine Quantität der getrockneten Cocablätter. Nachdem er ein halbes Dutzend dieser Blätter herausgenommen hatte, steckte er sie in den Mund und fing an, sie zu kauen. Sie waren nach kurzer Zeit mit Hilfe der Zunge, der Zähne und der Lippen in eine kleine Breikugel verwandelt, welche in seinem Munde hin und her rollte. Jetzt wurde ein zweiter Schritt bei dem Verfahren nöthig. Guapo ergriff eine kleine Kürbisflasche, welche an einem Riemen an seinem Halse hing. Diese war durch einen hölzernen Stöpsel verschlossen und an demselben eine Drahtnadel befestigt, welche die genügende Länge hatte, um bis auf den Boden der Flasche zu reichen. Nachdem Guapo den Stöpsel herausgezogen hatte, brachte er den unteren Theil der Nadel an die Lippen, steckte dieselbe wieder in die Flasche und zog sie

nochmals heraus. Diesmal erschien die Nadel mit einem feinen, weißlichen, an dem angefeuchteten Theile klebenden Pulver. Es war gebrannter und dann pulverisirter Kalk. Es hätte auch die Asche des Mollebaumes sein können, von welcher wir bereits gesprochen haben, und die, wie gesagt, sehr viel Kalk enthält, Zuweilen wird die Asche der Musa oder Pisana gebraucht, aber im Grunde genommen war es das wahrscheinlichste, daß Molleasche sei, was Guapo bei sich trug, denn diese wird von den Indianern von Südperu am höchsten geschätzt, und Guapo war ein Kenner im Cocakauen. Aber welches von den dreien – Kalk, Molle oder Musa – es auch sein mochte, Guapo führte die Nadel zum Munde und schob sie, ohne die Lippen zu berühren, in denselben, so daß sie durch die Kugel von gekauten Cocablättern drang, welche auf der Spitze seiner Zunge ruhte. Er durchstach sie wiederholt und geschickt mit der Nadel, bis das ganze Pulver in der Cocakugel geblieben war. Dann wurde die Nadel herausgezogen, abgewischt und mit dem Stöpfel der Kürbisflasche wieder an ihren Platz gebracht.

Nun kaute Guapo ruhig während eines Zeitraumes von ungefähr 40 Minuten – denn dies pflegt die zum Kauen eines Gerichts Cocablätter nöthige Zeit zu sein. Ja, diese Zeit wird so genau beobachtet, daß die Indianer beim Reisen die Entfernung darnach messen, und eine Coceada kommt so ziemlich der Zeit gleich, welche man dazu braucht, zwei englische Meilen zu gehen.

Nachdem die Coceada unseres alten Indianers beendet war, schlang er seinen Poncho von Lamawolle um sich,

lehnte sich an den Felsen und war bald in tiefen Schlummer versunken.

KAPITEL 4. DIE PUNA.

Guapo erwachte mit dem ersten Morgengrauen, weckte aber nicht sofort die Anderen auf. Es war noch zu finster, um den Gebirgspfad zu verfolgen. Seine erste Sorge bestand darin, sein Cocafrühstück einzunehmen, und hiermit beschäftigte er sich sogleich.

Als er den Kauprozeß beendet hatte, war der Tag völlig angebrochen, und er dachte daran, vom Felsen herabzusteigen, um die Schläfer zu wecken. Er wußte, daß sie noch schliefen, da noch keine Stimme aus dem Mollehaine gedrungen war. Man hörte das Pferd und das Maulthier das Gras abraufen, und die Lamas weideten jetzt auf einer offenen Stelle – das erste Mal, daß sie seit Ihrem Halte fraßen, da diese Thiere bei Nacht nicht weiden.

Guapo stieg mit furchterfülltem Herzen hinab. Wie würde er sich gefreut haben, die Stimme seines Herrn oder eines Andern von der Familie zu hören. Aber nein. Von Keinem von der Gesellschaft war ein Laut zu vernehmen. Er schlich sich gewandt dem Felsenabhange entlang und wand sich zwischen den Mollebäumen hindurch. Endlich erreichte er die Stelle. Sie schlafen Alle noch? – Ja, Alle!

»Sind sie todt?« dachte Gouapo, und sein Herz schlug voll Besorgniß. Es schien in der That so. Die Ermattung

der Reise hatte eine krankhafte Blässe über Aller Gesichter verbreitet, und man hätte beinahe glauben können, daß sie nicht mehr lebten. Aber sie athmeten.

»Ja, sie athmen!« rief der alte Indianer halblaut aus, »sie leben!« Guapo beugte sich nieder, erfaßte Don Pablo am Arme und schüttelte ihn – zuerst sanft, indem er zugleich einige Worte aussprach, um ihn zu erwecken. Aber weder das Schütteln noch das Sprechen hatte den geringsten Erfolg. Guapo schüttelte heftiger und rief lauter, Don Pablo schlief immer noch, Keins von den Anderen regte sich, Keins derselben hörte ihn. Dies war sonderbar, denn der Indianer wußte, daß Don Pablo, ebensowohl wie die Anderen, für gewöhnlich leicht erwachte. Guapo wurde unruhig, strengte seine Stimme auf's Aeußerste an und rüttelte dabei Don Pablo's Schulter noch kräftiger. Dies hatte den gewünschten Erfolg. Der Schläfer erwachte, aber so langsam und augenscheinlich mit solcher Anstrengung, daß etwas Geheimnißvolles darin lag.

»Was giebts?« fragte er mit halbgeöffneten Augen. »Ist es schon Morgen?«

»Die Sonne ist aufgegangen. Steht auf, Herr! Wir sollten bereits unterwegs sein,« antwortete der Indianer.

»Ich fühle mich sehr schläfrig – ich bin betäubt, ich kann kaum die Augen offenhalten. Was kann die Ursache davon sein?«

»Die Giftbäume, Herr!« antwortete Guapo.

Die Antwort schien auf Don Pablo Eindruck zu machen. Er strengte sich heftig an und erhob sich. Als er auf

den Füßen stand, konnte er sich kaum erhalten. Er hatte eine Empfindung, als ob er einen kräftigen Schlaftrunk eingenommen habe.

»Es muß so sein, guter Guapo. Vielleicht liegt in dem, was du gesagt hast, einige Wahrheit. O Himmel!« rief er plötzlich, sich besinnend, aus – »die Anderen – meine Frau und die Kinder!«

Dieser Gedanke hatte Don Pablo vollkommen munter gemacht, und Guapo und er schickten sich sofort an, die Anderen zu erwecken, was ihnen nach vielem Rufen und Rütteln gelang. Alle waren noch schlaftrunken und hatten die nämliche Empfindung wie Don Pablo selbst.

»Es muß in den Ausdünstungen dieser Bäume eine narkotische Kraft liegen,« murmelte Don Pablo. »Komm Frau, wir wollen fort, Wir dürfen nicht länger unter dem Einflusse bleiben, sonst möchte sich nur zu sehr bestätigen, was Guapo gesagt hat. Sattle – wir müssen unser Frühstück anderswo verzehren. Vorwärts! – vorwärts!«

Guapo hatte die Thiere bald in Bereitschaft, und Alle eilten von der Stelle fort und kletterten wieder den Bergpfad hinauf. Selbst die Thiere schienen sich langsam und träge fortzubewegen, als ob sie sich gleichfalls unter dem Einflusse eines Schlafmittels befunden hätten, aber die reine, kalte Bergluft äußerte bald ihre Wirkung; Alle erholten sich nach und nach, und nachdem sie in der Schlucht etwas Charqui und Ocas gekocht und davon gefrühstückt hatten, fühlten sie sich wieder leicht und frisch und legten ihre Reise mit erneuter Rüstigkeit fort.

Die Straße ging in der Schlucht fortwährend aufwärts, und an einigen Stellen erhoben sich die Ufer fast senkrecht aus dem trocknen Bette des Stromes und zeigten auf beiden Seiten Mauern von schwarzem Porphyr – der Felsenart, aus welcher die Riesenkette der Anden hauptsächlich besteht. Ueber ihren Köpfen kreischten kleine Papageien mit reichem Gefieder von der Art der Felsenpapageien, welche auf diesen Felsenklippen ihre Nester baut und sich dort aufhält. Dies ist ein eigenthümlicher Umstand, da alle anderen bekannten Papageien Baumbewohner sind und sich stets, außer bei ihrem Fluge von einem Orte zum andern, im Walde aufhalten. Aber selbst das Eichhörnchen, welches ein Thier ist, das besondern Gefallen an dem Leben auf den Bäumen findet, hat seinen Repräsentanten in mehreren Arten von Erdeichhörnchen, die nie auf einen Baum steigen, und unter den Affen giebt es den Troglodyten oder Höhlenchimpanse. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Affen wie Eichhörnchen jeder Art, welche man nach einer offenen oder baumlosen Gegend brächte, sich bald an ihre neue Lage gewöhnen würden, denn die Natur bietet viele Beispiele dieser Fähigkeit der Eingewöhnung von Seiten ihrer Geschöpfe.

Es war fast Sonnenuntergang, als unsere Reisenden den höchsten Punkt ihrer Straße, der fast 14000 Fuß über der Meeresfläche lag, erreichten. Hier gelangten sie auf eine freie Ebene, die sich weit vor ihnen ausdehnte, Ueber diese Ebene ragten Berge zu einer Höhe von vielen Tausend Fuß über die Fläche der Ebene selbst empor. Einige dieser Berge trugen eine Decke von ewigem

Schnee, die im Glanze der Abendsonne die schönsten rosenfarbenen, purpurrothen und goldenen Tinten zeigte. Die Ebene sah kahl und unfruchtbar aus, und die Kälte, welche unsere Reisenden jetzt empfanden, erhöhte noch die Unfreundlichkeit der Gegend. Es waren keine Bäume zu erblicken. Dürres, gelbes Gras bedeckte den Boden, und die Felsen standen nackt und zerklüftet da. Sie hatten eine der hohen Tafelebenen der Anden erreicht, welche unter dem Namen der Puna bekannt sind.

Diese merkwürdigen, über dem Bereiche des Ackerbaues gelegenen Strecken sind fast unbewohnt. Ihre einzige Einwohnerschaft besteht aus ein Paar armen Indianern, welche von den reichen Grundbesitzern der niedrigeren Thäler als Hirten verwendet werden, denn auf diesen kalten Hochebenen gedeihen Schafe, Rinder, Lamas und Heerden der wolltragenden Alpaca. Man kann jedoch Tage lang durch diese wilden Gegenden reisen, ohne einen einzigen der armen, einsamen Bewohner, welche diese Heerden bewachen, anzutreffen.

Als die Gesellschaft die Puna erreichte, hatte sie ihre Tagereise gemacht und wollte anhalten. Die Lamas zeigten schon Merkmale der Ermüdung, indem sie stehen blieben und ihren seltsamen, dröhnenden Ton ausstießen. Aber Guapo kannte diese Gegend, denn er war, obschon ein Abkömmling der Incas, ursprünglich aus dem großen Walde jenseits des östlichen Abhanges der Anden gekommen, wohin sich viele der peruvianischen Indianer nach den grausamen Metzeleien Pizarro's zurückgezogen hatten. Er erinnerte sich jetzt, daß nicht fern von dem

Orte, wo sie sich befanden, die Hütte eines Hirten stand und daß der Hirte selbst ein alter Freund von ihm war. Dies würde gerade der rechte Ort sein, um über Nacht zu bleiben, und Don Pablo beschloß, auf Guapo's Rath bis zu der Hütte vorzudringen, Guapo fiel vor den Lamas auf die Kniee, und nachdem er sie geliebkost und geküßt und eine große Menge von Schmeichelworten angewendet hatte, bewog er diese Thiere endlich zum Weitergehen. Es würde kein anderes Mittel etwas genützt haben, da das Schlagen keins von den Lamas dazu hätte vermögen können, sich einen Zoll breit von der Stelle zu rühren. Das Leitthier, das ein schönes, großes Geschöpf und seinem Herrn sehr lieb war, schritt endlich weit aus und das andere folgte, durch den Klang des am Halse des ersteren klingelnden Glöckchens ermutigt, nach und die Reisenden bewegten sich vorwärts.

»Komm, Papa!« rief Leon, »du bist müde – besteige dies Pferd – ich kann ein wenig gehen,« und zu gleicher Zeit schwang sich der Knabe vom Pferde und führte es zu der Stelle, wo sein Vater stand. Nachdem er Letzterem den Zügel übergeben hatte, marschirte er quer über die Ebene Guapo und dessen Lamas nach.

Die Straße lief an den Felsen dahin, wo die Berge mit der Ebene zusammenstießen. Der Weg war nicht weit, denn die Hütte, von welcher Guapo sprach, wurde in der Entfernung von weniger als einer Viertelmeile sichtbar.

Es war eine merkwürdig aussehende Hütte, die eher einem schlechtgebauten Schober von Bohnenstroh als einem Hause ähnlich sah. Sie war auf folgende Art erbaut worden.

Zuerst hatte man einen Kreis von großen Steinen gelegt, dann eine Schicht Rahen, dann eine zweite Lage von Steinen und so fort, bis die kreisrunde Mauer eine Höhe von 4 – 5 Fuß bei einem Durchmesser von nicht mehr als 8 – 9 Fuß erreichte. Auf die Spitze der Mauer war eine Anzahl Stangen gesetzt worden, so daß sie oben zusammentrafen, wo man sie aneinander gebunden hatte. Diese Stangen waren nichts anderes als die langen Blumenstengel der *Maguay* oder amerikanischen Aloe, da in der Nachbarschaft kein anderes Holz von hinreichender Menge wuchs. Sie dienten als Dachbalken, und über dieselben waren Latten gelegt und befestigt worden. Ueber das Ganze breitete man eine Schicht des langen, groben Punagrases, welches an seiner Stelle durch Grasseile festgehalten wurde, die man über dasselbe von einer Seite nach der andern gezogen hatte. Dies war die Hütte des Freundes Guapo's, und sie glich allen anderen, welche man in den wilden Regionen der Puna antrifft. In der Seite war eine Thüre von nicht mehr als zwei Fuß Höhe gelassen worden, so daß man auf Händen und Knien hineinkriechen mußte.

Während sich unsere Reisenden näherten, sahen sie, daß der Eingang durch eine Ochsenhaut verschlossen war, welche die ganze Oeffnung bedeckte.

Nun erhob sich zunächst die Frage, ob der Hirt zu Hause sei. Aber als sie dem Hause näher kamen, rieth Guapo, daß Don Pablo absteigen und Leon auf das Pferd lassen solle. Dieser Rath wurde wegen der Punahunde gegeben, mit denen Guapo schon bekannt war. Diese, unter dem Namen Incahunde bekannten Thiere sind wohl die böartigsten ihrer Gattung. Sie sind klein, haben spitzi-ge Schnauzen, aufwärts gebogene Ruthe und langes, zottiges Haar. Sie sind halbwild und so bissig und knurrig, als nur ein Hund sein kann. Sie greifen Fremde wüthend an, und es wird selbst ihren Herren schwer, einen Freund vor ihren Anfällen zu schützen. Sogar wenn sie verwundet und nicht mehr im Stande sind, sich auf den Beinen zu erhalten, pflegen sie an der Erde hinzukriechen und Diesenigen, welche sie verwundet haben, in die Beine zu beißen. Sie sind gegen die Weißen noch feindseliger gesinnt als gegen die Indianer, und es ist zuweilen gefährlich, sich einer Indianerhütte zu nähern, wo drei bis vier dieser böartigen Thiere gehalten werden, da sie an dem Pferde hinaufspringen und den Reiter in die Beine beißen. Ihre Herren müssen oft den Stock gebrauchen, ehe sie sich Gehorsam von ihnen verschaffen können. Man kann in jeder Indianerhütte mehrere dieser Thiere finden, da sie den Hirten beim Hüten ihrer Heerden und zur Jagd außerordentlich nützlich sind. In der ganzen Puna werden sie häufig zur Jagd des *Auta*, einer Rebhuhnart, welche sich in dem binsenartigen Grase aufhält, benutzt. Dieser Vogel wird von den Hunden aufgespürt, gepackt,

ehe er auffliegen kann, und durch einen einzigen Biß seines grimmigen Verfolgers getödtet. Guapo wendete aus Vorsorge gegen den bössartigen Charakter der Incahunde große Vorsicht an, als er sich der Hütte seines Freundes näherte. Zuerst rief er laut, aber es folgte keine Antwort. Dann schlich er mit seinem langen Messer oder Machete in der Hand behutsam vorwärts, hob die Haut in die Höhe, welche den niedrigen Eingang verdeckte, und schaute hinein. Die Hütte war leer.

KAPITEL 5. DER WILDE PUNASTIER.

Dies machte Guapo keine große Unruhe. Er wußte, daß er sich die Freiheit nehmen dürfe, die Wohnung seines Freundes für die Nacht zu benutzen, selbst wenn sein Freund nicht zurückkehrte, um dieselbe zu gewähren. Er kroch hinein. Sein Freund war natürlicherweise nur auf kurze Zeit abwesend und sah ohne Zweifel nach seinen Schaf- oder Alpaca-Heerden, und da er ein Junggeselle war, so fand sich zu Hause keine Frau vor, wohl aber sein Hausgeräthe und seine Möbel. Möbel! Nein, die gab es nicht. Die findet man niemals in der Hütte eines Punahirten. Hausgeräthe! Ja – es war eine irdene Olla, d. h. ein Topf, um Suppe darin zu bereiten, ein zweiter, um Mais zu kochen oder zu rösten, ein Wasserkrug, ein Paar auseinandergeschnittene Kürbisschaalen zu Tellern, 2 – 3 dergleichen zu Bechern vorrätig, das war Alles. Diese bildeten den Katalog des Hausgeräthes. Zwei in einiger Entfernung von einander hingelegte Steine stellten den Feuerplatz vor, auf welchem der Hirt, wenn er ein Feuer

zum Kochen anzündet, dasselbe aus trockenem Kuhmist macht. Auf der Erde lagen ein paar schmutzige Schafelle. Ein Bett fand sich nicht vor. Weiter war nichts zu erblicken. Ja, es war noch etwas vorhanden, und dies erfreute das Auge Guapo's. In einem Sacke, der an der Wand hing und welchen er bald erfaßte, fühlte er Etwas – einen Vorrath runder, harter Gegenstände, die ungefähr so groß waren wie große Kastanien. Guapo wußte recht gut, daß dies Macas waren.

Dies sind knollige Wurzeln, welche in den hohen Regionen der Puna wachsen, wo weder Ocas, Ullucas noch Kartoffeln gedeihen. Sie werden von den Einwohnern angebaut und bilden in vielen Gegenden die ausschließliche Nahrung dieser dürftigen Menschen. Sie haben einen angenehmen, etwas süßlichen Geschmack, und sind, in Milch gekocht, einigermaßen gekochten Kastanien ähnlich. Man kann sie länger als ein Jahr aufbewahren, indem man sie nur an der Sonne trocknet, und dann der kalten Luft aussetzt, wodurch sie hart und runzlig werden. In diesen hohen Gegenden gedeihen sie am besten, denn obgleich sie auch in den tieferen Thälern wachsen, so sind sie doch dort geschmacklos und unbrauchbar. Die Indianer bereiten sie dadurch für den Genuß vor, daß sie eine Suppe oder einen Syrup daraus kochen, die mit geröstetem Maise gegessen werden.

Guapo wußte, daß ein Sack getrockneter Macas in seine Hände gefallen war, und hatte, trotz der Abwesenheit des Eigenthümers desselben, bereits den Entschluß gefaßt, sie zu seinem und seiner Gesellschaft Nutzen zu

verwenden. Seine Freude über die Entdeckung hatte sich noch nicht gelegt, als auch schon ein zweiter Sack seine Aufmerksamkeit auf sich zog und das Zeichen zu einer neuen frohen Ueberraschung gab. Er hatte den Sack augenblicklich in der Hand. In demselben ließ sich ein rasselndes Geräusch vernehmen. Es war Mais.

»Gut!« rief Guapo, »Mais und Macas! Dabei und bei dem Reste des Charqui werden wir heut Abend nicht fasten.«

Nun kroch Guapo wieder aus der Hütte und verkündete erfreut die von ihm gemachten Entdeckungen. Die Reisenden stiegen ab. Das Pferd und das Maulthier wurden mit Lassos auf der Ebene an Pflöcken festgebunden. Die Lamas ließ man frei laufen, da man wußte, daß sie sich nicht weit von ihren Herren entfernen würden.

Es war in dieser Gebirgsgegend schneidend kalt. Donna Isidora und die Kinder begaben sich in die Hütte, während Don Pablo und Guapo draußen blieben, um Brennmaterial anzusammeln. Es gab kein Reisholz, da in der Nähe nicht ein einziger Baum wuchs. Beide gingen auf die Ebene hinaus, um Taquia oder Viehmist aufzulesen, obgleich kein Vieh zu erblicken war. Die Spuren desselben fanden sich jedoch überall vor.

Während dieser Beschäftigung erhob sich der alte Indianer plötzlich mit einem furchtverkündenden Ausrufe aus seiner gebückten Stellung. Es ließ sich ein lautes Brüllen – das Brüllen eines Stieres vernehmen.

Es war ein großer schwarzer Stier zu sehen, der um einen Felsenvorsprung kam. Er näherte sich ihnen im

vollen Laufe mit gesenktem Kopfe und wild funkelnden Augen. Bei jedem Sprunge stieß er ein Gebrüll aus, das grauenhaft anzuhören war. Es würde schwer sein, einen furchtbareren Anblick zu denken. Im ganzen spanischen Amerika sind die Thiere dieser Art viel böstiger als irgend wo anders. Unter ihnen wählt man die, bei den berühmten Kämpfen verwendeten Stiere aus, und vielleicht ist die Race durch die Behandlung, welche sie bei diesen Anlässen erdulden, noch wilder gemacht worden, da Viele von denen, die in der Arena auftreten, später zur Zucht verwendet werden. Auch die spanisch-amerikanischen Vaqueros oder Hirten behandeln das, unter ihrer Obhut stehende Rindvieh mit großer Grausamkeit, und dies hat zur Folge, daß es sehr wild wird. Selbst bei Heerden, unter denen es keine Stiere giebt, findet man Kühe, bei denen es so gefährlich ist, sich zu nähern, daß die Vaqueros es nie wagen, sie zu treiben, wenn sie nicht ein gutes Pferd haben. In Folge dessen ist ein mexicanischer oder südamerikanischer Rinderhirt stets beritten. Es herrscht jedoch ein Unterschied zwischen den Stieren der einzelnen Theile dieser Länder. Auf den Llanos von Venezuela sind dieselben nicht so wild wie auf der Puna, und solche Verschiedenheiten finden sich auch in den verschiedenen Theilen von Mexico und auf den Pampas von Buenos-Ayres.

Die Punastiere sind wohl die grimmigsten und gefährlichsten von Allen und mehr als halb wild. Sie sehen kaum jemals ein menschliches Wesen und greifen ein solches an, sobald sie es erblicken. Für einen Berittenen ist

wenig Gefahr vorhanden, wenn sein Pferd nicht strau- chelt oder er herabstürzt. Aber gar mancher arme India- ner, der zu Fuße über diese Hochebenen reis'te, ist das Opfer dieser gefährlichen Tiere geworden.

Don Pablo sowohl wie auch Guapo wußten dies Alles und kannten deshalb ihre Gefahr recht gut. Keiner von Beiden hatte eine Waffe – nicht einmal einen Stock. Sie hatten ihre Messer und die anderen Waffen abgelegt, und diese waren in die Hütte getragen worden. Es wäre un- möglich gewesen, die Hütte zu erreichen, ohne von dem Stiere eingeholt zu werden, da das Thier fast von der- selben herkam, denn es war aus einem nahen Verstecke in den Felsen hervorgestürzt. Sie waren volle 200 Schritt draußen auf der Ebene, und wenn sie auf die Felsen zu- gelaufen wären, so hätte dies gerade soviel geheißen, als dem Stiere entgegen zu gehen und sich ihm gerade ge- genüber zu stellen. Ihre Gefahr war drohend. Was konnte geschehen?

Es blieb nicht viel Zeit zur Ueberlegung. Das wüthende Thier stand, laut brüllend, den Kopf schüttelnd und mit den langen, scharfen Hörnern drohend, dreißig Schritt von ihnen. Don Pablo und der Indianer hatten in die- sem Augenblicke fast gleichzeitig einen glücklichen Ein- fall. Der Abend war, wie bereits gesagt, grimmig kalt, und beide hatten ihre Ponchos anbehalten, als sie ausgingen, um Brennmaterial einzusammeln. In diesem gefahrvol- len Augenblicke fiel ihnen der Kunstgriff der Matadore mit ihren rothen Mänteln ein. Beide hatten denselben

ausführen sehen – Don Pablo sehr oft – und sie verstanden daher etwas von den Handgriffen dabei. Beide hatten im Momente die Ponchos von den Schultern gerissen, sich wie Matadors aufgestellt und erwarteten nun den Angriff des Stieres. Sie kamen überein, daß sie, sobald der Stier durch Einen von ihnen geblendet wäre, beide mit größter Eile auf die Felsen zulaufen wollten, wo sie leicht außer den Bereich des Thieres klettern konnten.

Don Pablo befand sich zufällig mehr auf dem Wege des Thieres, und sein auffälligerer Poncho zog vielleicht dessen Aufmerksamkeit auf sich, kurz, er hatte zuerst den Angriff desselben auszuhalten. Er warf seinen Poncho mit der Geschicklichkeit eines geübten Matadors über die Hörner des Thieres und beide liefen dann auf den Felsen zu. Als sie das Gesicht nach der Hütte wendeten, sah jedoch Don Pablo zu seinem Entsetzen Donna Isidora mit Leon und der kleinen Leona außerhalb derselben, und sogar in einiger Entfernung von dem Eingange! Sie waren durch das Brüllen des Stieres und das Rufen der Männer herausgelockt worden.

Don Pablo rief ihnen mit bebender Stimme zu, nach der Thüre zu eilen, aber sie waren durch den Schrecken gelähmt und einige Augenblicke nicht im Stande, sich zu regen. Endlich faßte sich Donna Isidora und eilte nach dem Eingange, indem sie die Kinder vor sich hertrieb. Aber die niedrige Thüre machte das Hineinkommen schwer, es dauerte lange, ehe sie durch dieselbe kriechen konnten, und es schien, als ob es zu spät sein

würde, da der Stier den Poncho abgeschüttelt, sich umgedreht hatte und gerade auf die Hütte losstürzte.

»O Gott, beschütze sie!« rief Don Pablo, als er das rasende Thier nur wenige Schritte von der Stelle sah, wo seine Gattin kniete, um durch die Thür zu kriechen. »Sie ist verloren! sie ist verloren!«

Der Stier eilte im Galopp geradewegs auf sie los, und es schien, als ob nichts sie jetzt hätte retten können.

In diesem Augenblicke drang der Hufschlag eines Pferdes im vollen Galoppe zu ihren Ohren. Don Pablo blickte auf. Ein fremder Reiter – ein Indianer, war in der Nähe. Ueber seinem Kopfe kreiste ein seltsames Instrument. Dies bestand aus drei, mit dem einen Ende an einander befestigten Riemen, während sich am andern Ende eines jeden derselben eine Kugel befand. Diese Kugeln wirbelten und drehten sich in der Luft. Im nächsten Augenblicke sah man Riemen und Kugeln den Händen des Reiters entfliegen und sich um die Beine des Stieres schlingen. Dieser that einen ungeschickten Sprung nach vorn und stürzte dann auf die Ebene hin, wo er hilflos und mit den Beinen ausschlagend liegen blieb. Der Reiter stieß ein Triumphgeschrei aus, sprang vom Pferde, eilte auf das gefallene Thier los und stieß ihm die Klinge seines langen Machete in die Gurgel. Es schoß ein rother Strom hervor, und nach ein Paar Secunden lag das schwarze Ungeheuer regungslos auf der Ebene.

Der neue Ankömmling wand ruhig die Riemen – die Bolas – von den Beinen des todten Stieres los und wendete sich dann zu unseren Reisenden.

KAPITEL 6. DER VAQUERO.

Ihr Retter war sein Anderer als der Vaquero, Guapo's Freund, der jetzt diesen nebst seinen Gefährten willkommen hieß und ihnen in der höflichen Phraseologie aller spanischen Amerikaner sagte, daß sein *Haus* zu ihren Diensten stehe und daß alles darin Befindliche ihnen gehöre.

Die Macas, der Mais und ein frisches Stück von dem wilden Stiere setzte sie in den Stand, eine ausgezeichnete Abendmahlzeit zu halten. Zur Belohnung der Gastfreundschaft des Vaquero machte Don Pablo demselben ein hübsches Geschenk aus seiner Börse, aber was ihm noch größeres Vergnügen verursachte, war ein Vorrath von Coca, welchen ihm sein Freund Guapo zukommen lassen konnte, da der seinige schon seit einigen Tagen erschöpft war. Guapo hatte bei der Abreise von Cuzco seinen letzten Peseta auf den Ankauf dieses Luxusartikels verwendet, und war daher auf Wochen wohl damit versehen.

Nach dem Abendessen setzte er sich mit seinem Freunde bei Seite und sie kauten eine gute halbe Stunde lang, worauf endlich Guapo, der wußte, daß er dem Vaquero vertrauen könne, da dieser, gleich ihm, zu den Patriotas gehörte, diesem den Zweck ihrer Reise durch diese öde Gegend mittheilte. Der Vaquero versprach nicht allein Geheimhaltung, sondern verpflichtete sich auch, jeden Verfolger vollständig von der Fährte abzubringen. Er hatte selbst in seiner abgelegenen Gebirgsheimath von

Don Pablo gehört, wußte, daß er ein guter Patriot und Freund der Indianer war, und würde daher sein Leben daran gesetzt haben, einem solchen Manne zu dienen, denn kein Volk hat sich den Freunden seiner Race ergebener gezeigt, als diese einfachen und treuen Indianer der Anden. Wie viel. Beispiele edler Aufopferung – selbst des Lebens, haben sich während der jammervollen Geschichte ihrer Unterjochung durch die grausamen und blutdürstigen Gefährten Pizarro's zugetragen.

Der Vaquero that deshalb Alles, was in seinen Kräften stand, um seinen Gästen den Aufenthalt während der Nacht angenehm zu machen. Seine Hunde, deren er vier besaß, hatten keine so gastfreundlichen Gesinnungen, denn sie schienen Freunde von Feinden nicht unterscheiden zu können. Sie waren bald nach dem Eintreffen ihres Herrn gekommen und hatten einen wilden Angriff auf Alle gemacht. Der Vaquero ließ ihnen jedoch mit Hilfe Gua-po's, der als Indianer weniger von ihnen belästigt wurde, vermittels einer großen Peitsche, die er bei sich führte, eine derbe Züchtigung zu Theil werden. Dann packte er sie Alle, band sie zusammen und ließ sie hinter der Hütte einander beißen und anknurren, was sie auch die ganze Nacht hindurch thaten. Nachdem das Abendessen vorüber war, würden sich sämmtliche Reisende zur Ruhe begeben haben, wenn nicht der Vaquero mitgetheilt hätte, daß er ausgehe, um Chinchila- und Viscacha-Schlingen zu stellen, worauf Leon um Erlaubniß bat, ihn begleiten zu dürfen. Diese wurde ihm sowohl von Don Pablo als auch von dem Vaquero gewährt.

Die Chinchilla und ihr naher Verwandter die Viscacha sind zwei kleine Nagethiere, welche die höchsten Gebirge von Peru und Chili bewohnen. Sie sind ziemlich von gleicher Größe und beide ungefähr so groß wie ein Kaninchen, welchem sie in ihren Gewohnheiten sehr ähneln. Sie haben jedoch lange Schwänze, welche sich bei den Kaninchen nicht finden, dagegen werden sie von letzteren in der Größe der Ohren übertroffen. Die Farbe der Chinchilla kennt Jedermann, da ihr weicher, sammetartiger Pelz von den Damen als Putzgegenstand hoch geschätzt wird und sich bei jedem Kürschner vorfindet. Das Thier ist schwarz und weiß marmorirt, was ein schönes Grau bildet, und hat ganz weiße Füße. Der Pelz der Viscacha ist nicht so schön, da er ein bräunlich weißes Gemisch zeigt. Ihre Backen sind schwarz mit langen, borstigen Schnurren, wie die einer Katze, während ihr Kopf dem des Hasen oder Kaninchen ähnlich sieht. Diese beiden unschuldigen kleinen Geschöpfe leben auf den hohen Abhängen der Anden in Löchern und Spalten der Felsen, wo sie am Tage versteckt bleiben und sich alle 12 Stunden herausschleichen, um Nahrung zu suchen, nämlich in der Abenddämmerung und am frühen Morgen. Man fängt sie in Schlingen, welche aus Pferdehaaren gemacht und vor ihren Höhlen gelegt werden, gerade wie man die Kaninchen im Gehege fängt, nur mit dem Unterschiede, daß man für diese dünnen, elastischen Drath, anstatt der Pferdehaare, anwendet.

Leon fand an dem Ausfluge großes Vergnügen, da ihm der Vaquero zeigte, wie man die Schlingen legt, und ihm

außerdem viele interessante Geschichten über das Leben und die Gewohnheiten auf der Puna erzählte. Einige dieser Geschichten handelten von dem großen Condor, den der Erzähler natürlicherweise als viel größer beschrieb, als er wirklich ist, denn der Condor ist, im Grunde genommen, nicht viel größer, als der Greifgeier oder selbst der californische Geier.

Auf dem Wege nach dem Orte, wo die Schlingen gelegt werden sollten, kamen sie an einer Lagune oder einem sumpfigen See vorüber, auf welchem sich viele, diesen hohen Gegenden eigenthümliche Vögel befanden. Auf dem offenen Wasser erblickten sie eine wilde Gans von einer sehr schönen Art. Man nennt sie die Huachua-Gans. Ihr Gefieder ist schneeweiß, mit Ausnahme der hellgrünen und violetten Flügel, während der Schnabel, die Füße und die Beine scharlachroth sind. Sie sahen zwei Arten Ibisse im Sumpfe waten und ein riesenhaftes Wasserkuhn, das beinahe so groß war wie ein Truthahn. Dieses letztere ist von dunkelgrauer Farbe mit rothem Schnabel, an dessen Basis sich ein großer gelber Knoten, in Gestalt einer Bohne befindet. Wegen dieser wird es von den Indianern Bohnennase genannt. Auf der Ebene in der Nähe des Randes des Morastes beobachteten sie einen schönen Kiebitz, dessen Gefieder dem der Huachua-Gans sehr ähnlich gezeichnet war und dessen grüne Schwinge in der Sonne wie polirtes Metall glänzten. Ein anderer merkwürdiger Vogel saß auf der Ebene oder flog

ihnen um den Kopf. Dies war ein Raubvogel aus der Gattung der Falken, welchen der Vaquero Huara hua nannte. Er sagte Leon, daß sich derselbe nur von Aas nähre und seine Nahrung niemals selbst tötete, daß er sehr unschädlich und zahm sei, was augenscheinlich begründet war, da kurz darauf einer derselben, der auf einem Steine saß, dem Indianer gestattet, heranzukommen und ihn mit einem Stocke niederzuschlagen!

Der Vaquero war nach seiner Art ein ganzer Naturforscher – d. h. er kannte sämtliche Thiere der Puna und ihre Gewohnheiten, wie man bei uns zuweilen einen Wilchüter oder oftmals einen Hirten oder Bauerknecht dieser Art findet. Er zeigte Leon einen Steinspecht, welchen er Pito nannte und der umherflatterte und von einem Felsen zum andern flog. Dieser Steinspecht ist, wie der bereits von uns erwähnte Felsenpapagei, eine merkwürdige Naturerscheinung, da die Spechte bekanntermaßen sämtlich Waldvögel sind, dieser aber zwischen Felsen lebt, wo kein Baum und, außer dem dornigen Cactus und Agaven, mit welchen saftreichen Gewächsen der Specht nichts zu schaffen hat, kaum eine Pflanze zu erblicken ist. Der Pito ist ein kleiner brauner, gefleckter Vogel mit gelbem Bauche, und es flog eine beträchtliche Anzahl derselben umher.

Aber das Thier, welches Leon's Aufmerksamkeit am meisten erregte, war ein kleiner Vogel, von der Größe eines Staares, mit recht hübschem Gefieder. Er sah braun aus, hatte schwarze Streifen auf dem Rücken und eine weiße Brust. Aber das Gefieder des Vogels war es

nicht, was Leon interessirte; dies bestand in dem, was ihm sein Begleiter von einer sonderbaren Gewohnheit dieses Vogels sagte, nämlich, daß er am Ende jeder Stunde der Nacht seine melancholische und eintönige Stimme erschallen läßt. Die Indianer nennen diesen Vogel den Hahn des Inca und betrachten ihn mit einer Art abergläubischer Verehrung.

Nachdem der Vaquero seine Schlingen gelegt hatte, machte er sich mit seinem jugendlichen Gefährten auf den Rückweg. Während sie dem Fuße des Berges entlang gingen, kam ein Fuchs aus den Felsen hervorgeschlichen und stahl sich, ohne Zweifel um Beute aufzusuchen, nach dem sumpfigen See. Es war der Azarafuchs, eine höchst kräftige Art, welche sich in ganz Südamerika findet. Er bildet eine große Plage der Punahirten, da er ein eifriger Jäger ist und viele der jungen Lämmer und Alpacas tödtet. Der Vaquero war verdrüßlich darüber, daß er seine Hunde nicht bei sich hatte, da er den Fuchs nach dem, von demselben eingeschlagenen Wege zu urtheilen, sicher erlegt haben würde, und dies wäre schon der Mühe werth gewesen, da die großen Schafheerden-Besitzer ihren Hirten für jeden alten Fuchs, welchen sie tödten können, ein Schaf, und für jeden jungen ein Lamm geben. Aber die Hunde waren bei dieser Gelegenheit zurückgelassen worden, damit sie Leon nicht beißen sollten, und der Vaquero mußte Reinecke seines Weges ziehen lassen. Die Nacht war hereingebrochen, als sie wieder in der Hütte eintrafen, und nachdem Leon die Ereignisse ihres Ausfluges erzählt hatte, begaben sich Alle zur Ruhe.

KAPITEL 7. LAMAS, ALPACAS, VICOGNAS UND GUANACOS.

Unsere Reisenden waren schon bei Tagesanbruch munter. Als sie aus der Hütte traten, bot sich ihren Augen ein merkwürdiges und interessantes Schauspiel dar. Sie sahen auf einen Blick alle vier Arten des berühmten Kameelschafes der Anden – das Lama, das Guanaco, das Alpaca und die Vicogna. Dies war allerdings ein seltener Anblick. Sie weideten Alle auf der freien Ebene; zuerst die Lamas in der Nähe der Hütte, dann draußen auf der Ebene eine Heerde zahmer Alpacas. Hierauf weiter entfernt eine Heerde von Guanacos und in noch größerer Ferne eine Heerde der scheuen Vicognas. Die Guanacos und Vicognas hatten eine gleichmäßige Farbe, d. h. die Farbe der einzelnen Thiere jeder Heerde war die nämliche, während unter den Lamas und Alpacas eine große Verschiedenheit zeigte. Die beiden letzteren Arten waren zahme und standen unter der Obhut des Freundes Guapo's, des Hirten, während die Vicogna- und Guanacoheerden aus wilden Thieren bestanden.

Unter den Geschöpfen Südamerika's hat wohl keins so große Beachtung gefunden wie das Lama, da es das einzige Lastthier war, welches die Indianer bei der Ankunft der Europäer in diesem Lande zu ihrem Gebrauche gezähmt hatten. Von den ersten spanischen Reisenden wurden so viele seltsame Geschichten in Bezug auf dieses Kameelschaf erzählt, daß sich natürlicherweise ein bedeutendes Interesse an dasselbe knüpfen mußte. Sie berichteten, daß das Lama zum Reiten gebraucht werde, dies

ist jedoch nicht der Fall. Es wird nur zum Lasttragen abgerichtet, obschon man zuweilen einen Indianerknaben aus Ungezogenheit oder wenn er über einen Fluß setzt und keine nassen Füße bekommen will, auf dem Rücken eines Lamas sehen kann.

Das Lama ist vom Huf bis zur Schulter 3 Fuß hoch, obgleich es sein langer Hals größer erscheinen läßt. Seine Farbe ist meistens braun, mit schwarzen und gelben Schattirungen, zuweilen gefleckt, und es giebt aus schwarze und weiße Lamas, die jedoch selten sind. Seine Wolle ist lang und grob, wenn schon die der Weibchen, welche kleiner sind, feiner und besser ist. Letztere werden niemals zum Lasttragen verwendet, sondern nur zur Zucht gehalten. Man läßt sie in Heerden auf den Höhen der Puna weiden, und eine solche Heerde war es, welche unsere Reisenden in der Nähe der Hütte erblickten.

Die Männchen werden zum Lasttragen abgerichtet, sobald sie das vierte Jahr erreicht haben. Man befestigt ihnen einen Packsattel, welcher Yergua genannt wird und aus grober Wolle gewebt ist, auf den Rücken, und auf diesen werden die Waaren gelegt. Die Last übersteigt niemals 120 – 130 Pfund. Wenn ihm eine schwerere aufgeladen werden sollte, so begreift das Lama ebenso gut wie das Kameel, daß es überbürdet ist, und läßt sich weder durch Schmeicheleien noch durch Schläge bewegen, einen Schritt vorwärts zu thun. Es legt sich nieder oder speit, wenn es heftig geplagt wird, zornig nach seinem Treiber, und sein Speichel hat so ätzende Eigenschaften,

daß er Blasen erzeugt, wo er mit der Haut in Berührung kommt. Man hat Beispiele gesehen, daß sich ein durch schlechte Behandlung übermäßig gereiztes Lama aus Verzweiflung den Kopf an dem Felsen zerschmettert hat.

Die Lamas werden in Peru in den Bergwerken vielfach zum Transporte des Erzes verwendet. Sie leisten oft bessere Dienste als Esel oder Maulthiere, da sie die steilen Abhänge, wo weder Esel noch Maulthier gehen kann, auf- und absteigen. Man bringt sie zuweilen in langen Reihen nach den Küstengegenden hinab, um Salz und andere Waaren zu holen, aber bei solchen Anlässen sterben viele von ihnen, da sie das warme Klima des Flachlandes nicht ertragen können. Ihre eigentliche Heimath ist auf den höheren Ebenen der Anden. Eine Reihe Lamas auf der Reise ist ein sehr interessanter Anblick. Eins der größten pflegt den Anführer zu machen. Die Uebrigen folgen einzeln, mit langsamen, abgemessenen Schritten, und ihre Köpfe sind zierlich mit Bändern geschmückt, während kleine, an ihren Hälsen hängende Glöckchen bei ihrem Marsche klingeln. Sie werfen den hohen Kopf von einer Seite zur andern, wobei sie sich rings umsehen, und wenn sie durch etwas erschreckt werden, so pflegen sie auszubrechen und davon zu traben, so daß man sie nur mit Mühe wieder sammeln kann. Während sie ruhen, geben sie einen leisen summenden Ton von sich, welchen man mit dem Klange einer Aeolsharfe verglichen hat. Wenn sie beladen werden sollen, sowie beim

Schlafen, kauern sie sich auf die Brust nieder, wo sich eine schwierige Stelle vorfindet. Im Laufe des Tages ist ein Halt nöthig, um sie weiden zu lassen, da diese Thiere bei Nacht nicht fressen. In Folge dessen machen sie nur kurze Tagereisen von 10 – 15 Meilen, obschon sie lange Zeit reisen können, wenn man ihnen alle 5 – 6 Tage einen Ruhetag gestattet. Sie können, wie die Kameele im Orient, Tage lang ohne Wasser aushalten, und Buffon weiß von Einem, welches dasselbe 18 Monate lang entbehrt hat, aber Buffon ist eine sehr schlechte Autorität. Wenn eins derselben müde wird und nicht weiter gehen will, so ist es schwer, es durch Schmeicheleien vorwärts zu bringen.

Diese Thiere waren früher sehr werthvoll. Zur Zeit der Entdeckung von Amerika kostete ein Lama 18 – 20 Dollars. Aber die Einführung der Maulesel und anderer Lastthiere hat sie bedeutend billiger gemacht. Jetzt werden sie in den Bergwerksgegenden für ungefähr vier Dollars verkauft, aber da, wo sie gezüchtet werden, kann man sie für die Hälfte dieses Preises bekommen. Zur Zeit der Incas wurde ihr Fleisch vielfach als Nahrungsmittel gebraucht. Es wird noch immer gegessen, aber man zieht zu diesem Zwecke das gemeine Schaf vor, da das Fleisch des Lamas schwammig und nicht sehr wohlschmeckend ist. Die Wolle wird zu vielen Arten von Zeug verarbeitet.

Das Guanaco (dessen Name zuweilen Huanaca geschrieben wird, obgleich dies in der Aussprache ebendo

lautet wie Guanaco oder Guanaca) ist größer als das Lama und wurde lange Zeit nur für das wilde oder wildgewordene Lama gehalten. Es ist keins von beiden, sondern ein wesentlich verschiedenes Thier. Es lebt im wilden Zustande in den hohen Gebirgen, wenn es auch mit großer Mühe und Sorgfalt, wie sein Geschlechtsgenosse, das Lama, gezähmt und zum Lasttragen abgerichtet werden kann. In der Gestalt ist es letzterem ähnlich, aber die Guanacos sind, wie die meisten wilden Thiere, alle von gleicher Farbe. Die oberen Theile des Körpers sind röthlichbraun, die unteren dagegen schmutzigweiß. Die Lippen sind weiß und das Gesicht ist dunkelgrau. Die Wolle ist kürzer als die des Lamas und am ganzen Körper von gleichmäßiger Länge. Die Guanacos leben in Heerden von 5 – 7 Stück, die sehr scheu sind und zu den unzugänglichsten Klippen entfliehen, wenn ihnen jemand nähert. Sie können, wie die Gemen der Schweiz und die Bergschafe der Felsengebirge, die steilen Bergleisten entlang laufen, wo weder Menschen noch Hunde Fuß zu fassen im Stande sind.

Das Alpaca oder Baco, wie es zuweilen heißt, ist eins der nützlichsten peruvianischen Schafe und dem gemeinen Schafe ähnlicher als die anderen. Dies rührt von seiner, durch das dichte Vlies von langer Wolle verursachten stärkeren Gestalt her. Die Wolle ist weich, fein und oft fünf Zoll lang und bekanntermaßen ein wichtiger Artikel bei der Tuchfabrikation geworden. Ihre Farbe ist gewöhnlich entweder weiß oder schwarz, obgleich es gescheckte

Alpacas giebt. Die Indianer der Anden weben Ponchos aus der Alpacawolle.

Das Alpaca ist wie das Lama ein Hausthier, wird jedoch nicht zum Lasttragen verwendet. Man hält es in großen Heerden und scheert es regelmäßig wie die Schafe. Wenn eins der Alpacas von der Heerde getrennt wird, so pflegt es sich niederzulegen und sich lieber todtschlagen zu lassen, als daß es dahin ginge, wohin es der Treiber haben will. Der Leser hat ohne Zweifel manchmal ein gemeines Schaf die nämliche Hartnäckigkeit zeigen sehen.

Von allen peruvianischen Schafen ist die Vicogna das schönste und zierlichste. Sie hat eher die Gestalt des Hirsches oder der Antilope, als die des Schafes, und ihre Farbe ist so eigenthümlich, daß sie bei den Peruvianern den Namen des Thieres selbst: *Color de Vicunja* erhalten hat. Sie ist röthlichgelb und der unserer zahmen rothen Katzen nicht unähnlich, obgleich die Brust und die unteren Theile des Körpers weiß sind. Das Fleisch der Vicogna ein ausgezeichnetes Nahrungsmittel und ihr Vließ von noch höherem Werthe als das des Alpaca. Während ein Pfund von ersterer für einen Dollar verkauft wird, bringt ein Pfund Alpacawolle nur das Viertel dieser Summe ein. Aus dem Vliesse der Vicognas können Hüte und die feinsten Gewebe verfertigt werden, und die Incas pflegten sich in reiche, daraus gemachte Stoffe zu Heiden. Heut zu Tage sind die Ricos der reichen Grundbesitzer von Peru stolz auf den Besitz eines Ponchos von Vicognawolle.

Die Vicogna bewohnt die Hochebenen der Anden, obgleich sie sich im Gegensatze zu dem Guanaco selten auf

die Feldenklippen wagt, da ihre Klauen nur für den weichen Rasen der Ebenen geeignet sind. Sie schweift in größeren Heerden als jenes – von 18 – 20 Stück – umher, die gewöhnlich aus Weibchen unter dem Schutze und der Führung eines alten Männchens bestehen. Beim Weiden hält letzteres über die Heerde Wache, wobei es sich in einiger Entfernung aufstellt, so daß es besser im Stande ist, eine sich nähernde Gefahr sehen und hören zu können. Wenn sich eine solche zeigt, so warnt ein schrilles Pfeifen des Führers und ein heftiger Schlag mit der Klaue auf den Rasen die Heerde, die sich dicht zusammendrängt, wobei jedes Thier den Kopf in der Richtung der Gefahr ausstreckt. Hierauf ergreifen sie die Flucht, anfangs langsam, später aber mit der Schnelligkeit der Rehe, während das Männchen, seiner Aufgabe getreu, in der Nachhut bleibt und von Zeit zu Zeit Halt macht, wie um den Rückzug der Uebrigen zu decken.

Obgleich das Lama, das Guanaco, das Alpaca und die Vicogna verschiedene Thiergattungen sind, begatten sie doch mit einander, und es ist gewiß, daß sich einige ihrer Mischlinge wieder fortpflanzen. Es giebt in Folge dessen viele Zwischenarten oder »Maulthiere« in allen Ländern der Anden, von denen einige irrthümlicherweise für besondere Gattungen gehalten worden sind.

KAPITEL 8. EINE VICOGNAJAGD.

Da die Vicogna sowohl von innen als aus von außen, an Fleisch sowohl wie an Wolle, so werthvoll ist, so wird sie von den Gebirgsindianern mit großem Eifer

gejagt. Man kann sich diesem Thiere nur sehr schwer nähern, und auf diesen kahlen Ebenen giebt es selten eine Deckung, mit deren Hülfe es zu beschleichen wäre.

Die gebräuchlichste Art, es zu jagen, ist der Chacu. Dieser kann nicht durch einen einzelnen Jäger ausgeführt werden, sondern es ist eine große Anzahl dazu erforderlich. Gewöhnlich zieht die ganze Bevölkerung eines der Dörfer in die niedriger gelegenen Sierras zu diesem Jagdvergnügen, oder vielmehr Geschäfte, aus, da es eine jährliche Einnahmequelle ist. Selbst die Weiber gehen mit, um zu kochen und andere Obliegenheiten zu erfüllen, da die Jagd vermittels des Chacu zuweilen über eine Woche dauert.

Eine solche Jagdpartie pflegt von 50 bis 100 Personen zu umfassen. Sie steigen zu den Altos oder hohen und abgelegenen Ebenen, wo die Vicognas sich in der größten Menge aufhalten, hinauf. Sie führen ungeheure Bündel von Stricken und eine große Menge bunter Lappen, sowie Pakete von 3 – 4 Fuß langen Pfählen bei sich. Wenn ein geeigneter Platz auf der Ebene ausgewählt worden ist, so rammen sie die Pfähle in der Entfernung von 4 – 5 Schritten von einander und in einer Kreislinie ein, die manchmal eine Meile im Durchmesser hat. Dann wird von einem Pfahle zum andern in der Höhe von 2 – 3 Fuß vom Boden ein Seil gezogen, auf welches die zu diesem Zwecke mitgebrachten bunten Lappen gehängt werden, die dann fortwährend im Winde flattern. Auf diese Weise wird eine Art von Vogelscheucheneinzäunung errichtet, welche die Gestalt eines Kreises hat,

außer auf einer Seite, wo ein Raum von ungefähr 200 Schritten offen gelassen wird, um dem Wilde als Eingang zu dienen. Nun machen die Indianer, die meist beritten sind, einen großen Umweg und breiten sich meilenweit in der Gegend aus, bis sie hinter die Vicognaheerden gelangen, worauf sie dieselben in den Kreis treiben und den Eingang dadurch schließen, daß sie den Ring vollenden. Dann gehen die Jäger hinein und bemächtigen sich bald sämtlicher Gefangenen, indem sie ihre Bolas gebrauchen, oder selbst die Thiere bei den Hinterbeinen packen. Sonderbarer Weise machen diese einfältigen Geschöpfe keinen Versuch, die trügerische Einzäunung zu durchbrechen, oder darüber hinwegzuspringen. Anders verhält es mit den Guanacos, wenn sie so eingeschlossen werden. Diese springen sogleich auf die Einfassung los, – wenn zufälligerweise eine Herde derselben mit den Vicognas hereingetrieben worden ist, so durchbrechen sie nicht allein die Strickeinzäunung und befreien sich selbst, sondern auch die ganze Herde ihrer Vettern, der Vicognas. Man betrachtet es daher nicht als Gewinn, wenn eine Anzahl Guanacos mit in die Falle geht. Die Jagd dauert gewöhnlich mehrere Tage, aber während dieser Zeit wird die Strickeinzäunung von einem Orte zum andern transportirt, bis keine Vicognas mehr zu finden sind. Dann werden die Stricke, Pfähle u. s. w. hereingeholt und die Ergebnisse der Jagd unter die Jäger vertheilt. Aber die Kirche erhebt ihren Tribut von dem Chacu, und die Felle – von denen jedes einen Dollar werth ist – müssen dem Priester des Dorfes überliefert werden. Dies macht eine

hübsche runde Summe aus, da bei einem einzigen Chacu häufig 4–500 Vicognas erlegt werden.

Ein guter Jäger ist manchmal im Stande, auf die Vicogna anzuschleichen. Der Freund Guapo's wurde für einen der besten auf der ganzen Puna gehalten. Der Anblick der Herde draußen auf der Ebene mit ihren zierlichen Gestalten und schönen röthlichorangefelben Körpern war zu viel für ihn, und er beschloß, seine Geschicklichkeit an ihnen zu versuchen. Er sagte, daß er einen Plan ersonnen habe, den er bei dieser Gelegenheit in Ausführung zu bringen beabsichtige.

Don Pablo und seine Gesellschaft – selbst Donna Isidora und die kleine Leona – befanden sich sämmtlich außerhalb der Hütte, obgleich die Morgenluft rauh und schneidend war. Aber trotzdem blieb die Wohnung des wackern Vaquero nicht leer. Sie war mit einer sehr beträchtlichen Kolonie sehr kleiner Thiere bevölkert, und eine Nacht in ihrer Gesellschaft hatte den Reisenden genügt. Die schneidende Luft der Puna war noch erträglicher als solche Gesellschaft.

Der Vaquero kroch in die Hütte zurück und kam nach ein Paar Minuten wieder heraus, aber so verwandelt, daß ihn die Gesellschaft für ein Lama gehalten haben würde, wenn sie ihn nicht aus der Thüre hätte kommen sehen. Er war vollständig in die Haut eines solchen Thieres gehüllt. Nur sein Gesicht war zum Theil zu sehen und seine Augen schauten aus der Brust hervor. Der Kopf und der Hals

des Felles, die mit einem leichten Stoffe ausgestopft waren, standen nach der Art und Weise des lebenden Thieres aufrecht, und obschon die Füße etwas plump waren, so würde doch ein klügeres Thier als die Vicogna dazu gehört haben, diesen Mangel zu bemerken.

Alle Anwesenden, selbst der grämliche Guapo, lachten laut über die Verkleidung, und man konnte den Vaquero ebenfalls durch die lange Wolle auf der Brust kichern hören. Er verlor jedoch keine Zeit, sondern schickte sich sofort an, aufzubrechen. Er bedurfte keiner weiteren Vorbereitungen, als seine Bolas zu ergreifen, die seine Lieblingswaffe bildeten.

Die Bolas bestehen aus drei Kugeln – woher der Name rührt – von Blei oder Stein, von denen zwei schwerer sind als die Dritte, Jede Kugel ist an das Ende eines starken, aus geflochtenen Vicognasehnen gemachten Riemen befestigt, und die anderen Enden der drei Riemen sind mit einander verbunden. Beim Gebrauche hält der Jäger die leichteste Kugel in der Hand und schwingt die beiden anderen im Kreise um seinen Kopf, bis sie die gehörige Schnelligkeit erlangt haben, worauf er zielt und sie auswirft. Die Kugeln und die Riemen fliegen, im Kreise wirbelnd, durch die Luft, bis sie auf einen Gegenstand treffen, und wenn dies die Beine eines Thieres sind, schlingen sich die Riemen augenblicklich um dieselben, so daß das Thier völlig gefesselt ist und bei dem Versuche zu entfliehen sofort zu Boden stürzt. Natürlicherweise bedarf es vieler Uebung, ehe man ein solches Instrument geschickt gebrauchen kann, und der Neuling läuft einigermassen

Gefahr, daß ihm eine der Kugeln eine Kopfnuß versetzt und ihn selbst, anstatt des Wildes, zu Boden streckt, aber Guapo's Freund, der Vaquero, lief keine Gefahr, einen solchen Fehler zu begehen. Er hatte die Bolas mehr als 40 Jahre lang um seinen Kopf geschwungen.

Er erfaßte ohne weitere Umstände die Waffe, und nachdem er ihr mit seinen *Vorderbeinen* eine bequeme Gestalt gegeben hatte, schritt er auf die Vicognas los.

Die Reisenden blieben bei der Hütte und beobachteten ihn mit Aufmerksamkeit, aber seine Bewegungen waren besonders für Leon, der, wie alle Knaben, solche Unternehmungen aus angeborener Neigung liebte, interessant.

Die Virognaheerde war nicht mehr als $\frac{3}{4}$ Meilen entfernt. Auf der ersten Hälfte dieser Strecke wackelte der Vaquero ziemlich schnell dahin, aber als er den Thieren näher kam, rückte er langsamer und mit größerer Vorsicht vorwärts.

Die hübschen Geschöpfe waren eifrig mit Aesen beschäftigt und hegten keine Furcht. Sie wußten, daß sie von ihrer treuen Schildwache, dem Gebieter und Führer der Heerde, auf den sie volles Vertrauen setzten, gut behütet wurden. Selbst von der Hütte aus konnte man denselben in einiger Entfernung von der Heerde sehen. Er war an seiner bedeutenderen Größe und stolzeren Haltung leicht zu erkennen.

Das falsche Lama ist in der Nähe der Guanacos vorübergekommen, und diese haben es nicht beachtet. Dies ist ein gutes Zeichen, denn die Guanacos sind eben so klug und scheu wie ihre kleineren Vettern, und da es

ihm gelungen ist, diese zu täuschen, so wird das Nämliche wahrscheinlicherwise auch bei den Vicognas der Fall sein. Er nähert sich ihnen bereits. Er geht nicht auf die Heerde zu, sondern geradewegs auf den Führer los. Er muß nahe genug sein, und von der Hütte aus scheint er sich dicht bei den Thieren zu befinden. Seht! die Vicogna wirft den Kopf zurück und schlägt mit der Klaue auf den Boden. Hört! das ist sein schrilles Pfeifen. Die zerstreute Heerde schreckt plötzlich auf und drängt sich zusammen, aber das Lama steht aufrecht auf den Hinterbeinen, die Bolas wirbeln um seinen Kopf – sie werden ausgeworfen. Ha! die Vicogna stürzt!

Wo ist die weibliche Heerde? Ist sie davon gejagt und hat ihren Gebieter verlassen? Nein, sie eilt mit der Treue eines liebenden Weibes herbei, um seine Gefahr zu theilen. Sie sammelt sich mit gellendem Geschrei um ihn und bewegt sich hin und her. Das Lama ist in ihrer Mitte. Seht! es theilt mit einer Waffe Streiche aus – es ist ein Messer! Seine Opfer fallen rings um es – bei jedem Stoße eins, und eins nach dem andern fällt. Endlich liegen sie alle am Boden – ja, die ganze Heerde ist todt oder sterbend auf die Ebene hingestreckt.

Der Kampf ist vorüber, es ist kein Laut zu vernehmen, als die Hufschläge der Guanacos, Lamas und Alpacas, die in wilder Flucht die Ebene bedecken.

Leon konnte seine Neugierde nicht länger mäßigen, sondern eilte auf den Schauplatz des Gemetzels zu. Dort zählte er nicht weniger als 19 todt daliegende Vicognas,

die sämmtlich in die Rippen getroffen waren. Der Indianer versicherte ihm, daß dies nicht das erste Blutbad dieser Art sei, welches er angerichtet habe. Auf diese Art wird oft eine ganze Vicognaheerde erlegt. Wenn das Männchen verwundet oder getödtet ist, so verlassen die Weibchen dasselbe nicht, sondern theilen, wie aus Dankbarkeit für den Schutz, den es ihnen während seines Lebens gegeben hat, sein Schicksal, ohne einen Versuch zum Entrinnen zu machen.

KAPITEL 9. DER CONDORFANG.

Vermittels seines Pferdes hatte der Vaquero die Vicognas bald nach der Hütte geschafft. Guapo leistete ihm mit dem Maulthiere Beistand, und nach ein Paar Minuten waren sie alle herbeigeholt. Eine derselben wurde sofort abgezogen und ein Theil davon zum Frühstück zubereitet, bei welchem unsere Reisenden nachdrücklich einhieben, da die kalte Punaluft ihren Appetit geschärft hatte.

Die eben erlegten Thiere sowie die rothe Haut des Stieres, welche in einiger Entfernung von der Hütte an der Erde ausgebreitet worden war, hatten bereits die Condors herbeigelockt, und man sah 4 – 5 dieser großen Vögel in der Luft kreisen, augenscheinlich mit der Absicht, bei der ersten Gelegenheit darauf zu stoßen.

Der Vaquero schien einen Einfall zu haben, während seine Gäste noch beim Frühstück saßen, und er fragte Leon, ob es ihm Vergnügen machen würde, einen Condor fangen zu sehen. Natürlicherweise antwortete Leon bejahend.

Der Vaquero sagte, daß er ihm diesen Anblick verschaffen wolle, erhob sich, ohne sich weiter mit der Beendigung seines Frühstücks aufzuhalten – denn da er seine Coceada gehabt hatte, so machte er sich nichts aus demselben – und brachte seine Vorbereitungen zu dem Fange zu Ende.

Leon hatte nicht den geringsten Begriff, wie er einen dieser großen Vögel fangen wolle. Er glaubte, es werde mit den Bolas geschehen. Dies würde ganz gut gegangen sein, wenn er sich ihnen nur hinreichend hätte nähern können, aber die Condors waren so scheu, daß sie Niemand auf Tragweite der Bolas oder Flinten nahe kommen ließen. Nur wenn sie Gras gefressen und sich vollgepfropft haben, kann man sich ihnen auf diese Art nähern und sie sogar mit Stöcken niederschlagen.

Zu anderen Zeiten ist der Condor ein scheuer und mißtrauischer Vogel. Dies ist kein Wunder, denn er wird im Gegensatze zu den meisten andern Geiern fortwährend gejagt und getödtet. Die Geier der meisten Länder werden vom Volke geschont, weil sie durch die Hinwegschaffung des Aases gute Dienste leisten, und in vielen Gegenden stehen diese Vögel unter dem Schutze der Gesetze. In den südlichen vereinigten Staaten und mehreren der spanisch-amerikanischen Republiken bestehen Verordnungen, welche Geld- und andere Strafen auf die Tödtung der schwarzen Geier setzen. Auch in einigen Ländern des Orients giebt es ähnliche Gesetze. Aber der Condor wird durch kein Gesetz geschützt, im Gegentheile, er ist ein geächteter Vogel, und auf seinem Kopfe steht

ein Preis, da er den Besitzern von Schafen, Lamas und Alpacas großen Schaden zufügt, indem er die Jungen dieser Thiere tödtet und verzehrt. Seine großen Kielfedern werden außerdem in den südamerikanischen Städten sehr geschätzt, und die Erlegung eines Condors ist schon der Mühe werth. Dies Alles wird die Furchtsamkeit dieses großen Vogels erklären, während andere Geier so zahm zu sein pflegen, daß man sich ihnen bis auf ein Paar Schritte nähern kann.

Bis jetzt hielten sich die umherkreisenden Condors noch immer sehr fern von der Hütte, und Leon konnte nicht begreifen, wie einer derselben eingefangen werden sollte.

Aber der Vaquero kannte eine ziemliche Anzahl von »Waidkniffen«. Er nahm einen langen Strick, hob das Stierfell auf den Rücken und forderte Guapo auf, ihm mit den beiden Pferden zu folgen. Sobald er 4–500 Schritte von der Hütte entfernt war, legte er sich flach auf die Erde und zog die Haut, mit der Fleischseite nach oben gewendet, über sich. Es befand sich eine Vertiefung, ungefähr von der Größe seines Körpers – kurz eine Aushöhlung, welche er selbst bei einer früheren Veranlassung gemacht hatte, in der Erde, und als er in dieser auf dem Rücken lag, stand seine Brust ungefähr in gleicher Linie mit dem umliegenden Rasen. Der Zweck seiner Aufforderung an Guapo, ihn mit den Pferden zu begleiten, war nur ein Kniff, um die Condors, die von ihrem hohen Platze aus fortwährend auf die Ebene herabschauten, zu täuschen. Aber der Vaquero verhüllte sich so geschickt mit

seiner rothen Decke, daß selbst Ihre scharfen Augen ihn kaum bemerken konnten, und als Guapo hierauf die Stelle mit den Pferden verließ, glaubten die Geier, daß nichts zurückgeblieben sei, als das Fell, welches ihnen in Folge seines blutigen Aussehens als Fleisch erschien.

Die Vögel hatten jetzt von der Nähe der Hütte nichts zu fürchten. Dort saß die ganze Gesellschaft ruhig und verzehrte ihr Frühstück, anscheinend ohne sie zu beachten. Nach Verlauf von ein Paar Minuten senkten sie sich daher immer tiefer herab, und dann ließ sich einer der allergrößten ein Paar Fuß von der Haut zur Erde nieder. Nachdem er dieselbe einen Augenblick angeschaut hatte, ohne anscheinend etwas Verdächtiges zu erblicken, hüpfte er etwas näher. Jetzt kam ein zweiter zur Erde nieder, was dem ersten Muth gab, sodaß er endlich entschlossen auf die Haut trat und nun mit seinem großen Schnabel daran zu zerren anfang.

Jetzt war von Seiten des Vaquero eine Bewegung zu bemerken – die Haut bauschte sich auf, und zu gleicher Zeit sah man die Flügel des Condors sich heben und hin und her schlagen, als ob er in die Luft steigen wolle, es aber nicht könne. Er wurde augenscheinlich an den Füßen festgehalten.

Der zweite Vogel war bei der ersten Bewegung davon geflogen, und man sah die ganze Gesellschaft sich bald weit hinauf in den blauen Himmel schwingen.

Leon erwartete jetzt, daß sich der Vaquero zeigen werde. Aber dies geschah noch nicht. Der schlaue Jäger hegte keine solche Absicht, und obgleich er sich jetzt in einer sitzenden Stellung befand und die Beine des Condors festhielt, so waren doch sein Kopf und seine Schultern noch immer in die Stierhaut gehüllt. Er verstand die Sache zu gut, als daß er sein bloßes Gesicht dem Riesengeier gezeigt hätte, der ihm mit einem einzigen Schlage seines kraftvollen Schnabels eines Auges berauben oder ihn sonst wie schwer verwunden konnte. Der Vaquero wußte dies recht gut und verließ deshalb sein Versteck nicht eher, als bis er das eine Ende des langen Strickes fest um das Bein des Vogels geknüpft hatte, worauf er auf der einen Seite herausschlüpfte und eine Strecke davon lief, ehe er anhielt. Der anscheinend von seiner unangenehmen Gesellschaft befreite Condor machte eine plötzliche Anstrengung und erhob sich in die Luft, indem er die Haut hinter her zog. Leon stieß einen lauten Ruf aus, da er glaubte, daß der Geier entkommen sei, aber der Vaquero wußte es besser, da er das andre Ende des Strickes in der Hand hielt, und der Vogel sank, zum Theile durch die Last des Felles und zum Theile durch einen leisen Ruck des Jägers gezogen, bald wieder schwerfällig zur Erde nieder. Nun vereinigte sich Guapo mit dem Vaquero, und nach einigem behutsamen Manövriren gelang es ihnen, dem Condor den Strick durch die Nasenlöcher zu ziehen, sodaß er ohne Widerstand nach der Hütte gebracht und hinter derselben an einen Pfahl in der Erde

angebunden werden konnte, um abzuwarten, was sein Ueberwinder über ihn verfügen würde.

KAPITEL 10. DIE GEFAHREN EINER PERUVIANISCHEN STRASSE.

Es war ungefähr eine Stunde nach Tagesanbruch, denn die Vicognajagd hatte nur sehr kurze Zeit erfordert, und der Fang des Condors noch weniger. Don Pablo wünschte weiter zu ziehen, denn er wußte, daß er sich noch nicht außer dem Bereiche der Verfolgung befinde. Man wei-dete hastig ein Paar der Vicognas aus und verpackte sie zum Verbrache auf der Reise auf eins der Lamas. So versehen, trat die Gesellschaft ihre Reise wieder an.

Der Vaquero begleitete sie nicht. Er hatte ein Amt von viel größerer Wichtigkeit für ihr Wohlergehen und ihre Sicherheit zu besorgen. Sobald sie fort waren, ließ er seine vier knurrenden Hunde los, führte sie zu der Stelle, wo der Haufen todter Vicognas auf der Ebene lag, und ließ sie dort mit der Anweisung zurück, die Leichen gegen Füchse, Geier, oder was sonst eine Mahlzeit von denselben zu halten wünschen möchte, zu bewahren. Dann stieg er zu Pferde, ritt nach der Stelle, wo die, von Cuzco herkommende Straße auf das Tafelland führte, band sein Pferd an einen Busch, kletterte auf einen vorspringenden Felsen und setzte sich nieder. Von diesem Punkte aus hatte er einen Ueberblick über die gewundene Straße auf meilenweite Entfernung unter sich. Kein Reisender – und noch viel weniger eine Soldatenabtheilung konnte sich nähern, ohne daß er sie gesehen hätte, und zwar

viele Stunden zuvor, ehe sie zu der Stelle heraufkommen konnten, welche er eingenommen hatte, und aus diesem Grunde hatte er sich hierher postirt. Wenn Don Pablo verfolgt worden wäre, so würde der treue Indianer hinter ihm drein galoppirt sein und ihn lange vorher, ehe seine Verfolgenden die Ebene erreichen konnten, gewarnt haben.

Er blieb bis Sonnenuntergang sitzen, wobei er sich mit ein Paar Cocablättern vergnügte. Es ließ sich kein Verfolger sehen. Nun stieg er wieder zu Pferde und ritt nach seiner einsamen Hütte zurück.

Wir wollen unseren Reisenden folgen.

Sie kamen an diesem Tage über die Hochebene und ruhten in der Nacht unter dem Schutze einiger überhängenden Felsen auf der anderen Seite aus. Sie hielten ihr Abendessen von einem Theile der Vicognas und wurden um so heiterer, je mehr sie die Entfernung zwischen sich und der Gefahr vergrößerten. Am Morgen verweilten sie jedoch nicht länger bei ihrem Lagerplatze, als zur Zubereitung des Frühstücks nöthig war. Eine halbe Stunde nach Sonnenaufgang befanden sie sich schon wieder unterwegs.

Ihre Straße führte durch eine Gebirgsschlucht. Anfangs stieg dieselbe aufwärts, und fing dann an, abwärts zu gehen. Sie hatten den letzten Kamm der Anden überstiegen und zogen jetzt am östlichen Abhange hinab. Noch eine Tagereide oder höchstens zwei konnte sie an

die Grenzen des wilden Waldes führen, der sich vom Fuße der Anden bis an die Küsten des atlantischen Weltmeeres erstreckt – jenes Waldes mit kaum einer civilisirten Ansiedelung in seiner ganzen weiten Ausdehnung – wo es keine Straßen giebt – dessen einzige Pfade die Flüsse bilden – dessen düstere Dickichte stellenweise so undurchdringlich sind, daß selbst der Indianer sie nicht betreten kann und daß der blutgierige Jaguar, durch das dichte Unterholz gehindert, sich bei der Verfolgung seiner Beute der Baumwipfel bedienen muß. Noch eine Tagereise ungefähr sollte sie zu den Grenzen der Montanja führen – denn dies ist der Name, welchen man vermittels einer seltsamen, falschen Wortanwendung diesem Urwalde gegeben hat. Ja, die Montanja lag vor ihnen, und sie konnten dieselbe, obgleich sie noch fern war, dann und wann, während sich die Straße zwischen den Felsen hindurchschlängelte, wie ein grüner, nebelhafter Ocean weit hinaus bis an den Horizont erstrecken sehen.

In dieser fast grenzenlosen Region lebt Niemand, als die Eingeborenen des Landes – die wilden Indianer, und diese nur in einzelnen zerstreuten Gesellschaften. Selbst den Spaniern war es in ihren Ruhmestagen nicht gelungen, dieselbe zu erobern, und die Portugiesen auf der andern Seite hatten keinen besseren Erfolg gehabt. Hier und da versuchte es ein vereinzelter Missionär, die einfachen Eingeborenen zum Glauben an seine Religion zu verlocken, oder zwang ihnen, wenn er die Mittel dazu besaß, dieselbe mit Feuer und Schwert auf. Aber die Mehrzahl dieser Versuche, der Eroberung sowohl, als auch der

Bekehrung, waren mißglückt, und die ganze Montanja war jetzt, mit Ausnahme einiger vereinzelter Handelsposten oder verfallener Missionen an den Ufern der großen Flüsse, ebenso wild und rauh, als damals, wo die Schiffe des Columbus zuerst die Gewässer des caraibischen Meeres durchpflügten.

Die spanischen Colonisten an der peruvianischen oder westlichen Grenze dieses mächtigen Waldes waren niemals im Stande gewesen, als Colonisten oder Ansiedeler in denselben einzudringen. Von Zeit zu Zeit waren Expeditionen dessen Flüsse entlang gezogen, um das fabelhafte Goldland Manoa aufzusuchen, dessen König sich jeden Morgen mit einem Ueberzuge von Goldstaub bedeckte und deshalb *El dorado* (der Vergoldete) genannt wurde, aber alle diese Expeditionen endeten in Unglück und Niederlage. Die Ansiedelungen dehnten sich niemals weiter, als die Sierras oder Grenzhügel der Anden aus, die sich nur ein Paar Tagereisen (an manchen Stellen nicht mehr als 20 Stunden) weit von den volkreichen Städten auf den Gebirgshöhen erstrecken. Selbst heut zu Tage überschreitet man, sobald man 30 Stunden weit nach Osten von der großen Stadt Cuzco in der von Don Pablo eingeschlagenen Richtung reist, die Grenzen der Civilisation und gelangt in ein unerforschtes und selbst den Bewohnern von Cuzco unbekanntes Land. In den Ansiedelungen der Anden ist nur sehr wenig über die Montanja bekannt. Wilde Indianerstämme, Jaguars, Vampyre, Fledermäuse,

Mosquitoschwärme und die glühende Luft haben den Ansiedler wie den neugierigen Reisenden von diesen bewaldeten Ebenen ferngehalten.

Don Pablo hatte bereits die Grenzen der Civilisation hinter sich gelassen. Die einzigen Ansiedelungen, die er weiterhin finden konnte, waren nur die Hütten halbwilder Indianer. Er brauchte nicht zu fürchten, daß er auf dem, von ihm gewählten, unbesuchten Pfade einem weißen Gesichte begegnen würde, obschon er, wenn er einen anderen Weg eingeschlagen hätte, noch weiter nach Osten weiße Ansiedelungen gefunden haben würde. Unter den jetzigen Umständen lag die Wildniß vor ihm, und er mußte bald in dieselbe gelangen.

Und was wollte er in der Wildniß anfangen? Er wußte es nicht. Er hatte nicht darüber nachgedacht. Er wußte nur, daß hinter ihm ein unerbittlicher Feind war, der nach seinem Blute dürstete. Zurückgehen hätte ebensoviel geheißen, als sich in den gewissen Tod stürzen. Es fiel ihm nicht ein, zurückzugehen. Das wäre Wahnsinn gewesen. Sein Besitzthum war bereits confiscirt – sein Tod von dem Vicekönige befohlen, dessen Söldner Befehl hatten, ihn zu fangen oder zu tödten, wo sie ihn auch fänden. Seine einzige Hoffnung bestand also darin, jenseits der Grenzen der Civilisation zu fliehen – sich in der großen Montanja zu verbergen. Darüber hinaus hatte er noch keinen Plan entworfen. Er hatte kaum über die Zukunft nachgedacht. Vorwärts also, nach der Montanja!

Die Straße, welcher unsere Reisenden folgten, war weiter nichts als ein schmaler, durch das Vieh oder eine

Gesellschaft Indianer, die zuweilen von den tieferen Thälern nach den Gebirgshöhen zogen, gemachter Weg oder Pfad. Er führte am Rande eines Baches hin, der in seinem Felsenbette schäumend daherbrauste. Der Bach war ohne Zweifel unterwegs, um sich mit dem größten aller Ströme, dem mächtigen Amazonenflusse, zu verbinden, dessen Zuflüsse auf allen Theilen der Anden entspringen und von den Abhängen dieser Gebirge auf mehr als zwanzig Breitengraden das Wasser abführen.

Gegen Abend fing die kleine Gesellschaft an, in die Bergausläufer oder Grenzhügel einzudringen. Hier wurde das Reiten außerordentlich schwierig, da der Pfad manchmal an einem steilen Abhänge hinaufführte und dann wieder in eine tiefe Schlucht hinabstieg, die so tief und finster war, daß die Sonnenstrahlen kaum hineinzudringen schienen. Die Straße führte, wie die spanischen Amerikaner sagen, »*cuesta arriba, cuesta abajo*« (Berg auf, Berg ab).

In keinem Theile der Welt trifft man solche Straßen, wie in den Andengebirgen, sowohl in Südamerika, als auch in deren mexicanischer Fortsetzung durch den nördlichen Theil des Continents. Dies folgt aus der eigenthümlichen geologischen Construction dieser Gebirge. Sie werden von mächtigen, tief in die Erde eindringenden Schluchten durchschnitten, welche man in Südamerika Quebradas nennt. Man kann am Rande einer derselben stehen und in einen 2000 Fuß tiefen Abgrund

hinunterblicken. Man denkt, daß ein ganzer Berg herausgehoben und hinweggeschafft worden sei, und dennoch muß man vielleicht den Grund dieses aufgähnen- den Spalts auf einem Wege erreichen, der in die Fläche des Felsens gehauen zu sein scheint, oder vielmehr durch eine Laune der Natur gebildet worden ist, denn in diesen Gegenden hat die Hand des Menschen nur wenig für die Straßen gethan. Zuweilen führt der Pfad auf einer Kante hin, die so schmal ist, daß kaum der Fuß des treuen Maulthieres Platz findet. Manchmal muß man auf einer hängenden Brücke übersetzen, welche sich über einen furchtbaren Abgrund ausspannt, auf dessen Grunde ein schäumender Bach rauscht, während die, aus Seilen und Ranken gebildete Brücke selbst fortwährend wie eine Hangematte unter den Schritten des furchterfüllten Reisenden schwankt.

Derjenige, welcher durch die civilisirten Landschaften europäischer Länder reist, kann sich kaum eine genügende Vorstellung von den wilden und gefährlichen Straßen der Anden machen. Selbst die Pässe der Alpen und Karpathen sind im Vergleiche damit bequem. Auf den peruvianischen Straßen geht oft das Leben von Menschen und Thieren verloren. Die Maulthiere gleiten auf den schmalen Kanten aus, oder brechen durch die schwachen Soga- brücken und reißen den Reiter durch die Luft mit sich fort, bis er unten in die schäumenden Fluthen stürzt, der auf spitzigen Felsen zerschellt. Diese Unglücksfälle wiederholen sich sehr oft. Trotzdem wird jedoch in Folge der Gleichgiltigkeit der spanisch-indianischen Racen,

welche diese Gegenden bewohnen, nur wenig für Straßen oder Brücken gethan. Man überläßt es Jedem, für sich selbst zu sorgen und, so gut er kann, hinüberzukommen. Nur von Zeit zu Zeit drängt die Nothwendigkeit zu einer großen Anstrengung, und dann wird eine Straße ausgebessert, oder eine Brücke mit neuen Stricken geflickt.

Aber die Straße, auf welcher Don Pablo reis'te, hatte keine Ausbesserungen gesehen – es waren keine Brücken vorhanden. Es war in der That ein bloßer Pfad, wo der Reisende, so gut er konnte, über Felsen kletterte, oder in den Fluß sprang und ihn durchwatete, oder darüberschwamm. Manchmal führte er am Rande des Wassers dahin und blieb im Grunde der Schlucht, an anderen Stellen war kein Raum am Wasser übrig, und dann stieg der Pfad aufwärts und ging vielleicht meilenweit einen Absatz entlang, an dessen Ende er wieder zum Flußbette hinabstieg.

KAPITEL 11. DIE BEGEGNUNG AUF DER KLIPPE.

In dieser Nacht lagerten sie sich auf dem Grunde der Schlucht, dicht am Rande des Wassers. Sie fanden zwar nur so viel flache Erde, um sich auszustrecken, aber sie waren damit zufrieden.

Für die Thiere war kein anderes Futter vorhanden, als die saftigen, aber stacheligen Blätter des *Cactus opuntia* oder die faserigen Blätter der wilden Agave. An diesem Abende war kein Quinoasaamen zu haben, da keine solchen Pflanzen in der Nähe wuchsen. Selbst der Botaniker

Don Pablo konnte keinen eßbaren Pflanzenstoff finden, und so hätten sie ihr Abendessen von dem Vicognafleische ohne Brot, Kartoffeln oder anderen Pflanzenstoff halten müssen. Ihr Vorrath von Ocas, Ullucas und Macas war völlig aufgezehrt. Die letzten der Macas hatten sie zum Frühstück gekocht.

Hier kam ihnen Guapo zu Hilfe. Guapo's Erfahrung reichte weiter als das theoretische Wissen des Botanikers. Guapo kannte einen Pflanzenstoff, der zum Essen geeignet, ja mit Fleisch gekocht ein ausgezeichnetes Gemüse ist. Dies war nichts Anderes als das fleischige Herz der wilden Maguey der Agave nebst einem Theile der daran hängenden Wurzeln. Zwischen nackten Felsen in den unfruchtbarsten Theilen der wüstenartigen Wildniß kann man die wilde Agave in großer Menge finden. Ihre dicken, saftigen Blätter geben, wenn sie aufgeschnitten werden, eine kühle Flüssigkeit von sich, welche dem durstigen Reisenden oft bedeutende Erquickung verschafft, während das Herz oder der eierförmige Kern, aus welchem die scheidenartigen Blätter entspringen – und selbst ein Theil der Blätter – wenn man sie mit Fleisch kocht, eine ausgezeichnete und nahrhafte Speise liefern. Die umherschweifenden Schaaren der Apache-, der Navajo- und Comanche-Indianer auf den Hochebenen des nördlichen Mexico machen diesen Gebrauch von der Aloe. Sie kochen sie mit Pferdefleisch, denn dort bildet das wilde Pferd die hauptsächlichste Nahrung ganzer Stämme. Ihre Art, das Fleisch sowohl, als auch die Aloe zu kochen, besteht darin, daß sie dieselben zusammen

in kleinen Oefen von Steinen backen, welche in die Erde eingelassen und dann durch Feuer erhitzt werden, bis sie fast rothglühend sind. Nun wird die Asche herausgenommen, das Fleisch und Gemüse in den Ofen gebracht und zugedeckt, bis beide hinlänglich gahr sind. Ja es giebt einen Stamm der Apachen, welcher den Namen Mezcaleros erhalten hat, weil er die wilde Aloe genießt, die in jenen Gegenden die Mezcalpflanze heißt.

In vielen Theilen der Anden, wo der Boden unfruchtbar ist, bildet die wilde Maguey fast den einzigen zu erblickenden Pflanzenwuchs und dient dort den Indianern als Nahrungsmittel. Sie scheint eine Gabe der Natur für diese Wüsten zu sein, damit der Mensch selbst dort Etwas finde, wovon er leben kann.

Guapo hatte mit seinem Messer bald mehrere große Stücken Maguey zurecht gemacht, und diese setzten, mit dem Vicognafleische gekocht, die Gesellschaft in den Stand, eine ziemlich schmackhafte Abendmahlzeit zu halten. Ein Becher reinen Wassers aus dem kalten Bergstrome, welcher lieblicher schmeckte, als aller Wein auf der Welt, spülte dieselbe hinunter, und sie gingen, mit Herzen voll Zufriedenheit und Dankbarkeit gegen Gott, zur Ruhe.

Sie erhoben sich frühzeitig und machten sich nach einem, dem Abendessen ähnlichen Frühstücke wieder auf den Weg.

Nachdem sie noch ein Paar Meilen weiter gereist waren, stieg der Pfad nach und nach eine jener schmalen, aus dem Felsen hervorstehenden Kanten, von denen wir

schon gesprochen haben, entlang in die Höhe. Sie befanden sich bald mehrere 100 Fuß über dem Spiegel des Baches, über ihnen erhob sich die Mauer von dunklem Porphor, rauh, zerklüftet und drohend, immer noch zu einer Höhe von mehreren hundert Fuß. Die Kante oder der Pfad war von ungleicher Breite und bildete hier und da kleine Ebenen oder Terrassen. An anderen Stellen war er jedoch so schmal, daß die Berittenen über den Rand des Abgrundes in das schäumende Wasser hinunterblicken konnten – so schmal, daß 2 Thiere nicht aneinander hätten vorbei kommen können. Diese gefährlichen Stellen waren zuweilen mehr als 100 Schritte lang und nicht gerade, sondern schlängelten sich um Felsvorsprünge, so daß man von dem einen Ende aus das andere nicht sehen konnte. Wo auf besuchten Straßen solche Stellen vorhanden sind, haben die Reisenden die Gewohnheit, zu rufen, sobald sie dieselben betreten, so daß Jeder, der zufälligerweise von der andern Seite kommt, gewarnt ist und Halt machen kann. Manchmal wird diese Warnung vernachlässigt und es treffen sich 2 Züge Lamas oder Maulthiere auf der Kante. Dann giebt es ein fürchterliches Schauspiel – die Treiber streiten sich – ein Theil muß nachgeben, seine Thiere abladen und sie beim Schweife nach einer breiteren Stelle des Pfades zurückziehen, wo beide Theile aneinander vorüberkommen können.

In der Nähe des höchsten Theiles der Straße hatten unsere Reisenden eine solche Kante betreten und zogen vorsichtig weiter. Das zuverlässige Maulthier, welches Donna Isidora und Leona trug, ging voraus, dann folgte das

Pferd und hierauf die Lamas. Bei solchen Gelegenheiten ist es sicherer zu reiten, als zu gehen, und besonders auf Maulthieren, da diese einen viel sichereren Schritt haben als die Reisenden selbst. Das Pferd, auf welchem Leon saß, war jedoch eben so sicher, wie jedes Maulthier. Es gehörte zu der kleinen spanisch-amerikanischen Race, die fast eben so sicher auftritt, wie eine Gemse.

Unten schäumte und toste der Bach. Es war grauenhaft, wenn man ihm zuhörte und hinab blickte. Allen waren die Köpfe schwindlig und die Herzen von Furcht erfüllt. Nur der an solche Gefahren gewöhnte Guapo bewahrte die Festigkeit seiner Nerven. Er bildete mit Don Pablo zu Fuße die Nachhut.

Als sie sich dem höchsten Punkte der Straße näherten, war alles Fernerliegende durch einen hervorspringenden Felsen verborgen. Sie befanden sich bereits nur wenige Schritte von diesem Felsen, als das Maulthier, welches, wie bereits gesagt, voranging, plötzlich Halt machte und so heftige Zeichen des Schreckens vernehmen ließ, daß Donna Isidora und die kleine Leona laut aufschrieten.

Alle Uebrigen machten natürlicherweise hinter dem erschrockenen und zitternden Maulthiere Halt. Don Pablo rief aus dem Hintergrunde und fragte nach der Ursache des Alarms, aber noch ehe eine Antwort gegeben werden konnte, wurde Allen die Veranlassung klar. Neben dem Felsen erschien plötzlich der Kopf und die Hörner eines wilden Stieres, und im nächsten Augenblicke war der ganze Körper zu sehen, während man hinter ihm ein zweites Hörnerpaar und noch einen Kopf erblickte.

Es würde schwer sein, die Gefühle unserer Reisenden zu beschreiben. Der Stier kam mit entschlossenem und trotzigem Blicke herbei, bis er fast Kopf an Kopf vor dem Maulthiere stand. Der Dampf aus seinen großen, rauchenden Nüstern mischte sich mit dem Athem des erschrockenen Maulthieres, und er senkte den Kopf nach unten, augenscheinlich mit der Absicht, auf Letzteres loszustürzen. Keins von Beiden konnte zurück gehen, und der wilde Stier würde daher das Maulthier in den Abgrund getrieben haben. Der zweite Stier stand dicht hinter ihm, bereit, sein Werk zu vollenden, wenn es ihm mißlingen sollte, und wer konnte sagen, wie viele sich noch hinter ihnen befanden.

Das Maulthier war sich seiner Gefahr bewußt, setzte die Hufe fest auf den harten Felsen und klammerte sich dicht am Abgrunde an. Aber dies würde es nicht gerettet haben, wenn ihm nicht eine Hand zur Hilfe gekommen wäre. Unter dem Schreckensgeschreie der Kinder vernahm man die Stimme Guapo's, der Don Pablo zurief:

»Eure Pistolen, Herr, gebt mir Eure Pistolen!«

Es glitt Etwas schnell zwischen den Beinen der Thiere hindurch. Dies war der geschmeidige Körper des Indianers. In Zeit einer Sekunde erschien er vor dem Maulthiere. Der Stier senkte eben den Kopf, um vorwärts zu stürzen – seine Hörner drohten – von seinen Lippen träufte Schaum und die dunklen Kreise seiner Augen strömten Flammen aus. Ehe er vorwärts stürzen konnte, ertönte der laute Knall eines Pistols – es erhob sich eine Wolke schwefligen Dampfes – ein kurzes Straucheln auf der

Klippe und dann ein dumpfes Plätschern in dem Strome unten! Der Rauch verzog sich theilweise, dann folgte ein zweites Krachen – eine zweite Dampfwolke – ein neuer, kurzer Kampf – und ein zweites fernes Plätschern im Wasser!

Der Rauch verzog sich wiederum. Die beiden Stiere waren nicht mehr zu sehen. Guapo lief jetzt vor den Maulthieren voraus und schaute um den Felsenvorsprung. Dann drehte er schnell um, winkte mit der Hand und rief zurück:

»Keine weiter! Herr, Ihr könnt herankommen – der Weg ist frei!«

KAPITEL 12. DAS EINSAME KREUZ IM WALDE.

Nach zwei weiteren, ermüdenden Tagereisen verließ die Straße das Ufer des Flusses und lief in gleicher Richtung mit dem Kamme eines hohen Gebirgsausläufers in einem rechten Winkel mit den Anden fort. Dieser Ausläufer ging mehrere Meilen weit fort und endete dann plötzlich. Auf der Stelle, wo er endete, hörte der Pfad, der an diesem ganzen Tage kaum zu erkennen gewesen war, ebenfalls auf. Sie befanden sich jetzt natürlicherweise in einer mit Wald bedeckten Gegend in der Ceja de la Montanja – d. h. dem Walde, der die Grenze bedeckt. Der Wald der Ebenen, die noch tiefer unten lagen, ist unter dem Namen der eigentlichen Montanja bekannt. An diesem Tage hatten sie den Pfad an mehreren Stellen durch das Unterholz versperrt gefunden, sodaß ihn

Guapo vermittelt seines Machete, – einer Art von halb Säbel, halb Messer, das in dem ganzen, spanischen Amerika theils zur Entfernung des Gebüsches, theils als Vertheidigungswaffe gebraucht wird – reinigen mußte. Da, wo der Gebirgsausläufer endete, war der frühere Pfad vollständig verwachsen, und Ranken und Lianen von beträchtlicher Größe zogen sich darüber hin. Es war augenscheinlich seit Jahren Niemand auf demselben gereist. Es gab keinen Weg mehr, denn der üppige Pflanzenwuchs hatte denselben verwischt.

Dies ist an den Grenzen der Montanja nichts Ungeöhnliches. Dort hatte es in früheren Zeiten gar manche Ansiedelung gegeben, die verlassen worden war. Der Weg, auf welchem sie gekommen waren, hatte ohne Zweifel einst zu einer solchen, seit langem in Ruinen verfallene Ansiedelung geführt.

Es ist eine betäubende Thatsache, daß die spanischen Amerikaner – einschließlich der mexikanischen Nation – im Laufe der letzten hundert Jahre im Rückschritte begriffen gewesen sind. Von ihnen gegründete Niederlassungen und selbst große, durch sie erbaute Städte sind jetzt verlassen und verfallen, und weite Strecken Landes, welche sie einst besaßen, sind unbewohnt geworden und wieder in den Naturzustand zurückgetreten. Ganze Provinzen, welche Cortez und Pizarro mit ihren Gefährten erobert und bevölkert hatten, *sind ihnen* im Laufe der letzten funfzig Jahre *von den Indianern wieder abgenommen worden*, und es wäre sehr leicht zu beweisen, daß die Abkömmlinge der spanischen Eroberer, wenn sie sich

selber überlassen geblieben wären, sich in einem weite-
ren halben Jahrhunderte von dem nämlichen Continen-
te vertrieben gesehen hätten, welchen ihre Vorfahren so
leicht eroberten und so grausam behaupteten. Diese Wie-
dereroberung von Seiten der Indianerracen ging in den
nördlichen Provinzen von Mexiko in einem großartigen
Maßstabe vor sich. Aber sie ist jetzt durch die Annähe-
rung einer neuen, stärkeren Race aus dem Westen, der
angelsächsischen, unterbrochen worden.

Wir kehren zu unseren Reisenden zurück. Don Pablo
war nicht überrascht darüber, daß die Straße aufhörte.
Dies hatte er bereits seit mehreren Meilen erwartet. Was
war zu thun? Natürlicherweise mußten sie, wenigstens
für diese Nacht, Halt machen. Es war in der That bereits
fast Zeit zum Aufschlagen des Lagers. Die Sonne stand
tief am Himmel und die Thiere waren alle sehr ermü-
det. Die Lamas hätten nicht viel weiter gehen können.
Sie sahen aus, als ob sie niemals weiter gehen würden.
Die Wärme des Klimas – denn die Hitze hatte mit jeder
Stunde zugenommen – war zu viel für sie. Diese Thiere,
deren eigentliche Heimath die hohen, kühlen Gebirgst-
håler sind, können, wie bereits bemerkt, auf den tieflie-
genden tropischen Ebenen nicht leben. Schon während
sie die Sierras herabstiegen, hatten sie Zeichen blicken
lassen, daß sie von der Hitze litten. Ihre Kraft war jetzt
völlig erschöpft.

Die Gesellschaft machte Halt. Man wählte einen klei-
nen offenen Raum für das Lager. Die Thiere wurden ih-
rer Lasten entledigt und an Bäume gebunden, damit sie

nicht davonlaufen und sich in dem dichten Walde verlieren sollten. Man zündete ein Feuer an und bereitete einen Theil des Vicognafleisches zum Abendessen zu.

Es war noch nicht Nacht, als sie ihr Mahl gesendet hatten und alle an der Erde saßen. Das Gesicht des Vaters war durch einen melancholischen Ausdruck getrübt. Donna Isidora saß neben ihm und versuchte, ihn dadurch aufzuheitern, daß sie sich bemühte, ihre großen schwarzen Augen zu einem Lächeln zu zwingen. Die kleine Leona war mit dem Kopfe auf dem Schooße ihrer Mutter, von Hitze und Müdigkeit überwältigt, eingeschlafen. Leon, der die niedergeschlagene Miene seines Vaters bemerkte, war still und nachdenklich. Guapo war mit seinen Lamas beschäftigt.

»Ei, lieber Mann,« sagte die Dame mit einem erzwungenen heiteren Tone, »sei nicht so traurig. Wir sind jetzt in Sicherheit. Man wird uns sicherlich niemals bis hierher verfolgen.«

»Vielleicht nicht,« antwortete Don Pablo mechanisch, »aber was dann? Wir sind dem Tode entronnen, aber zu welchem Zwecke? Vielleicht um in diesen öden Wäldern wie Wilde zu leben, vielleicht um von Wilden erschlagen zu werden oder um vor Hunger zu sterben.«

»Sage das nicht, Don Pablo. Ich habe niemals gehört, daß die Indianer dieser Gegenden grausam wären. Sie werden armen, harmlosen Leuten, wie wir sind, nichts zu Leide thun. Und was das Verhungern anbetrifft, sind nicht diese üppigen Wälder mit Wurzeln und Früchten gefüllt, die das Leben lange Zeit erhalten können? Und

du kennst sie ja so gut! Lieber Mann, laß den Muth nicht sinken, Gott wird uns nicht verlassen. Er hat uns in den Stand gesetzt, unseren Feinden und den furchtbaren Gefahren der Reise zu entgehen. Fürchte nichts! Er wird uns jetzt nicht umkommen lassen.«

Die tröstenden Worte seiner schönen Gattin verfehlten ihre Wirkung auf Don Pablo nicht. Er umarmte und küßte sie in liebevollem, dankbarem Entzücken. Er fühlte sich von neuer Hoffnung belebt. Die Federkraft des Körpers und Geistes, welche ihn mehrere Tage lang verlassen gehabt hatte, kehrte plötzlich zurück, und er sprang mit einem augenscheinlich neugefaßten Entschlusse auf.

Vor und hinter ihnen war die Gegend durch das dichte Laub- und Unterholz ihren Blicken verborgen. In ihrer Nähe stand ein hoher Baum, dessen Aeste bis herab zu der Höhe des Kopfes eines Mannes hingen. Diesem Baume näherte sich Don Pablo, erfaßte die Zweige, zog sich an denselben hinauf und kletterte dann nach dem Wipfel zu. Als er eine genügende Höhe erreicht hatte, um den benachbarten Wald zu übersehen, machte er Halt, stützte sich auf einen der Zweige und schaute nach Osten aus. Die Uebrigen beobachteten ihn von unten.

Nachdem er sich kaum einige Secunden umgeschaut hatte, erheiterte sein Gesicht, und man sah ein Lächeln der Befriedigung um seine Lippen spielen. Er erblickte augenscheinlich Etwas, das ihm gefiel. Isidora wurde ungeduldig und rief ihm von unten zu, aber Don Pablo winkte ihr mit der Hand, als ob er sie ermahnen wolle, still zu sein.

»Geduld, Theure,« rief er herab. »Ich werde sogleich hinabkommen und Dir Alles erzählen. Ich habe gute Neuigkeiten, aber sei geduldig.«

Es bedurfte einer ziemlich langen Geduld, denn Don Pablo blieb nach diesen Worten noch eine volle halbe Stunde auf dem Baume. Er sah sich jedoch nicht diese ganze Zeit hindurch um. Während eines Theiles derselben saß er auf seinem Aste – sein Kopf war vorwärts gebeugt und seine Augen schienen nicht auf einen bestimmten Gegenstand gerichtet zu sein. Seine Gedanken arbeiteten, und er überlegte augenscheinlich einen großen Plan. Vielleicht drängte ihn das Untergehen der Sonne ebenso sehr, wie der Wunsch, die Neugierde seiner Gattin zu befriedigen, zum Herabkommen, denn gerade als die glänzende Scheibe hinter den fernen Baumwipfeln verschwand, stieg er herunter.

»Ei, Don Pablo,« sagte die schöne Isidora, indem sie die Stirn runzelte und eine anscheinend erzürnte Miene annahm, »Du hast unsre Geduld auf die Probe stellen wollen, nicht wahr? Vorwärts, keine Geheimnisse mehr, sondern erzähle uns Alles. Was hast Du gesehen?«

»Verzeihe mir, liebe Frau, Du sollst Alles erfahren.«

Sie setzten sich Beide auf den Stamm eines abgestorbenen Baumes, welchen Guapo gefällt hatte und zu Brennholz spaltete, zwar nicht weil es kalt gewesen wäre, sondern weil sie sich jetzt in dem Lande des gefährlichen Jaguars befanden, wo es nöthig war, die ganze Nacht hindurch ein flammendes Feuer zu unterhalten.

»Deine Worte sind wahr gewesen, meine Liebe,« begann Don Pablo, »Gott hat uns nicht verlassen. Ich habe drei Dinge gesehen, die mir neues Leben und neue Hoffnung einflößten.«

»Zuerst schaute ich hinaus auf die Montanja, von der ich erwartete, daß sie sich wie ein grünes Meer hinaus bis zu dem Horizonte erstrecken würde. Dies sah ich allerdings, aber zu meiner Verwunderung erblickte ich noch mehr. Ich bemerkte einen breiten Fluß, der sich wie eine ungeheure Schlange durch den fernen Wald zog. Er floß in nordöstlicher Richtung, soweit ihm das Auge folgen konnte. Selbst am Horizonte konnte ich Stellen seines glänzenden Wassers wie Silber in den Strahlen der untergehenden Sonne schimmern sehen. Mir hüpfte das Herz vor Freuden, denn ich erkannte einen Fluß, dessen Vorhandensein bezweifelt worden ist. Es kann kein anderer sein, dachte ich, als der *Madre de Dios*. Ich habe oft gehört, daß es in diesen Gegenden einen solchen Fluß gebe, der sich in den Amazonenstrom ergießt. Man erzählt, daß er von einem Missionär besucht worden sei, aber der Bericht darüber ist bei der Zerstörung der Mission verloren gegangen. Ich bezweifle nicht, daß der Fluß, welchen ich gesehen habe, der *Madre de Dios* jenes Missionärs ist.«

»Der Gedanke, daß wir den Ufern dieses Flusses so nahe seien, rief andere hervor. Es kam mir sofort ein Plan in den Sinn. Ich dachte, wir können ein Floß bauen, es auf diesem schönen Flusse von Stapel lassen, nach dem Amazonenflusse hinabschiffen und von dort sogar zu der

Mündung desselben gelangen. Dort befindet sich eine portugiesische Niederlassung, die Stadt Para. Dort werden wir vor unseren Feinden sicher sein.«

»Dies waren meine ersten Gedanken beim Anblicke des neuen Flusses. Ich überlegte weiter. Unser Vermögen ist dahin; wir besitzen auf der ganzen weiten Welt nichts – was sollen wir in Para anfangen, selbst wenn wir dort wohlbehalten ankommen? Wie könnten wir uns ohne Provisionen auf eine solche Reise wagen. Das wäre unmöglich.«

»Meine Hoffnungen verschwanden ebenso schnell, wie sie entstanden waren.«

CCIch sah, wie sich der Ausdruck Deines Gesichtes änderte, während Du auf dem Baume saßest.DD

»Das ist richtig, das konnte leicht geschehen, denn die Aussicht, in Para besitzlos anzukommen und dort in den Straßen Betteln zu müssen – die nähere Aussicht, in der Wildniß des Amazonenstromes zu verhungern, stand vor meinem Geiste.«

»Meine Augen waren eine Zeitlang mechanisch auf den grünen Ocean gerichtet. Auf einmal wurden sie durch einen Gegenstand festgehalten. Dies war ein Fleck hellrothen, farbigen Laubes, der zwischen den ihn umringenden grünen Blättern leicht erkannt werden konnte. Er befand sich nicht unten in der Montanja, denn diese liegt 1000 Fuß unter uns. Er befand sich am Hange der Sierra. Meine Augen schweiften schnell rings um. Ich sah andere Flecken ähnlichen Laubes, von denen einige fast einen

Acker breit waren. Das Herz hüpfte mir wieder vor Freuden. Ich wußte, was diese rothen Stellen im Walde zu bedeuten hatten. Es waren Gruppen von Cinchona-Bäumen – den Bäumen, welche das berühmte Fiebermittel liefern – die Chinarinde!«

»Die Gedanken jagten sich in meinem Geiste. Ich dachte, unser Besitzthum ist verloren. Da liegt ein Vermögen in diesen werthvollen Bäumen. Da liegt eine Goldmine, die nur auf die Ausbeutung wartet. Ich will Cascarillero werden – ich werde einen Rindenjäger aus mir machen.«

»Zuerst dachte ich, daß wir die Rinde einsammeln und Guapo damit in die Städte der Sierra schicken könnten, um sie zu verkaufen. Dann fiel mir bei, daß es uns möglich sein könne, eine beträchtliche Menge davon zusammenzubringen, sie aufzuspeichern, ein großes Floß zu bauen, sie auf diesem die Flüsse hinabzuschiffen und sie in Lara zu verkaufen. Ich wußte, daß sie auf diese Art mehr als den vierfachen Preis einbringen würde, denn die Händler der Sierra kaufen sie von den amnen Cascarilleros und ziehen bei den größeren Kaufleuten einen bedeutenden Nutzen daraus.«

»Aber wie sollten wir leben, während wir diesen Vorrath ansammelten? Ja, wovon sollten wir selbst morgen leben? Würden wir uns durch die Jagd erhalten können, oder, wie du angedeutet hast, unseren Unterhalt in Früchten und Wurzeln finden? Dies war die wichtigste Frage von allen, denn unsere jetzigen Bedürfnisse standen unseren zukünftigen Aussichten weit voran.«

»Der Gedanke an unsere Bedürfnisse veranlaßte mich, den Wald noch einmal zu überschauen, und ich fuhr fort, ihn auf allen Seiten zu durchspähen. Mein Auge wurde wieder durch einen Punkt angezogen und festgehalten, wo es, wie ich bemerkte, einen ganz anderen Pflanzenwuchs gab, als den, an allen übrigen Orten zu erblickenden. Ungefähr 500 Fuß unter uns liegt ein kleines Thal. Es ist eine Art von Hochebenen-Thal, und der Bach, an dem wir entlang gereist sind, fließt durch dasselbe und stürzt sich später einen Wasserfall hinab, um sich unten mit dem Flusse zu vereinigen. In diesem Thale erblickte ich ungeheuer breite Blätter von glänzend gelblichgrüner Farbe. Ich erkannte sie sogleich als die Blätter der großen Bananenarten, entweder Yams oder Pisang. Ich glaubte auch, die Gestalt der Yucca-Pflanze zu erkennen. Dies sind sichere Zeichen einer Ansiedelung oder der Stelle, wo eine solche vorhanden gewesen ist. Ich halte das Letztere für das Richtige, da ich weder ein Haus noch Rauch unterscheiden konnte. Es kann ein verlassenes indianisches Chacra oder auch die Stelle einer alten Mission sein. Aber in beiden Fällen werden wir wahrscheinlich die nützlichen Pflanzen finden, von welchen wir Nahrung erhalten können.«

»O, Papa! Mama!« rief Leon, indem er herbeigelaufen kam und das Gespräch unterbrach, »sehen Sie, was da zwischen den Bäumen steht! Es ist ein großes Kreuz!«

Don Pablo und Isidora schritten auf den Ort zu. Dort war allerdings ein großes hölzernes Kreuz aufgepflanzt und nach der einen Seite geneigt. Das Holz war sehr faul,

aber die tief in den Querbalken eingeschnittene Inschrift noch immer lesbar. Sie bestand einfach aus den spanischen Worten: »*Brazos de Dios*« (der Arm Gottes).

Isidora erfaßte Don Pablo's Hand, blickte ihm fest in's Gesicht und sagte, auf die Inschrift zeigend:

»Ja, es ist wahr, Gott beschützt uns!«

KAPITEL 13. DIE VERLASSENE MISSION.

An diesem Abende legten Alle mit Hoffnung im Herzen, wenn auch noch immer nicht ohne einige Besorgniß, zur Ruhe.

Wenn man sich die Lage vergegenwärtigt, in der sie sich befanden, so wird man sich nicht wundern, daß sie um die Zukunft besorgt waren. Ihr erster Schritt hatte darin bestanden, daß sie in die Wildniß flohen, ohne an die Noth zu denken, welche sie dort befallen könnte – ohne zu überlegen, daß sie nicht mit Vorräthen von Lebensmitteln zu ihrem Unterhalte versehen waren. Es giebt allerdings in der großen Montanja viele Pflanzen und Bäume, deren Wurzeln und Früchte man essen kann, aber der Reisende wird vielleicht Tagelang marschiren, ohne solche zu finden. Ja, die Schmarotzerschlingpflanzen sind an den meisten Stellen so vollständig verflochten und verwirrt, daß es unmöglich ist, hindurch zu kommen. Man sieht sich daher gezwungen, auf einem Boote oder Floße die Flüsse entlang zu reisen, da man sonst nicht von einem Orte zum andern gelangen kann. Es ist nicht einmal möglich, am Ufer vieler dieser Flüsse hin zu gehen, weil das Unterholz bis in das Wasser hinabhängt.

Aus dem nämlichen Grunde ist es schwierig, Wild zu erlegen, und weder Don Pablo noch Guapo waren mit zur Jagd geeigneten Waffen versehen. Don Pablo's Schießgewehr bestand nur aus seinen Pistolen, und Guapo besaß keine andere Waffe als sein Machete. Sie hatten daher mit ihren gegenwärtigen Mitteln nur sehr wenig Aussicht, ein Wild zu erlegen, selbst wenn sie auf ein solches träfen. Aber bis jetzt bemerkten sie noch keins, mit Ausnahme einiger zwischen den Zweigen umherflatternder Papageien, Kakadus und Pfefferfresser. Es war kein Wunder, daß sie Besorgniß hegten, was sie wohl zu essen finden oder ob sie überhaupt auf Etwas treffen würden.

Don Pablo betrachtete das Kreuz als eine gute Vorbedeutung, oder vielmehr als ein gutes Zeichen. Es mußte in lange verflossenen Jahren von einem Missionär hier errichtet worden sein. Es war ohne Zweifel eine Mission in der Nähe gewesen, und es erschien als höchst wahrscheinlich, daß Dasjenige, was er in dem kleinen Thale unten gesehen hatte, sich als der Ort erweisen würde, wo dieselbe gestanden hatte.

Sobald es daher Tag wurde, stieg Don Pablo wieder auf den Baum, um sich über die Lage des Thales zu unterrichten, sodaß sie dorthin gelangen konnten. Guapo kletterte gleichfalls hinauf, um sich über die einzuschlagende Richtung Gewißheit zu verschaffen, denn in den verwachsenen Wäldern von Südamerika ist es keine so leichte Sache, zu einem Gegenstande zu gelangen, welchen man nur von ferne, von dem Wipfel eines Baumes aus gesehen hat. Wenn der Reisende keinen Compaß hat,

so verliert er bald die Richtung und befindet sich oftmals nach stundenlangen vergeblichen Anstrengungen und Wandern in der Irre wieder auf der nämlichen Stelle, von welcher er ausgegangen ist.

Nachdem sich Don Pablo und Guapo die Lage des Tha-les sorgfältig eingeprägt hatten, kamen Beide wieder vom Baume herab, und während Ersterer mit Hilfe Leon's die Thiere belud und sattelte, beschäftigte Guapo damit, vermittels seines Machete das Gebüsch hinwegzuschaffen, welches den Weg versperrte. Dies erwies sich am Ende doch als keine gar so schwere Arbeit. Das Unterholz hatte nur auf dem Grathe des Bergkammes den Weg versperrt. Etwas weiter abwärts war derselbe ganz gangbar, und die Gesellschaft zog bald die Sierra hinab, auf das Thal zu. Eine halbstündige Wanderung brachte sie zu ihrem Ziele, und dann verkündete ein von Allen zugleich ertönender Freudenruf, daß sie an Ort und Stelle angekommen wären.

Was veranlaßte sie, diesen Freudenruf auszustoßen? Vor ihnen erhoben sich die großen Pisanas und Bananen. Es waren beide Arten; ihre breiten, gelbgrünen und wachsähnlichen Blätter umhüllten die saftreichen Stämme und standen zierlich geneigt in einer Länge von 20 Fuß da. Aber so schön die Blätter dieser Riesenpflanzen auch waren, so zogen doch die mächtigen Trauben von Früchten, die unter ihnen hingen, die Augen unserer Reisenden noch mehr auf sich. Jede derselben würde fast einen Centner gewogen haben! Dies war Nahrung für Hunderte von Menschen. Diese Pflanzen wuchsen am

Rande des Wassers in feuchtem Boden – in ihrer natürlichen Heimath. Ihre Blätter hingen über den Bach weg. Tiefer im Hintergrunde erblickten sie an einer trockenen Stelle eine andere, ebenso interessante Pflanze. Sie war häufig 10 – 15 Fuß hoch und so dick, wie das Handgelenk eines Mannes. Dies war die Yucca oder Maniokpflanze. Sie kannten sie Alle; sie wußten, daß die Wurzeln derselben die weitberühmte Cassava lieferten. Cassava ist Brot. Hurrah! für das erste Lebensbedürfniß war gesorgt.

Aber noch mehr, es waren Früchte in Ueberfluß vorhanden, es gab Mangos und Guaven, Orangen und die berühmte Cherimoya – die Lieblingsfrucht Peru's. Es fanden sich Pampelmusen und süße Limeen, und siehe da, dort steht eine Gruppe Zuckerrohr, dessen schmale, seidenartige Blätter und gelbe Staubfädenbüschel im Winde schwanken. Da steht ein Kaffeebusch mit seinen reifen aromatischen Beeren, und dort der Cacaobaum. Kaffee und Chocolate – dies gab eine Auswahl in den Getränken. Ha! was haben wir hier an dieser, einem Orangenbaume ähnlichen Pflanze? Es ist eine Art Stechpalme. Es ist die *Yerba Maté*, der Paraguaythee. Was wird sich zunächst noch finden?

Und so fuhren die erfreuten Reisenden fort, an diesem Orte in den dichtverschlungenen Pflanzen und Winden bei jedem Schritte neue Entdeckungen zu machen. Selbst Guapo's Liebling, der Cocabusch, fand unter den übrigen, und die Augen des alten Indianers funkelten bei dem Anblicke desselben.

Don Pablo's erste Vermuthung erwies sich als richtig. Sie waren bei den Ruinen eines alten, seit langem verlassenen Missionshauses angekommen. Irgend ein fleißiger Mönch hatte alle diese Gewächse und Bäume gepflanzt, sie ohne Zweifel Jahre lang sorgfältig gepflegt, davon geträumt, rings um diesen einsamen Ort eine große Gemeinde zu sammeln und »die Wildniß zur Blüthe der Rose« zu bringen. Es war ein schlimmer Tag angebrochen – vielleicht während des Aufstandes des Juan Santos oder möglicherweise in der späteren Revolution des Tupac Amaru. Die Hand des Wilden hatte sich gegen den Priester erhoben, der als Opfer gefallen war, und seine Heimath – die Mission – hatte man den Flammen überliefert. Es war keine Spur eines Gebäudes zu erblicken – weder Pfahl noch Stein – und ohne die merkwürdige, an diesem Orte vereinte Manchfaltigkeit des Pflanzenwuchses hätte man diesen einst gepflegten und blühenden Garten für einen Theil des Urwaldes halten können.

Es mußte lange her sein, seitdem der Ort bewohnt gewesen war, denn zwischen den Kulturpflanzen hatten große Bäume und Schmarotzergewächse erhoben.

Nachdem sich die ersten Ausbrüche der Freude einigermaßen gelegt hatten, wurde eine Berathung über das zukünftige Verfahren gehalten. Es dauerte nicht lange, ehe man zu einem Entschlusse gelangte. Man kam überein, in der Mitte dieses wilden Gartens, der wenigstens eine Zeit lang ihre Heimath sein sollte, ein Haus zu bauen.

Die armen Lamas hatten ihre letzte Reise gemacht. Sie sollten geschlachtet werden. Obgleich sich Guapo nur mit Widerstreben von seinen alten Lieblingen trennte, so wußte er doch, daß sie in dem warmen Klima des Thales nicht leben konnten, und willigte daher ein. Ihr Fleisch ist zwar keins des besten, aber es mußte um so besser schmecken, da kein anderes zu haben war, und ihre Haut und Wolle konnten von Nutzen sein. Die Lamas wurden getödtet.

KAPITEL 14. DER GUACO UND DIE CORALLENSCHLANGE.

Guapo tödtete die Lamas selbst, und nachdem er sie abgezogen hatte, schnitt er das Fleisch in dünne Streifen, die er an den Zweigen aufhing, um sie in der Sonne zu trocknen. Dies war natürlicherweise nöthig, da sie kein Salz besaßen, um dasselbe einzulegen. Aber Fleisch, welches im heißen Sonnenscheine gut gedörst ist, hält sich lange Zeit. Es ist sonderbar, daß in allen spanisch-amerikanischen Ländern der größte Theil des Fleisches auf diese Art aufbewahrt wird, während in Nordamerika unter der Bevölkerung unserer Race das gedörstete Rindfleisch (wie wir dasselbe nennen) sehr selten ist. Nun giebt es zwar im spanischen Amerika sehr große Salzlager – sowohl in Minen als auch auf Ebenen, sowie auch Salzseen – welche *Salinas* heißen. Aber in Ermangelung gehöriger Handelsthätigkeit der Bewohner ist der wertvolle Artikel Salz an vielen Orten selten und theuer. In

Mexico nennt man das getrocknete oder gedörrte Rindfleisch *Tasaja*. In Peru heißt es, wie bereit erwähnt, *Charqui*, aber das auf diese Art zubereitete Hammelfleisch unterscheidet man durch den Namen *Chalona*. Da nun die Lamas eine Art Schafe sind, so war das, was Guapo aus ihrem Fleische machte, auch *Chalona*.

Die Uebrigen waren nicht müßig. Don Pablo richtete mit Hülfe Leon's eine Stelle, auf welcher sie das Haus zu bauen beabsichtigten, während Donna Isidora mit ihren zarten, schlanken Fingern (wohl zum ersten Male in ihrem Leben) das Amt einer Wäscherin versah, wobei ihr die kleine Leona nach Kräften zur Hand ging. Wo bekamen sie ihre Seife her, da sie doch nicht ein einziges Stück mitgebracht hatten? – Don Pablo war ein zu guter Botaniker, um nicht die Beschaffenheit der ringsum wachsenden Bäume und den Nutzen zu kennen, welchen man aus ihnen ziehen konnte. Ganz in der Nähe wuchs ein merkwürdiger Baum, der bei den Indianern unter dem Namen des *Parapara* bekannt ist. Dies war der Seifenbaum der Botaniker, und Don Pablo wußte, daß die Schale der Beeren, wenn sie gerieben wird, einen Schaum giebt, welcher die Wäsche ebenso gut wie die beste Seife reinigt. Donna Isidora zögerte nicht lange, einen Versuch damit zu machen, und fand dies begründet. Die von dem Fleische befreiten kleinen runden Kerne der Beeren sind sehr hübsch und werden von den Missionären vielfach zur Anfertigung von Rosenkränzen verwendet. Als Leon einen derselben auf einen Stein fallen ließ, fand er, daß

derselbe eben so elastisch war wie ein Gummiball, da er mehrere Male zu Manneshöhe emporschnellte.

Am Abende ruhten Alle von ihren verschiedenartigen Beschäftigungen aus und setzten sich auf den frischgeleuchteten Fleck, auf den Stamm eines gefälltten Baumes. Sie waren ohne Ausnahme vollkommen heiter. Sie hegten keine Furcht vor Verfolgung mehr. Es hätte allerdings ein sehr rachgieriger Feind sein müssen, der ihnen so weit in die Wildniß gefolgt wäre. Sie fürchteten dies nicht. Donna Isidora hatte so eben einen Kessel Kaffee gekocht, denn sie hatten sowohl Kessel als auch Töpfe, da dies einige der Geräthschaften waren, mit welchen Guapo selbst in der Eile der Flucht vorsorglicher Weise seine Lamas beladen hatte. Es zeigte sich, daß dieser Kaffee von der feinsten Qualität war. Er rührte von einer besonderen Art her, welche lange Zeit von den peruvianischen Missionären angebaut worden ist und einen sehr hohen Preis hat. Dieselbe pflegte von den Vicekönigen den Königen von Spanien als ein sehr werthvolles Geschenk zugeschickt zu werden. Um den Kaffee süß zu machen, hatten sie einige Zuckerrohrstengel zerquetscht und oberflächlich gekocht, und als Brot dienten ihnen geröstete Pisangs. Während des Mahles waren alle vollkommen heiter, und seit vielen Tagen machten zum ersten Male wieder heitere Scherze die Runde.

Während sie so beschäftigt waren, drang ein seltsamer Laut zu ihren Ohren. Es klang, als wenn eine Stimme das Wort Guaco ausspräche. Sie lauschten Alle.

»Guaco – Guaco!« erschallte die Stimme wieder.

»Hollah!« rief Leon, »Guapo – Guapo! da ruft Jemand! Guapo. Da wieder! – nein – es heißt Guaco – horch! Guaco – Guaco! Ich möchte wissen, was das ist.«

»Das ist der Schlangentödter,« antwortete ruhig Guapo, der, wie man sich erinnern wird, ein Kind der Montanja war und Vieles von den Vögeln und anderen Thieren dieser Gegenden wußte.

»Der Schlangentödter?« rief Leon aus, dessen Interesse augenscheinlich durch den Namen erregt wurde.

»Ja, junger Herr,« antwortete Guapo, »seht, dort fliegt er.«

Aller Augen richteten sofort nach der von Guapo angedeuteten Stelle. Dort erblickten sie allerdings einen Vogel, der nicht viel größer als eine gewöhnliche Taube war, aber das ganze Aussehen eines Neuntödters hatte. Er war jedoch schwalbenschwänzig, und dies, sowie seine eigenthümliche Gestalt und die Art seines Fluges bewies, daß er zu den Habichten gehörte. Als er zuerst bemerkt wurde, saß er im Wipfel eines hohen Baumes, aber er flog bald zu einem anderen weniger hohen, wobei er sein Guaco – Guaco ausstieß. Dann setzte er sich auf einen noch niedrigeren Zweig und verfolgte augenscheinlich Etwas, das Niemand von der Gesellschaft sehen konnte. Dieses Etwas wurde jedoch bald sichtbar. Der Boden war bis an den Rand des Wassers zu einem breiten Wege gelichtet worden, und in der Mitte des freien Raumes zeigte sich ein Gegenstand, der sich auf das Röhricht zubewegte. Dieser Gegenstand war eine Schlange. Sie war nicht groß – nicht über 3 Fuß lang – und ihr schöner, mit

schwarzen, rothen und hellgelben Streifen gezielter Körper glänzte, während sie dahinglitt. Die vorherrschende Farbe bestand aus einem Fleisch- oder Corallenroth, von welchem sie ihren Namen hat, denn sowohl Don Pablo als auch Guapo erklärten sie auf den ersten Blick für die Corallenschlange. So schön sie auch aussah, so wußten doch Alle, daß sie eins der gefährlichsten und gefürchtetsten der südamerikanischen Reptilien war.

Der erste Gedanke Guapo's und Leon's war, aufzuspringen und irgend eine Waffe zu ergreifen und das Thier zu tödten. Don Pablo hielt sie jedoch zurück.

»Bleibt wo ihr seid,« sagte er, »Habt Geduld, wir werden ein Schauspiel haben, Schaut auf den Falken – seht!«

Während Don Pablo sprach, stieß der Guaco, der auf den niedrigsten Zweig eines benachbarten Baumes heruntergehüpft war, plötzlich auf die Schlange, augenscheinlich in der Absicht, sie am Halse zu packen. Letztere war jedoch zu schnell gewesen, ringelte sich zusammen und schoß den Kopf wie ein Blitz drohend gegen den Vogel aus. Ihre Augen funkelten vor Wuth, und der heftige Glanz derselben war selbst in der Entfernung von einigen Schritten zu sehen. Der Vogel schwenkte von seiner Richtung ab, und nachdem er an der Schlange vorbei war, wendete er sich und schoß wieder von der entgegengesetzten Seite herab. Aber das Reptil hatte den Körper gewendet, so daß es dem Angriffe zuvor kam, und sein drohender Kopf erhob sich nochmals hoch über den ringelten Körper. Der Guaco sah sich zum zweiten Male getäuscht.

Dieses zweite Fehlschlagen schien den Vogel wüthend zu machen, da er sich in kürzeren Zwischenräumen umdrehte und, augenscheinlich alle Furcht verbannend, über dem Reptile hin- und herflatterte und mit Schnabel und Klauen schlug. Letzteres blieb noch immer zusammengeringelt, aber sein Kopf bewegte sich schnell von einer Seite zur anderen, so daß es seinem behenden Gegner fortwährend die Stirn bot.

Nachdem dies Spiel eine Zeit lang gedauert hatte, sah man die Schlange den Kopf weiter als gewöhnlich zurückziehen und den Falken, der augenscheinlich nicht genug auf der Hut war und dies für eine gute Gelegenheit hielt, vorwärts stürzen, um sie zu packen. Aber sie kam ihm auf halbem Wege entgegen. Der Kopf der Schlange schoß vorwärts wie ein Rappier und traf seine Brust. Der Falke fühlte, daß er verwundet war, stieß einen wilden Schrei aus und flog schnell davon. Aller Augen folgten ihm, als er davonflog, und er warteten, daß er niederstürzen würde, denn der Biß einer Corallenschlange tötet selbst einen Menschen in ein Paar Minuten und einen Vogel oder ein kleineres Thier in noch kürzerer Zeit. Es ist nicht richtig, daß sie Alle erwarteten, ihn niederfallen zu sehen. Guapo wußte dies aus Erfahrung besser, und selbst Don Pablo hatte als Naturforscher einen seltsamen Bericht von diesem Vogel gehört und war neugierig, das Resultat zu sehen. Der Falke wurde daher genau beobachtet.

Er flog geradewegs auf einen Baum zu, an dessen Stamme eine Schmarotzer- oder Schlingpflanze wuchs,

die sich an dessen Zweige anklammerte. Sie war von der Stärke einer Weidenruthen und hatte lange, schmale Blätter von dunkelgrüner Farbe. Der Vogel ließ sich nicht auf dem Wipfel des Baumes nieder, sondern auf einem Zweige, wo er die Blätter des Schlingengewächses erreichen konnte, die er sofort abzupflücken und zu verzehren begann. In kurzer Zeit hatte er ungefähr ein Dutzend dieser langen Blätter verschlungen, worauf er wieder auf und nach der Richtung der Schlange fortflog.

Bei dem Eifer, die Bewegungen des Vogels zu beobachten, hatten Alle die Schlange für den Augenblick vergessen. Zu ihrem Erstaunen sah das Reptil noch immer an der nämlichen Stelle und ebenso zusammengeringtelt, wie sie es zuletzt gesehen hatten, da dies war jedoch leicht zu erklären, da die Schlangen, welche sich zusammengeringtelt vertheidigen, in dieser Stellung zu bleiben pflegen, bis sie überzeugt sind, daß ihr Feind verschwunden ist und nicht zum Angriffe zurückkehren wird.

Der Kampf wurde jetzt mit verdoppelter Wuth erneuert. Der Vogel kämpfte mit frischem Muthe, da er wußte, daß er Vorsorge gegen einen schlimmen Ausgang getroffen habe, während sich die Schlange mit der Energie der Verzweiflung vertheidigte. Diesmal dauerte das Gefecht nicht lange. Der Guaco gebrauchte seine Flügel, und es gelang ihm, seinen Gegner damit auf den erhobenen Kopf zu schlagen, worauf er den Schlag schnell benutzte und seine Fänge so einsetzte, daß sie den Hals seines Opfers umschlossen. Die Wirkung seines Griffes wurde augenblicklich sichtbar. Das Reptil rollte sich auf,

und man sah den schlanken, korallenfarbigen Körper am Boden zucken und sich krümmen. Aber er blieb nicht lange auf der Erde, denn nach wenigen Augenblicken erhob sich der Guaco in die Luft und trug das widerstrebende Opfer in den Wald, um es mit Muße zu verzehren.

Guapo war über das, was sich zugetragen hatte, außerordentlich erfreut. Nicht daß ihm ein solches Schauspiel etwas Neues gewesen wäre. Nein, er hatte dasselbe oft mit angesehen und war in dieser Hinsicht nicht mehr neugierig. Guapo wurde durch etwas mehr als bloße Neugierde bewegt. Als die Sache vorüber war, erhob er sich von seinem Platze und schritt auf den Ort zu, wo sie den Vogel hatten die Blätter verzehren sehen. Von diesen sammelte er eine Anzahl ein und kehrte dann zum Feuer zurück. Don Pablo erkannte in ihnen die Blätter einer Pflanze aus dem Geschlechte *Mikania*, welche den volksthümlichen Namen *vejuco de guaco* führt. Guapo wußte von der wissenschaftlichen Benennung der Pflanze nichts, war aber vor Langem schon über die werthvollen Eigenschaften ihrer Blätter als Mittel gegen den Biß der giftigsten Schlangen belehrt worden. Es war ihm bekannt, daß sie den Biß der Cascabel oder Klapperschlange und selbst den der kleinen gefleckten Natter, der giftigsten aller amerikanischen Schlangen, geheilt hatten.

Mit den Blättern des *vejuco* verfuhr nun Guapo folgendermaßen. Zuerst zerschnitt er sie so klein als er konnte, dann band er sie fest in ein Stück Baumwollenzug und drückte eine, für seine Zwecke genügende Menge Saft heraus. Nachdem dies geschehen war, machte er mit der

Spitze eines Messers kleine Einschnitte zwischen seinen Zehen, sowie auf seiner Brust und seinen Fingern. In jeden dieser Einschnitte träufelte er, so lange noch das Blut herausfloß, den Saft der Mikania und rieb ihn mit frischen Blättern der Pflanze ein, worauf er die Einschnitte mit dem weichen Flaum des Seidenbaumwollenbaumes bedeckte, um die Blutung zu hemmen. Dieses sonderbare Verfahren beendigte er damit, daß er ein Paar von den Blättern der Pflanze kaute und ungefähr einen Löffel voll von dem Saft verschluckte. Dies machte die »Einimpfung« vollständig, und Guapo war jetzt, wie er selbst erklärte, unverletzlich für den Biß der giftigsten Schlange.

Er erbot sich, die Uebrigen auf gleiche Weise zu »impfen«. Sie lehnten es anfangs ab – Don Pablo mit ihnen – aber nach ein Paar Tagen, wo jedes Mitglied der Gesellschaft mehrfach nur mit Mühe den Nattern, Corallenschlangen und der gefürchteten Jararaca entgangen war, hielt es Don Pablo für weise, daß sich Alle der Operation unterwürfen, und in Folge dessen machte Guapo ohne weitere Umstände den Doctor für die ganze Familie.

KAPITEL 15. DER PALMENWALD.

Auf der entgegengesetzten Seite des Baches befand sich eine große Strecke mit Palmenbäumen bedeckten Landes, während auf der Seite, wo sie ihr Haus zu bauen beabsichtigten, kein einziger zu sehen war. Da diese Bäume am besten zur Herstellung einer, für das heiße Klima der Montanja geeigneten Wohnung passen, so erschien es nothwendig, sie zu benutzen. Aber wie sollten sie zu

ihnen gelangen? Zwischen denselben und dem Lager floß der Bach, und obgleich derselbe nicht groß war, so hatte er doch an dieser Stelle eine bedeutende Breite und Tiefe, denn in dem flachen Hochebenen-Thale dehnte er sich zum Umfange eines kleinen Sees aus. Unten, wo er das Thal verließ, floß er eine Zeit lang in einer tiefen Schlucht zwischen fast senkrechten, felsigen Ufern, und oberhalb des Thales stürzte er durch einen ungangbaren Felsenspalt. Wenn sie nur hinüber gelangen konnten, um die Palmen zu fällen, so wußten sie, daß sie dieselben an's Ufer rollen und über die ruhige Wasserstrecke flößen konnten. Aber das Wie des Hinüberkommens erforderte einige Ueberlegung. Guapo konnte schwimmen wie ein Wasserhund, Don Pablo jedoch gar nicht, und Leon hatte, da er in der Stadt erzogen war, nur wenig Uebung gehabt und nur ein mittelmäßiger Schwimmer werden können. Was sollten sie daher anfangen, da Guapo die Palmen nicht gut allein handhaben konnte.

Sie untersuchten den Bach sowohl oberhalb als unterhalb, konnten jedoch keine Furt finden, aber gerade auf dem Punkte, wo er das Thal verließ, war der Raum zwischen den hohen Ufern sehr gering. Ein gutes langes Bret würde hinübergereicht haben – wenn sie nur eins gehabt hätten – aber ein solches besaßen sie nicht. Nun wuchs auf der entgegengesetzten Seite ein großer Baum. Es war einer der bereits erwähnten schönen Seidenwollenbäume. Er stand gerade am Rande des Abgrundes. Don Pablo und Guapo sahen auf den ersten Blick, daß dieser Baum gefällt und so geleitet werden könne, daß er quer

über den Bach stürzte und die Brücke bildete, deren sie bedurften.

Sie verloren nicht viel Zeit dabei. Guapo band die Axt auf die Schulter, lief am diesseitigen Ufer entlang, bis er das ruhig fließende Wasser erreichte, sprang dann hinein und schwamm in wenigen Secunden hinüber. Bald darauf erschien er auf dem jenseitigen Ufer am Fuße des Baumwollenbaumes, den er derart angriff, daß ihn Jeder, der nicht gewußt hätte, was er beabsichtigte, für ergrimmt über denselben gehalten haben würde. Nach einigen Minuten zeigte sich ein tiefer Einschnitt in dem Stamme des Baumes, und Guapo ließ, mit seinen kräftigen Hieben fortfahrend, die gelben Späne hageldicht umherfliegen. Natürlicherweise war die Kerbe in die, nach dem Strome zu stehende Seite gehauen worden, sodaß der Baum in dieser Richtung fallen mußte.

Nach ungefähr einer halben Stunde fing der Baum an, zu knarren und sich etwas auf die Seite zu neigen. Nun warf Don Pablo einen Lasso hinüber, der mitgenommen worden war. Guapo schlang das eine Ende desselben um einen hohen Zweig, band an das andre einen Stein und warf Don Pablo wieder zu, der es straff anzog. Dann durchbrachen ein Paar Axthiebe die Rinde des Baumes auf der andern Seite, Don Pablo zog den Lasso an, und mit lautem Prasseln und Krachen und einem tüchtigen Rascheln in den Zweigen legte sich der große Baumwollenbaum horizontal über die Schlucht. Die Brücke war gebaut.

Trotzdem war es jedoch keine Kleinigkeit, darüber zu kommen. Der gerundete Stamm erlaubte nichts weniger, als sichern Fuß zu fassen, und selbst wenn er ein glattes Bret gewesen wäre, hätte doch die Tiefe des Abgrundes – fast volle 100 Fuß – und der schäumende, brüllende Bergstrom unten genügt, um selbst die kräftigsten Nerven zu erschüttern. Alle gelangten jedoch wohlbehalten hinüber und verfügten sich nach dem Palmenwalde. Ich sage, Alle, aber ich meine nur die männliche Bevölkerung der neuen Niederlassung. Donna Isidora und die kleine Leona blieben im Lager und beschäftigten sich Beide damit, Yuccawurzeln zu schaben, um daraus Cassava und später Brot zu machen.

Als sie unter den Palmenbäumen angekommen waren, fiel Don Pablo ein merkwürdiger Umstand auf. Er bemerkte – was er bereits vom andern Ufer des Baches aus gewahr geworden war, daß, anstatt einer einzigen Art Palmen, in diesem Gehölze nicht weniger als ein Dutzend Arten wuchsen. Dies war ein sehr ungewöhnlicher Umstand, denn obschon man oft 2 bis 3 Arten beieinander findet, so konnte doch eine so reichhaltige Sammlung, wie die gegenwärtige, nur durch Menschenhände zusammengebracht worden sein. Hier war wieder das Werk des Missionspriesters zu erkennen, der ohne Zweifel die Mehrzahl der Arten gepflanzt hatte, nachdem sie ihm sehr wahrscheinlicherweise von vielen fernen Stationen seiner Mitarbeiter in anderen Theilen des Thales des Amazonenstromes zugeschickt worden waren.

Sei der ehrwürdige Vater, der hier gewohnt hat, dachte Don Pablo, Franziskaner, Jesuit oder Dominikaner gewesen (denn diese haben alle drei ihre Missionen in diesem Welttheile gehabt), so war er jedenfalls ein eifriger Gärtner. Ob er viele Indianer zu seinem Glauben bekehrt hatte oder nicht, so schien er doch bemüht gewesen zu sein, für ihre irdischen Bedürfnisse zu sorgen, denn es gab kaum eine für das Klima geeignete Pflanze oder einen Baum, die sich nicht in der Nähe dieses Ortes gefunden hätten.

»Welche Manchfaltigkeit schöner Palmen!« sagte er, indem er ringsum auf diese unzweifelhaft schönsten Gestalten der Pflanzenwelt blickte.

Es scheint kaum glaublich, ist aber doch wahr, daß man nicht weniger als 600 Arten kennt, die sämmtlich von einander verschieden sind! Ich kann sogar hinzufügen, daß ich glaube, es giebt auf der Erde noch einmal so viel – d. h. die ungeheure Anzahl von 1200. Der Grund, warum ich diesen Glauben hege, besteht darin, daß in allen Fällen, wo ähnliche Vermuthungen gewagt worden sind, es sei in Bezug auf Pflanzen, Vögel oder Säugethiere – sich dieselben stets als weit unter der Wahrheit gezeigt haben, und da die Palmengenden gerade die am wenigsten bekannten und von Botanikern am wenigsten erforschten Regionen sind, so läßt sich vernünftigerweise schließen, daß eine große Anzahl von Arten noch nie beschrieben worden sind. Eine andere Thatsache, welche diese Wahrscheinlichkeit erhöht, ist die, daß sich zuweilen besondere Palmenarten nur in einem beschränkten Umkreise und sonst nirgends in der nämlichen Gegend

findet. Oft bildet selbst ein kleiner Fluß die Grenzlinie für eine Art, und obgleich man auf der einen Seite ganze Wälder sehen kann, so wächst doch nicht ein einziger Baum der nämlichen Art auf der andern. Einige Botaniker sagen sogar, daß man noch mehr als 2000 Arten von Palmen kennen lernen werde. Von den 600 bekannten Arten gehört ungefähr die Hälfte der alten Welt und die andere Hälfte Amerika an. In Amerika findet man sie hauptsächlich auf dem Festlande, obschon einige Arten auf den westindischen Inseln einheimisch sind, während auf der östlichen Halbkugel die Mehrzahl der Arten den Inseln angehören.

Es ließe sich viel von der Wichtigkeit dieser edlen Bäume für das Menschengeschlecht sagen, denn sie sind eben so nützlich als schön. Fast jede Art findet ihre besondere Verwendung in der Oekonomie des menschlichen Lebens. Sie dienen nicht allein in Afrika, Asien, Amerika und Oceanien zu speciellen Zwecken, sondern es gibt auch in allen diesen Welttheilen ganze Völker, die *fast ausschließlich* von der einen oder andern Palmenart leben.

In neuerer Zeit ist in Bezug auf eine afrikanische Art eine Entdeckung gemacht worden, welche hoffentlich viel dazu beitragen wird, dem in jenem unglücklichen Lande so lange Zeit betriebenen scheußlichen Sklavenhandel ein Ende zu machen. Man wird von dem Palmenöle gehört haben. Nun, dies wird aus den Nüssen einer Palmenart gewonnen. Das Oel ist keine neue Entdeckung, aber

man hat erst in neuerer Zeit gefunden, daß es zur Fabrikation der Lichte ganz ebenso geeignet ist, wie Wallrath oder Wachs. Die Folge hiervon ist eine große Vermehrung des Handels mit diesem Artikel an der Westküste von Afrika gewesen, und da die eingeborenen Herrscher finden, daß derselbe größeren Nutzen gewährt, als der Verkauf von Sklaven, so haben sie in vielen Gegenden das letztgenannte scheußliche Geschäft aufgegeben und sich dem Einsammeln von Palmenöl zugewendet. Wenn ein Palmenbaum bewirken kann, was der vereinten Geschicklichkeit der Philantropen und der europäischen Mächte mißlungen ist, so kann man wirklich sagen: »allen Respekt vor den edlen Palmen!«

Aber ich könnte fortfahren, von Palmen zu sprechen, bis mein Buch zu Ende wäre. Ich darf deßhalb nicht länger von diesen schönen Bäumen im Allgemeinen reden, sondern muß mich auf diejenigen Arten beschränken, welche sich der Beobachtung unserer neuen Ansiedler darboten oder ihre Bedürfnisse befriedigten.

KAPITEL 16. EIN PALMENHAUS.

Die erste Art von Palmen, welche die Aufmerksamkeit Don Pablo's und seiner Gesellschaft auf sich zog, war die unter dem Namen der Patawapalme bekannte. Sie gehört zu dem Geschlechte der Weinpalmen. Es giebt in Südamerika mehrere Arten dieser Gattung, aber keine schönere, als die Patawa. Es ist eine Palme mit geradem, glattem Stamme und gefiederten Blättern – und ersterer erreicht eine Höhe von 60 Fuß und einen Durchmesser

von ungefähr einem Fuße. Der Stamm wird nur bei alten Bäumen glatt. Bei den jungen, und selbst bei denen, die im dichten Waldschatten stehen, hat er ein sehr rauhes Aussehen und ist von den Ansätzen der alten verwelkten und abgefallenen Blätter vollständig bedeckt. An den Rändern dieser Ansätze stehen fast drei Fuß lange Dornen mit aufwärts gerichteten Stacheln. Diese werden von den Indianern zur Herstellung der Pfeile für ihre Blase- röhre benutzt, von welchen später die Rede sein wird. Aus den Früchten dieser Palme bereitet man mit sehr geringer Mühe ein ausgezeichnetes Getränk. Die Frucht selbst ist ungefähr von der Größe einer Pflaume, aber von ovaler Gestalt und tief violetter Farbe, und wächst in großen Büscheln gerade unter den Blättern. Um das Getränk herzustellen, werden die Früchte in ein Gefäß mit heißem Wasser geworfen, wo sie ein Paar Minuten bleiben, bis das Fleisch weich ist. Nun wird das heiße Wasser weggegossen und durch kaltes Wasser ersetzt. In diesem werden die Früchte zerdrückt, und mit der Hand gerieben, bis das ganze Fleisch von den Kernen abgewaschen ist. Dann wird die Flüssigkeit filtrirt, um die Kerne und andere Substanzen auszuschneiden, worauf sie fertig ist und ein köstliches Getränk bildet, dessen Geschmack einige Aehnlichkeit mit Lampertsnüssen und Rahm hat.

Eine Art, welche die Assáipalme genannt wird, hat eine kleine schlehenartige Frucht, welche ein ähnliches Getränk liefert, das dick und rahmig und von schöner rothbrauner Farbe ist. Das Assái bildet in allen portugiesischen Niederlassungen ein Lieblingsgetränk und wird mit Cassavabrot, wie bei uns Milch oder Kaffee, genossen.

Aber Don Pablo freute sich nicht wegen der Frucht beim Anblicke der Patawapalme. Leon dachte vielleicht mehr an die vollen Trauben ovaler Pflaumen, aber sein Vater sah nur auf die geraden, glatten Stämme, die zu Eckpfosten, Balken und dem schwereren Holzwerke des Hauses bestimmt waren.

Nach wenigen Minuten war Guapo mit seiner Art beschäftigt, und die herrlichen Stämme der Patawa fielen einer nach dem andern, bis eine für ihre Zwecke hinlängliche Anzahl am Boden lag.

Nun schaute sich Don Pablo zunächst nach einer Palme mit schwächerem Stamme zu Dachbalken und Sparren um.

Diese fand sich bald in der Catinga, welche eine Art der Assáipalme ist, von welcher wir soeben als derjenigen gesprochen haben, die den Assáiwein liefert. Die Catinga war zu den Dachbalken gerade geeignet. Sie ist groß, fast 40 Fuß hoch, aber ganz schlank. Sie gehört zu den glatten Palmen und hat gefiederte Blätter, welche denen der Patawa nicht unähnlich sind. Ihr Wipfel zeigt eine Eigenthümlichkeit. Es findet dort nämlich eine, mehrere Fuß lange Säule oder Scheide, aus welcher die Blätter entspringen, und am unteren Ende dieser Säule, und nicht

unmittelbar an der Basis der Blätter, wachsen die Fruchttrauben. Diese säulenförmige Scheide ist von rother Farbe, was dem Baume ein sonderbares Aussehen giebt. Eine zweite Eigenthümlichkeit der Catinga besteht darin, daß ihre Wurzeln aus der Erde herauswachsen und einen Ke gel bilden, auf dessen Spitze sich der Stamm erhebt. Die Früchte dieser Art sind kleiner als die eigentlichen Assái, aber man bereitet aus ihnen gleichfalls ein Getränk, welches manche Leute für noch köstlicher, als das der Assái oder Patawa halten. Die Dachbalken wurden also von der Catinga genommen.

Nun das Dach. Dies war das nächste Bedürfniß.

»Herr!« rief Guapo, indem er in den Wald zeigte, »dort ist die Bussu, gerade das rechte Ding für das Dach.«

Guapo deutete auf einen sehr sonderbar aussehenden Baum, mit dickem, plumpem, knorrigem und tiefgeringeltem Stamme. Er war keinem der Palmenbäume, welche sie bereits gefällt hatten, auch nur im geringsten ähnlich. Sein Stamm war nicht mehr als 10 – 12 Fuß hoch, aber dann – welche Blätter! Sie waren nicht, wie die bereits beschriebenen, gefiedert, sondern, wie man sagt, »ganz«, d. h. aus einem einzigen Stücke, 30 Fuß lang und reichlich 5 Fuß breit! Wenn man sich 2 – 3 Dutzend dieser riesigen Blätter, fast aufrecht auf der Spitze des dicken Stammes stehend, denkt, so kann man sich eine ungefähre Idee von der Bussupalme machen. Es giebt viele Palmenbäume, deren Blätter zum Decken der Häuser verwendet werden, aber die Bussu ist unter allen für diesen Zweck die beste. Diese großen Blätter haben eine

Mittelrippe, von welcher nach beiden Seiten in schräger Richtung Adern nach dem Rande zu gehen. Wenn man sie zum Dachdecken verwendet, so spaltet man das Blatt längs der Mittelrippe und legt dann beide Hälften auf die Dachbalken, aber nicht der Länge, sondern so, daß die Adern in vertikaler Richtung liegen und so als Dachrinnen dienen, um das Regenwasser von dem Dache hinunterzuleiten. Es genügen sehr wenige Blätter, um ein Haus zu decken, und eine gehörig aufgelegte Dachung dieser Art pflegt 10 – 12 Jahre zu halten. Die Bussblätter werden zum Dachdecken so sehr geschätzt, daß die Indianer der Gegenden, wo diese Palme nicht wächst, oft im Canoe eine Reise von einer Woche machen, um sich dieselben zu verschaffen.

Die Scheide, welche die Blumen enthält, wird gleichfalls zu vielen Zwecken benutzt. Sie ist von langer, spindelförmiger Gestalt, faseriger, tuchartiger Beschaffenheit und brauner Farbe. Die Indianer benutzen dieselbe als Tuch. Sie giebt einen ausgezeichneten Beutel, in welchem der Eingeborene seine Farben und andere Artikel aufbewahrt, und eine große liefert, wenn sie ausgedehnt wird, eine sehr bequeme Mütze. In der That verwendete Guapo die erste Scheide, welche ihm zu Handen kam, zu diesem Zwecke.

Jetzt blieb nur noch übrig, eine Palme zu finden, die sich leicht halten ließ, um Dachsparren, sowie Bretter zu der Thüre, den Regalen und Bänken daraus zu machen. Sie entdeckten bald eine Hierzu ganz geeignete Palme. Dies war eine aus der Gattung *Iriartea*, welche unter

dem Namen der Paschiubapalme bekannt ist. Dies war ein Baum, der sich in seinem Aussehen von allen anderen unterschied. Es war ein edler Baum, welcher sich mit einem glatten Stamme zur Höhe von 70 Fuß erhob. Am Wipfel befand sich ein Schaft, der dicker als der Stamm und dem bereits erwähnten der Catinga nicht unähnlich war, außer daß Der der Baschluba eine dunkelgrüne Farbe hatte. Ihre Blätter unterschieden sich jedoch wesentlich von denen der Catinga. Sie waren zwar, wie Diese, gefiedert, die Blättchen aber nicht schmal und spitzig, sondern von dreieckiger Gestalt, am Rande gezähnt und wuchsen nicht sehr regelmäßig aus der Mittelrippe, Ihre allgemeine Anordnung, sowie die Gestalt, gaben daher dem Baume ein verschiedenes und vielleicht schöneres Aussehen. Aber das eigenthümlichste Kennzeichen Der »Paschiuba bildeten ihre Wurzeln. Ich Habe gesagt, daß sich die Wurzeln der Catinga Uüber die Erde erhoben. Dies thaten sie allerdings, aber nur zu geringer Höhe, indem sie einen kleinen Kegel bildeten. Die Wurzeln der Paschiuba standen aber in einer Hihe von 10 – 12 Fuß heraus! Jede einzelne Wurzel war fast gerade, aber es gab eine Menge derselben, und sie neigten sich beim Aufsteigen, sodaß sie eine Art Pyramide bildeten, aus deren Spitze der Stamm hervorwuchs. Zwischen den Wurzeln befanden sich weite Zwischenräume – so breit, daß man leicht dazwischen Durchgehen und ein ausgewachsener Mann mit dem Kopfe gerade unter der Basis des Stammes aufrecht stehen konnte. Man denke sich einen Mann, der

unter dem Stamme eines Baumes steht, der sich 70 Fuß hoch über seinem Kopfe erhebt!

Es wuchsen junge Bäume der nämlichen Art in der Nähe, und diese waren Miniaturmodelle der alten. Zuweilen werden diese kleineren von drei Wurzeln, die dem Dreifuße eines Feldmeßtisches ähnlich sind, getragen, und dies verleiht ihnen ein ziemlich lächerliches Aussehen. Es giebt viele Arten dieser Palmengattung, welche zu dem Geschlechte der *Iriartea* gerechnet werden. Bei der Mehrzahl derselben ist die kleine ovale und rothe oder gelbe Frucht bitter und ungenießbar, ihr Holz wird jedoch zu vielen Zwecken geschätzt. Das der Art, welche Don Pablo gefunden hatte, ist außen hart, aber inwendig weich und läßt sich leichter zu Latten und Bretern spalten, als jede andere Palmenart.

Guapo machte mit seiner Axt einen Angriff auf die Wurzeln, und es waren bald Stämme genug gefällt, um Latten, Thüren und allerlei Arten von Bänken anzufertigen.

Die verschiedenen Arten wurden nun am Ufer des Baches zusammengebracht und vermittels einer strickähnlichen Schlingpflanze, welche den Namen Sipo führt, zusammengebunden, sodaß sie ein rohes Floß bildeten. Die Blätter der Bussu und große Fruchtrauben der Catinga und Batawa wurden darauf gelegt, dann bestieg Guapo selbst daasselbe, stieß mit seiner langen Stange ab und flößte das Ganze hinüber. Die Uebrigen gingen über die Brücke und kamen gerade zur rechten Zeit, um Guapo zu helfen, sein etwas unbehilfliches Floß festzubinden.

Am folgenden Tage wurde das Gerüst des Hauses aufgerichtet, und am Tage nachher die Wände. Letztere stellte man aus Bambusrohr her, das in großer Menge im Grunde des Thales wuchs. Dasselbe gedeiht wild, denn die Abhänge der Anden bestehen aus dem Lieblingsboden dieser riesigen Graspflanze. Die Stäbe wurden neben einander aufgestellt und hierauf an einander und an die Palmenholzpfosten festgebunden. Am dritten Tage legten sie die Bussblätter auf, und das Haus war fertig.

KAPITEL 17. DIE AUFSPÜRUNG DES TAPIRS.

Es ist bereits erwähnt worden, daß der Bach vor dem Hause breiter war, als an anderen Stellen, und eine Art von See bildete. In der Mitte hatte er eine langsame Strömung, aber an den Seiten stand das Wasser fast still, und dort wuchsen an vielen Orten Gruppen von Schwertlilien, abwechselnd mit schönen weißen Lilien. Unter diesen fand sich die, unter dem Namen der *Victoria regia* so berühmte *Nymphaea* – denn Südamerika ist die Heimath dieser wunderbaren Pflanze.

Unsere Gesellschaft hörte alle Nächte, wenn sie ausruhte, seltsame Töne vom Wasser herüberdringen. Es war ein Plumpen und Plätschern und von Zeit zu Zeit ein fnaubender Lärm, wie das zuweilen von erschreckten Schweinen ausgestoßene Grunzen. Es würde sie vielleicht Alle in Verlegenheit gesetzt haben, zu sagen, woher diese Töne rührten, oder welches Thier sie ausstieß, denn es konnte keinen Zweifel unterliegen, daß sie durch

ein Thier hervorgebracht wurden. Einige riethen auf Alligators, aber diese Vermuthung war nicht richtig, da es, obgleich man in allen Füssen des tropischen Amerika's eine Menge derselben findet, doch gerade an diesem Orte keine zu geben schien. Sie hätten lange darüber in Dunkel bleiben Können, welches Thier es sei, das sie bei Nacht herumstreifen schien, denn am Tage konnten sie davon weder etwas sehen noch hören, aber Guapo, der jeden Laut der Montanzja kannte, klärte sie sofort darüber auf. Er war seiner Zeit ein Tapirjäger gewesen und verstand sich auf alle Gewohnheiten dieses sonderbaren Thieres. Es war also ein Tapir, welchen sie sein regelmäßiges nächtliches Bad nehmen und sich mit den Wurzeln der Schwertlilien und Nymphäen regaliren gehört hatten.

Der Tapir ist als das größte, in Südamerika einheimische Landthier ein interessantes Geschöpf. Das Lama und Guanaco haben eine größere Höhe, weil ihre Beine länger sind, aber in Bezug auf Umfang und Gewicht werden sie von dem Tapir übertroffen, während die südamerikanischen Bären, von denen es 2 – 3 Arten giebt, zu den kleinen Bären gehören und deshalb eine geringere Größe haben als der Tapir. Man hat in der That in der südlichen Hälfte des Continents keine sehr großen Landthiere einheimisch gefunden. Es waren keine aus dem Rindergeschlechte, wie der nordamerikanische Büffel und Biaamochfe, und keine großen Hirsche, wie das Elennthier und Musethier der nördlichen Breiten, vorhanden. Die Hirsche von Südamerika, von welchen es mehrere noch

unbeschriebene Arten giebt, sind sämmtlich kleine Thiere. Dem Tapir bleibt daher, in Hinsicht der Größe, der Vortritt in der südamerikanischen Fauna.

Sein gerundeter Körper giebt ihm einige Aehnlichkeit mit einem großen Schweine oder einem rasirten Esel, er ist aber in der That Keinem von Beiden sehr ähnlich und einem *Tapir* ähnlicher, als allem Anderen – er ist ein Thier *sui generis*. Wenn man einen großen Esel rasiren, den größten Theil seiner Ohren und seines Schwanzes stutzen, seine Beine verkürzen und sie wo möglich stämmiger und plumper machen, seinen Oberkiefer so verlängern würde, daß er als hervorragende, rüsselförmige Schnauze über den unteren vorstände, und ihn dann mit einer Decke von schwärzlichbrauner Farbe überzöge, so erhielte man Etwas einem Tapir nicht Unähnliches. Um die Aehnlichkeit zu erhöhen, müßte man die borstige Mähne über die Stirn zwischen den Ohren bis zu gleicher Linie mit den Augen fortsetzen, um das kammartige Aussehen hervorzubringen, welches den Tapir characterisirt. Außerdem hätte man dem Esel große Zehen – vier an den Vorderfüßen und drei an den Hinterfüßen zu geben. Ein wenig seidenartiges Haar an dem abgestumpften Schweife und ein Paar, über den Körper einzeln verstreute Haare von brauner Farbe würden die Aehnlichkeit noch erhöhen, und dann wäre es noch nöthig, daß der Esel zu den Allergrößten seiner Art gehörte, um die Größe eines großen Tapirs zu erreichen.

Der Tapir ist ein harmloses Geschöpf, und obgleich er ein gutes Gebiß hat, so gebraucht er dasselbe doch niemals zu seiner Vertheidigung. Wenn er von Menschen oder wilden Thieren angegriffen wird, so versucht er durch die Flucht zu entkommen und läßt sich, wenn diese mißlingt, tödten, aber es ist nicht möglich, ihn zum Kampfe zu bringen.

Der Tapir führt ein sehr einsames Leben, da man ihn fast stets allein und nur zuweilen in Gesellschaft seines Weibchens findet. Letzteres bringt bei jedem Wurf nur ein Junges zur Welt, welches ihm folgt, bis es im Stande ist, für sich selbst zu sorgen, worauf sie weiter keine Gesellschaft mit einander halten, sondern sich trennen, um Jedes seinen eigenen Weg einzuschlagen.

Man nennt dieses Thier amphibisch, weil es einen Theil seiner Zeit im Wasser zubringt, aber es ist, obgleich man es den amerikanischen Repräsentanten des Rhinoceros und des Nilferdes nennt, doch nicht in dem Maße ein Wasserthier, wie diese beiden. Es sucht seine Nahrung im Flusse oder den daran grenzenden Sümpfen und kann mehrere Minuten lang unter Wasser bleiben, verbringt aber trotzdem den größten Theil seines Lebens auf dem festen Lande. Am Tage schläft es an einer trockenen Stelle auf einem Lager von verdorrten Blättern, von welchem es jeden Abend auszieht und sich nach dem sumpfigen Ufer eines ihm wohlbekannten Flusses begiebt. Es verläßt häufig sein Lager während des Regens und zieht nach Nahrung aus. Es liebt, wie die Schweine, sehr, sich an schlammigen Stellen zu wälzen, es ist jedoch fiesem

schmutzigen Thiere darin unähnlich, daß es nicht eher zu seinem Lager zurückkehrt, als bis es sich in das reine Wasser gestürzt und vollständig vom Schlamme gereinigt hat.

Der Tapir hat die Gewohnheit – und zwar zu seinem Unglücke – daß er auf seinen Ausflügen stets der alten Fährte folgt. Auf diese Art bildet sich bald ein Pfad von seinem Lager nach seinem Futterplatze, der so erkennbar ist, daß ihm ein Jäger im Laufe folgen könnte. Es ist daher leicht, dem Tapir einen Hinterhalt zu legen. Guapo wußte Dies recht gut. Er hatte bereits, während er drüben unter den Palmen war, die Fährte desjenigen bemerkt, der allnächtlich an den Bach kam, und mit sich selbst ausgemacht, daß jener Tapir nicht lange mehr zu leben habe. Leon bat ihn in der That, die Tapirjagd auf den folgenden Morgen anzusetzen, was Guapo mit Don Pablo's Erlaubniß denn auch that. Es verlangte Guapo ebensos sehr, wie sie Alle, darnach, den Tapir zu erlegen, da er, wie viele Indianer, das Fleisch desselben genoß, obgleich dasselbe keineswegs ein schmackhaftes Nahrungsmittel ist. Es ist im Gegentheile trocken und schmeckt den Meisten unangenehm. Guapo liebte es jedoch in hohem Grade, und außerdem bedurfte er der zähen Haut zu einem besonderen Zwecke. Die wilden Indianer schätzen die Haut sehr hoch, da sie das Beste ist, was sie zu Viches oder Schilden, um die vergifteten Pfeile ihrer Feinde abzuhalten, erlangen können.

Am folgenden Morgen brach Guapo, von Leon begleitet, ungefähr eine Stunde nach Sonnenaufgang zur Jagd

auf. Don Pablo blieb mit seiner Gattin und der kleinen Leona zu Hause. Wenn der Tapirjäger eine Flinte oder selbst nur einen Bogen und Pfeile besessen hätte, so würde er ein verschiedenes Verfahren eingeschlagen und ohne Zweifel eine andere Stunde zu der Jagd gewählt haben. Er hätte dann die Abend- oder Morgendämmerung benutzt und sich im Gebüsche versteckt, sodaß er die Fährte, welche der Tapir auf seinem Wege nach oder von dem Wasser zuverlässig einschlagen würde, überblicken konnte. Dann würde er das Thier einfach niedergeschossen haben, während es vorüberzog, aber dies ist keine gar zu leichte Sache, da der Tapir, weil er sich auf dem Lande vor Feinden fürchtet, stets im Trabe läuft. Da Guapo weder Bogen noch Flinte besaß und in der That weiter nichts als sein Machete, so war die Frage, wie er nahe genug kommen solle, um diese Waffe zu gebrauchen. So plump der Tapir auch aussieht, so kann er doch geschwinder als der schnellste Indianer fortwatscheln. Dies wußte Guapo Alles, er kannte jedoch auch einen Kunstgriff, vermittels dessen das amphibische Thier überlistet werden konnte, und diesen beschloß er in Ausführung zu bringen. Zu diesem Zwecke führte er außer dem Machete noch eine andere Waffe bei sich. Diese Waffe war eine sehr friedfertige – nämlich ein *Spaten*! Glücklicherweise besaß er einen solchen, den er mit aus den Bergen gebracht hatte.

Nachdem sie über die Brücke gegangen und zwischen den Palmen ein gutes Stück weiter herumgekommen waren, traf der Jäger auf einen, im Schlamme deutlich ausgetretenen Pfad. Dies war der Weg des Tapirs, wie man leicht sehen konnte. Dort gab es die breiten Fußspuren, einige mit vier, andere mit drei Zehen – und da fanden sich auch Stellen, wo sich das Thier gewälzt hatte. Die Fährten waren ganz frisch und, wie Guapo sagte, kaum eine Stunde vor ihrer Ankunft an Ort und Stelle gemacht.

Dies wünschte der Tapirjäger eben. Er wählte einen Ort, wo die Fährte zwischen zwei Palmenbäumen hindurchging und nicht leicht um einen derselben hätte geführt werden können, worauf er Halt machte, sein Machete an einen Baum lehnte und den Spaten ergriff. Jetzt fing Leon an, einzusehen, was er mit demselben beabsichtigte. Er wollte eine Grube graben.

Dies war allerdings seine Absicht, und in weniger als einer Stunde war dieselbe, mit Hilfe Leon's, vollendet, indem Letzterer die Erde auf Bussubläthern forttrug, so schnell sie Guapo herausschaufelte. Als die Grube nach Guapo's Dafürhalten eine genügende Tiefe hatte, kam er heraus, suchte dann einige dünne Stangen sowie Palmenblätter, Zweige und Gras, und bedeckte sie so, daß selbst ein Fuchs darin keine Fallgrube erkannt haben würde. Aber eine solche war es, und nach Guapo's Meinung breit und tief genug, um den größten Tapir zu fangen.

Jetzt blieb weiter nichts übrig, als den Tapir hineinzubringen, aber hierin lag eben die Schwierigkeit. Leon konnte nicht begreifen, wie dies bewerkstelligt werden

sollte. Er wußte, daß das Thier bei Nacht, wenn es nach dem Wasser unterwegs wäre, auf die Decke treten und hinein fallen könne. Aber Guapo hatte ihm versprochen, daß er den Tapir in Zeit von einer Stunde in der Falle sehen solle. Guapo hatte seinen Plan, um dies zu bewerkstelligen, und er schickte sich jetzt sofort an, denselben in Ausführung zu bringen.

Sie folgten der Fährte von dem Wasser aus nach dem Lager des Thieres. Der Jäger wußte, daß Letzteres nicht fern sein werde, vielleicht eine Viertel- oder halbe Meile, vielleicht auch weniger. Ehe sie aufbrachen, rieth er Leon, dicht hinter ihm zu bleiben und nicht das geringste Geräusch zu machen. Schon ein Flüstern oder das Rascheln der Zweige konnte nach seiner Behauptung genügen, um alle seine Pläne zu vereiteln. Guapo ging oder kroch vielmehr vorwärts, anfangs sorglos, aber nach einiger Zeit wurde sein Schritt leichter und vorsichtiger. Er wußte, daß er sich dem schlafenden Opfer näherte. Er hielt an und wiederholte seine Warnung gegen seinen Begleiter, und dann ging er wie zuvor weiter, bis sie mehr als $\frac{1}{4}$ Stunde vom Wasser entfernt angelangt waren. Hier fingen sie an, einen kleinen Hügel zu ersteigen, wo die Erde trocken und mit niedergestürzten Bäumen bestreut war. An manchen Stellen war die Fährte schwer zu erkennen, und Leon würde sie bald verloren haben, wenn er sich selbst überlassen gewesen wäre. Aber man brauchte nicht zu befürchten, daß Guapo dieselbe verlieren werde. Ein Jagdhund hätte sie nicht mit größerer Zuverlässigkeit verfolgen können.

Guapo blieb plötzlich stehen – ging dann einige Schritte weiter – machte zum zweiten Male Halt und gab Leon ein Zeichen, herbeizukommen. Ohne ein Wort zu sprechen, zeigte er auf ein kleines Dickicht von niedrigen Büschen, durch dessen Blätter sie gerade nur einen großen braunen, vollkommen ruhigen Gegenstand erkennen konnten. Das war der festschlafende Tapir selbst.

Guapo hatte seinen Begleiter bereits davon benachrichtigt, daß sie, sobald sie bei dem Lager des Thieres ankämen, einen weiten Umweg machen müßten, wobei Leon nach einer Seite ging und er nach der anderen. Nun zogen sich Beide etwas zurück und trennten sich dann, indem sie einander entgegengesetzte Richtungen einschlugen. Nachdem sie ihren Umweg gemacht hatten, trafen sie in einiger Entfernung hinter dem Lager wieder zusammen, dann forderte Guapo seinen Gefährten auf, ihm zu folgen, und ging, ohne eine weitere Vorsicht zu beobachten, geradewegs auf die Stelle los, wo der Tapir lag. Der Indianer wußte aus Erfahrung, daß Letzterer, sobald er aufgestört wäre, auf seinem gewöhnlichen Wege nach dem Wasser eilen würde, denn in's Wasser entflieht er stets, wenn er durch einen Feind beunruhigt wird. Als sie dem Lager auf ein paar Schritte nahe gekommen waren, sahen sie zwischen den Blättern eine Bewegung und hörten dann, als der mächtige Körper des Thieres durch die Büsche brach und die Flucht ergriff, ein prasselndes

Geräusch. Es trabte nicht auf seine gewöhnliche Art, sondern ging im Galoppe davon, wobei es den Kopf auf sonderbare und ungeschickte Weise zwischen den Vorderbeinen trug.

Guapo eilte, von Leon gefolgt, der dicht auf seinen Fersen blieb, hinter ihm her. Der Tapir blieb nur ein paar Secunden lang sichtbar, aber der Jäger wußte, daß er den ausgetretenen Pfad einschlagen werde, und war deshalb nicht in Verlegenheit. Sie machten keinen unnöthigen Lärm, um den Tapir nicht von seinem Wege zu verscheuchen, sondern liefen still vorwärts.

Sie gelangten bald wieder zu der Fallgrube zurück, wobei Guapo natürlicherweise den Anführer machte.

»Hollah!« rief Letzterer, als er dieselbe erblickte, »Hollah, junger Herr, er ist in der Falle!«

Dies war er allerdings, und im folgenden Augenblicke standen sie am Rande der Grube und sahen den großen braunen Körper an deren Boden unhertaumeln und sich abmühen.

Guapo zögerte keinen Augenblick, sondern sprang mit dem Machete in der Hand hinein. Er fürchtete nicht, von dem Thiere gebissen zu werden, da er wußte, daß es dies nicht thun würde, aber Guapo war in der Eile unvorsichtig gesprungen und fiel, da sein Fuß ausglitt, auf den glatten Körper des Tapirs. Letzterer sprang in seinem Schrecken aufwärts, und im nächsten Momente Tag Guapo zu unterst auf dem Boden der Grube!

Das Thier hegte keine Absicht, den Jäger niederzutampeln, aber da es sah, daß es leicht herausspringen

könne – indem die Grube durch den Körper Guaspo's und die herabgefallenen Zweige weniger tief gemacht wurde – so that es einen Satz und kam am Rande heraus. Leon war nach der, dem Bache zunächst liegenden Seite gegangen, aber es traf sich, daß er sich dadurch gerade auf der unrechten Seite befand, denn als der plumpe Tapir vorüberstürzte, stieß er gegen ihn und schleuderte ihn zwischen den Bäumen zu Boden. Ehe er sich wieder auffaffen oder Guapo aus der Grube klettern konnte, verkündete ein lautes Plätschern im Wasser, daß das Thier nach einem Elemente entkommen war, wo es ihrer Verfolgung Trotz bieten konnte.

Beide waren äußerst niedergeschlagen und ärgerlich, aber besonders Guapo. Er hatte sich auf seine Geschicklichkeit als Tapirjäger sehr viel eingebildet, und sein Stolz war durch den Erfolg verwundet. Er schien sehr verdrießlich zu sein und blieb, während er mit Leon nach dem Hause zurückkehrte, von Zeit zu Zeit stehen und schaute in das Wasser. Dann schwang er drohend sein Machete und rief:

»Tauche nur unter, altes Dickfell; tauche so tief du magst, ich werde deine Haut doch noch bekommen!«

KAPITEL 18. DIE VERGIFTETEN PFEILE.

Der Ausgang der Tapirjagd veranlaßte Guapo, sich besser zu bewaffnen. Es gab eine Waffe – und zwar eine sehr wirksame – auf deren Anfertigung und Gebrauch er sich verstand. Diese Waffe war ein Gravatana oder Blaserohr,

das auch zuweilen Pocuna genannt wird. Er dachte fortwährend an diese Waffe und hatte bereits für die Materialien zu deren Herstellung gesorgt. Diese Materialien waren von verschiedener Beschaffenheit, und ihre Herbeischaffung hatte ihn einige Mühe gekostet.

Zuerst hatte er zu dem Blaserohre selbst Stämme einer schlanken Palme – einer Art *Iriartea*, aber nicht der bereits beschriebenen – abgeschnitten. Es war die *Paschiubamiri* der Indianer. Diese kleine Palme erreicht eine Höhe von 12 – 20 Fuß und ist niemals stärker als das Handgelenk eines Mannes. Ihre Wurzeln erheben sich, wie die der anderen ihrer Art, jedoch nur einige Zoll hoch über den Boden. Die Stämme, welche Guapo gewählt hatte, waren von verschiedener Größe. Einer hatte ungefähr die Stärke des Stieles eines Gartenrechs, während der andere in Durchmesser einen Spazierstock nicht übertraf. Beide waren inwendig hohl, oder enthielten vielmehr Mark, wie der Hollunder, welches, wenn es herausgedrückt ist, eine glatte Röhre zurückläßt. Nachdem Guapo diese Stämme ungefähr 10 Fuß lang geschnitten und das Mark herausgetrieben hatte, schob er den kleineren in das Bohrloch des größeren, der überall dicht anschloß, da er in von der zu diesem Zwecke geeigneten Stärke gewählt hatte. Man wird nicht sogleich begreifen, warum zwei Stämme anstatt eines einzigen gebraucht werden. Dies geschieht in der Absicht, das Rohr vollkommen gerade zu machen, da dies bei dem Gravatana von großer Wichtigkeit ist. Der äußere und stärkere Stamm beseitigte jede Biegung, welche sich bei dem

Inneren vorfinden konnte, und sie waren sorgfältig der Art vorgerichtet, daß einer den anderen gerade streckte. Wenn er nicht vollkommen gerade gewesen wäre, so würde in Guapo an einen Pfahl gebunden und gerade gerichtet haben, aber die Sache machte sich ganz gut, ohne weitere Mühe. Die Höhlung des kleineren wurde nun durchaus gereinigt und vermittels eines kleinen Bündels aus den Wurzeln eines baumartigen Farrenkrautes polirt, bis sie so glatt und hart wie Ebhenholz war. Am dünneren Ende des Rohres wurde ein hölzernes Mundstück angebracht und auf der Außenseite ein Visir befestigt. Dieses Visir war der Zahn eines Thieres – einer der langen, gebogenen Schneidezähne eines, Paca genannten, kleinen Nagethieres, das sich in den meisten Gegenden des tropischen Amerika vorfindet, um dem Instrumente ein hübscheres Aussehen zu geben, hatte sich Guapo die zähe, glänzende Rinde einer Schlingpflanze verschafft, welche er vom Mundstücke bis zur Mündung spiralförmig darumwand, und nun war das Gravatana fertig.

Es war jedoch noch Vieles zu vollbringen, ehe dasselbe gebraucht werden konnte. Es mußten Pfeile gemacht werden und ein Köcher, um dieselben aufzubewahren, und Gift, um ihre Spitzen hineinzutauchen, denn die Pfeile des Blaserohres tödten nicht durch die Wunden, welche sie verursachen, sondern durch das Gift, womit sie versehen sind.

Das Nächste, worauf Guapo seine Aufmerksamkeit lenkte, war daher die Anfertigung der Pfeile. Diese können aus Rohr, Binsen und verschiedenen Arten von Holz

gemacht werden, aber das beste Material zu diesem Zwecke liefern die langen Dornen der Parawapalme, von welchen ich bereits gesprochen habe. Diese Stacheln wachsen aus dem unteren Theile der Blattansätze hervor und bleiben bei jungen und sehr geschützten Bäumen am Stamme, dem sie ein sehr rauhes Ansehen geben. Sie sind oft drei Fuß lang, so dick wie ein starker Drath, etwas abgeplattet und von schwarzer Farbe, Um die Pfeile zu machen, schnitt sie Guapo 15 – 18 Zoll lang und spitzte sie an dem einen Ende sorgsam zu; ungefähr drei Zoll von der Spitze kerbte er sie ein, so daß sie eher in der Wunde abbrechen, als durch die Zuckungen des Thieres wieder herausfallen sollten. Ungefähr 2 – 3 Zoll vom dicken Ende wand Guapo einige Stränge der weichen, seidenartigen Baumwolle, welche er sich aus den Hülsen des bereits erwähnten, großen Ceiba oder Seidenbaumwollenbaumes verschaffte, locker um den Schaft. Diese befestigte er mit der Fiber einer Aloepflanze – einer der Ananasarten, und die so angebrachte Baumwolle erhielt eine kegelförmige oder spindelähnliche Gestalt, deren dickeres Ende sich am unteren Ende des Pfeiles befand. Wenn dieser in das Gravatana gebracht wird, so füllt die Anschwellung der Baumwolle die Höhlung gerade aus – nicht so genau, daß es das Durchschlüpfen des Pfeiles verhinderte, aber auch nicht so lose, daß Luft hindurch gehen könnte, wenn durch das Mundstück darauf geblasen wird.

Die Pfeile waren jetzt bis auf das Gift für ihre Spitzen fertig, und dies war das Wichtigste von Allem, denn ohne dasselbe würden das Blaserohr und die Pfeile nutzlose Waffen gewesen sein. Aber Guapo war gerade der Mann, der wußte, wie dieses Gift zubereitet wird, und das ist mehr, als man von allen Indianern sagen kann, denn nur die Piaches (Priester oder Mediziner) kennen das Verfahren. Ja es giebt sogar einige Stämme, unter denen kein einziges Individuum das Pfeilgift zu machen versteht, und diese müssen es sich von anderen durch Tausch verschaffen, einen hohen Preis dafür bezahlen und oft selbst weit darnach gehen.

Dieses berühmte Gift ist unter verschiedenen Namen bekannt, aber *Curare*, *Ticuna* und *Wurali* sind die gewöhnlichsten.

Es ist eins der wirksamsten, bis jetzt entdeckten Gifte, in gleichem Grade wie das *Upastiente* auf Java oder die St. Ignatius-Bohne – aber vollkommen unschädlich, wenn man es verschluckt, und wird in der That von den Indianern als ausgezeichnete Magenstärkung eingenommen. Wenn es jedoch vermöge einer Pfeil-Wunde oder einer verletzten Stelle in das Blut übergeht, so hat man bis jetzt noch kein Mittel entdeckt, welches dagegen helfen kann. Der Tod ist gewiß, und zwar ein Tod, der dem, durch den Biß einer giftigen Schlange herbeigeführten, gleicht. So lautet die Aussage Derjenigen, welche darunter gelitten haben, aber wieder genesen sind, weil sie nur unbedeutend damit verwundet oder leicht damit geimpft

wurden. Wir wollen daher sehen, wie Guapo dieses tödtliche Gemisch zubereitete.

Er war in den Wald hinausgegangen und kehrte mit einem Bündel dünner Stengel beladen zurück. Diese bestanden aus Stücken einer Liane oder Schlingepflanze. Es war das *bejuco de Curare* oder *Mavacure*, wie es auch zuweilen heißt. Die Blätter hatte er abgestreift und als nutzlos zurückgelassen. Wenn er sie mitgebracht hätte, so würde man gesehen haben, daß sie von länglich ovaler Gestalt, vorn zugespitzt und von weißlich grüner Farbe sind. Don Pablo wußte, daß die Pflanze eine Art *Strychnos* oder Brechnuß war.

Zuerst kratzte Guapo mit seinem Messer die ganze Rinde, sowie das Bast oder die weiße Decke von den Stengeln, worauf er letztere wegwarf. Das Gemisch von Rinde und Bast legte er nun zunächst auf einen glatten Stein und zerdrückte es zu einem Gewebe von gelblicher Farbe. Nachdem dies geschehen war, nahm er es zusammen und legte es in einen Trichter, den er bereits aus einem Pisangblatte gemacht hatte. Der Trichter war ein langer, enger Kegel und, um ihn haltbarer zu machen, in einen zweiten, aus dem dicken Blatte der Bussupalme gemachten, gestellt, die beide auf einem Gerüste von Palmenfibern ruhten. Unter die Oeffnung wurde eine kleine Pfanne gesetzt, welche man später über das Feuer stellen konnte, und dann kaltes Wasser auf die Rinde in den Trichter gegossen. Aus diesem fing bald eine gelbliche

Flüssigkeit hervorzusickern und in die Pfanne zu tropfen an, und diese Flüssigkeit war das Curare oder Pfeilgift. Dies mußte jedoch durch Verdunstung concentrirt werden, und zu diesem Zwecke stellte Guapo die Pfanne über ein schwaches Feuer, wo sie blieb, bis die Flüssigkeit durch die Hitze eingedickt war.

Nun war noch ein weiteres Verfahren nöthig, ehe das Curare an die Pfeile gebracht werden konnte. Es war hinreichend eingedickt und tödtlich, aber immer noch zu dünn, um gehörig an der Spitze derselben zu haften, und zu diesem Zwecke war ein Gemisch eines klebrigen Stoffes erforderlich. Dieses bereitete Guapo bald aus den großen Blättern eines Baumes, Namens *kiracaguero*, und goß es in das Extract, worauf das Curare seine gelbe Farbe in Schwarz verwandelte und zum Gebrauche fertig war. Dieser Farbenwechsel wurde durch die Zersetzung des Kohlenwasserstoffes hervorgebracht, wobei der Wasserstoff verbrannte und der Kohlenstoff frei wurde.

Nun tauchte Guapo ein Paar von seinen Pfeilen ein und steckte sie sorgfältig in ein großes Stück Bambus, der als Köcher diente, Ich sage vorsichtig, denn wenn einer dieser Pfeile mit seiner vergifteten Spitze ihm auf den nackten Fuß gefallen wäre oder ihn anderswo verwundet hätte, so würde er nie wieder Curare zubereitet haben. Aber er handhabte sie mit Sorgfalt und goß den Rest der Flüssigkeit in eine kleine Kürbisflasche (ähnlich wie die, in welcher er seinen Cocakalk aufbewahrte), die er mit einem Stücke Palmenmark fest verschloß.

Don Pablo hatte nebst Donna Isidora und den Kindern sein ganzes Verfahren mit Aufmerksamkeit beobachtet. Anfangs fürchteten sie sich davor, in die Nähe zu treten, da sie glaubten, daß die Dämpfe der Flüssigkeit schädlich sein könnten. In Folge der, durch die alten Missionäre und in späterer Zeit selbst durch den Reisenden La Condamine verbreiteten abgeschmackten Märchen hat man lange geglaubt, daß dies der Fall sei. Diese versicherten, daß die Indianer, wenn sie das Curaregift zubereiten wollten, sich hierzu der alten Weiber des Stammes bedienten, deren Leben sie keinen Werth beimäßen, und daß mehrere derselben beim Kochen desselben stets als Opfer fielen. Diese einfältige Geschichte ist jetzt widerlegt, und Guapo versicherte seinen Gefährten nicht allein, daß keine Gefahr vorhanden sei, sondern kostete selbst von Zeit zu Zeit das Curare, so lang es sich in der Pkanne befand, um sich zu überzeugen, ob es gehörig concentrirt sei. Dies konnte er durch den Geschmack beurtheilen, da es im Verlaufe der Verdunstung immer bitterer wurde. Die südamerikanischen Pfeilgifte werden nicht alle aus der Schlingpflanze *Mavacure* gemacht. Bei einigen Indianerstämmen wird eine, *Curare de Raiz* genannte, Wurzel angewendet, und bei anderen wird das Gift aus einer Mischung verschiedener Säfte aus den Pflanzen *Ambihasca*, Tabak, rothem Pfeffer, einer, *Barbasco* genannten, Rinde von einem Baume der Gattung *Jacquinia* und einer Pflanze, Namens *Sarnango*, hergestellt. Von allen diesen Säften ist der der *Ambihasca*

der kräftigste Bestandtheil, aber die Zubereitung dieser Art von Gift ist ein sehr verwickeltes Verfahren.

Es dauerte nicht lange, ehe Guapo Gelegenheit hatte, sein Gravatana zu erproben, und das wünschte er gerade, denn der alte Indianer war nicht wenig stolz auf seine Geschicklichkeit und wolle vor den Augen seiner Gefährten eine Probe von derselben ablegen. Seine Eitelkeit konnte jedoch um so eher entschuldigt werden, da er in der That ein ausgezeichnete Schütze war, was er binnen einer halben Stunde Allen zur Genüge bewies. Das Instrument war kaum fertig und bei Seite gelegt worden, als sich ein lautes Kreischen und Schnattern in der Luft vernehmen ließ, und als die Gesellschaft aufschaute, sah sie einen Flug großer Vögel am Himmel hinziehen. Sie befanden sich noch in großer Höhe, aber plötzlich kamen sie Alle herab und ließen sich auf einen fast alleinstehenden großen Baum nieder. Hier setzten sie ihr Geschnatter, nur mit leiserer und vertraulicherer Stimme, fort, und man konnte sie nicht umherhüpfen, sondern zuweilen mit abwärts gekehrtem Kopfe und Rücken, kurz auf jede mögliche Art an den Zweigen umherklettern sehen. Diese Vögel waren alle von einer und derselben Art, sämmtlich volle 18 Zoll lang und von gleichmäßiger Farbe am ganzen Körper, nämlich purpurn oder tief indigofarbig, wobei sie nur weiße Schnäbel hatten. Ihr Gefieder zeigte in der Sonne einen metallischen Glanz. Es war in der That eine seltene Art, nämlich der Ana oder Purpurpapagei.

Ohne ein Wort zu sagen, ergriff Guapo sein Gravatana und die Pfeile und schlich sich durch das Unterholz zu

dem Baume auf welchem sich die Papageien niedergelassen hatten. Nach wenigen Minuten stand er, durch die breiten Blätter eines zufällig an dessen Fuße stehenden Pisangs den Blicken der Vögel verborgen, unter demselben. Diese Deckung war nöthig da sonst die Papageien, die sehr scheue Vögel sind, einen wilden vielstimmigen Schrei ausgestoßen haben und davon geflogen sein würden. Sie thaten dies jedoch nicht und Guapo hatte leichtes Spiel mit ihnen. Die Gesellschaft beim Hause konnte alle seine Bewegungen beobachten, da er sich auf der zunächst gelegenen Seite des Pisangs befand. Sie sahen ihn einen Pfeil in das Rohr bringen und dann das Gravatana an seine Lippen führen. Sonderbarer Weise hielt er dasselbe nicht wie wir eine gewöhnliche Flinte angreifen, d. h. mit der linken Hand längs des Laufes ausgestreckt. Im Gegentheile hielt er beide Hände fast zusammen am unteren Ende und nahe am Munde. Es ist zu verwundern, wie er auf diese Art ein so langes Rohr still halten konnte. Dies ist allerdings etwas schwer und nur nach vieler Uebung möglich. Während sie ihn sorgsam beobachteten, sahen sie, wie sich seine Brust ausdehnte, seine Wangen erhoben sich mit einem kräftigen Bullen, und einige von ihnen glaubten, daß sie den kleinen Pfeil aus dem Rohre fliegen sehen könnten. Dem sei jedoch wie ihm wolle, so sahen sie bald darauf Etwas im Körper eines der Papageien haften und konnten bemerken, wie der Vogel mit dem grauen Schnabel danach hackte und es herauszuziehen versuchte. Dies schien ihm nach kurzer Zeit gelungen zu sein, denn es fiel Etwas von dem Baume herab. Es war

der Schaft mit seinem Baumwollenbüschel, was herunter kam. Die Spitze war jedoch an der Stelle, wo sich die Einkerbung befand, abgebrochen und in dem Körper des Vogels geblieben, welchem sie ihr tödtliches Gift einflößte. Nach ungefähr zwei Minuten schien der Vogel schwindlig zu werden und fing an, zu taumeln. Dann fiel er um, hielt aber den Zweig noch immer mit seinen starken langen Krallen fest, aber nachdem er einen Augenblick so gehangen hatte, ließen auch diese nach und der Körper fiel schwer zu Boden. Er war völlig todt.

Guapo hatte lange vorher, ehe er herunterstürzte, einen neuen Pfeil in das Rohr geschoben und, indem er wieder hineinblies, einen zweiten Papagei verwundet. Dann wurde ein anderer Pfeil ausgesucht und wieder ein neues Schlachtopfer, bis mehrere getroffen waren und man die Thiere auf allen Stufen des Todeskampfes sehen konnte. Einige stießen, sobald sie verwundet wurden, einen Schrei aus und flogen davon, aber das Gift brachte sie bald nieder und sie fielen jedesmal in geringer Entfernung vom Baume zu Boden.

Endlich sahen sie Guapo aufhören und kühn aus seinem Hinterhalte hervortreten. Zu allseitiger Ueberraschung zeigten die noch übrigen Papageien, deren sich noch 6 – 7 auf dem Baume befanden, keine Furcht vor ihm und veruchten auch nicht fortzufliegen. Dies erklärte sich jedoch durch ihr späteres Verhalten, denn nach ein Paar weiteren Secunden sah man sie, einen nach dem anderen, zu Boden fallen, bis kein einziger Vogel mehr auf

dem Baume übrig war. Sie waren sämtlich durch die Pfeile des Blaserohrs getötet worden.

Leon lief jetzt hinzu, um Guapo beim Einsammeln seiner Beute zu helfen. Sie bestand aus nicht weniger als 8 Paaren im Ganzen, die alle vollkommen todt waren; einige waren in die Schenkel, andere in den Hals oder die Flügel und einige durch den Körper geschossen. Keiner von ihnen hatte noch mehr als zwei Minuten nach dem Empfange der Wunde gelebt. Mit solcher Schnelligkeit wirkt das Curare!

Als Instrument zur Jagd auf die meisten Arten von Wild zieht der südamerikanische Indianer das Gravatana jedem anderen vor, und mit vollem Rechte. Wenn Guapo mit einer Büchse oder Vogelflinte bewaffnet gewesen wäre, so würde er einen Papagei oder vielleicht ein Paar geschossen haben, dann hätten die anderen einen schauerlichen Schrei ausgestoßen und wären aus seinem Bereiche geflogen. Er hätte auch den ganzen Flug fehlen können, denn auf einem hohen Baume, wie derjenige war, auf welchem sie sich niedergelassen hatten, ist es nichts Leichtes, einen Papagei mit einer Schrotflinte zu erlegen. Das Gravatana dagegen trägt seine Pfeile zu einer Höhe von 30 – 40 Ellen, und die geringste Berührung genügt zur Erreichung des Zweckes. Außerdem erlaubt seine Geräuschlosigkeit dem Jäger, den Schuß zu wiederholen, bis mehrere Stücke Wildes seine Geschicklichkeit belohnt haben. Die Indianer gebrauchen es mit größter Wirksamkeit in verticaler oder nach oben gehender Richtung und tödten stets mit demselben einen Vogel sicherer, wenn er

auf einem hohen Baume sitzt, als wenn er sich auf einem niedrigen Busche oder am Boden befindet.

Da wir bemerkt haben, daß das Curare innerlich ohne Gefahr genossen werden kann, so wird es Jedem klar sein, daß alles durch die vergifteten Pfeile erlegte Wild ohne Bedenken gegessen werden kann. Ja, es giebt in Südamerika sogar Gutschmecker, die es auf diese Art vorziehen, und wenn ein Huhn für die Tafel gebraucht wird, so fordern diese Leute, daß es vermittels eines in Curaregift getauchten Pfeiles getödtet werde.

KAPITEL 19. DER MILCHBAUM.

Guapo hielt dem Tapir sein Versprechen, und zwar noch am nämlichen Lage. Kurz, nachdem die Papageien hereingeschafft waren, kam die kleine Leona, die an den Rand des Wassers hinuntergegangen war, zu dem Hause gelaufen und rief in athemloser Hast:

»Mama, Mama! Was für ein großes Schwein!«

»Wo denn, mein Herzchen?« fragte die Mutter mit einiger Besorgniß, denn sie glaubte, das Kind könne, anstatt eines Schweines, ein wildes Raubthier gesehen haben.

»Im Wasser!« antwortete Leona, »unter den großen Lilien.«

»Es ist der Tapir!« rief Leon. »Carrambo! es ist unser Tapir!«

Guapo war eifrig mit dem Rupfen seiner Papageien beschäftigt, aber bei dem Worte Tapir sprang er auf und streute die Federn nach allen Richtungen umher.

»Wo, Sennorita?« fragte er die kleine Leona.

»Dort unten!« antwortete das Kind, »am Ufer des Baches.«

Guapo ergriff sein Gravatana und schlich sich, dicht von Leon gefolgt, nach dem Ufer hinab. Als er sich dem Wasser näherte, hielt er an und schaute mit halb vorgebogenem Körper stromabwärts. Dort stand denn auch richtig das mächtige, große Thier mit dem Körper halb aus dem Wasser und riß mit seinen großen Zähnen und dem langen beweglichen Rüssel die Wurzeln der Wasserlilien heraus. Es war nicht wahrscheinlich, daß es nach der Jagd, die es auszuhalten gehabt hatte, wieder zu seinem Lager zurückkehren würde, und da es ohne Zweifel glaubte, daß die ganze Gefahr auf dem jenseitigen Ufer liege, so war es herübergekommen, um einstweilen zu ruhen.

Guapo ermahnte Leon, zu bleiben, wo er war, während er selbst, fast auf dem Bauche kriechend, sich dem Ufer entlang bewegte. Nach wenigen Minuten war er verschwunden, und da Leon nichts mehr von ihm sah, so hielt er die Augen fest auf den Tapir gerichtet.

Letzterer fuhr ziemlich zehn Minuten fort, ruhig zu fressen, worauf ihn der Knabe ein wenig zusammenschrecken sah. Vielleicht, dachte er, hat er Guapo im Schilfe gehört – denn der Tapir hat gute Ohren – und dies ihn veranlaßt, die Bewegung zu machen. Der Tapir hörte einen Augenblick lang mit Fressen auf, fing dann aber wieder an, obschon augenscheinlich nicht mit so großer

Begierde wie zuvor. Dann hielt – er zum zweiten Male inne und schien unentschieden zu sein, ob er sich nicht umwenden und in's klare Wasser gehen solle. Auf diese Art zauderte er mehrere Minuten, dann fing sein Körper, zur Verwunderung Leon's, an, von einer Seite zur andern zu schwanken, und im nächsten Augenblicke fiel er mit einem dumpfen Plätschern nieder, sodaß das Wasser rings um ihn wogte. Der Pfeil hatte sein Werk vollbracht – er war todt!

Ein lauter Schrei Guapo's hallte den Fluß entlang, und man sah den Indianer auf den todten Tapir zuwaten, den er im folgenden Momente bei den Beinen gepackt hatte und nach dem Ufer zuschleppte. Hier fand er die ganze Gesellschaft vor, da Allen danach verlangte, dieses seltsame und merkwürdige Geschöpf zu sehen. Man befestigte bald Seile an seine Beine, und Guapo zog mit Hilfe Don Pablo's die mächtige Leiche an das Ufer und schleppte sie zu dem Hause hinauf.

Guapo zog ihn sogleich ab und verwahrte die Haut sorgfältig, da er beabsichtigte, dieselbe zu Sohlen für seine Sandalen und zu anderen Zwecken zu verwenden, und an diesem Abende versuchten Alle bei der Abendmahlzeit ein Stück Tapirbraten. Alle zogen jedoch, mit alleiniger Ausnahme Guapo's, das Fleisch der Purpurpapageien vor, das, mit Zwiebeln und rothem Pfeffer zubereitet, ein ausgezeichnetes Nahrungsmittel, besonders für spanisch-amerikanische Gaumen, war. Guapo behielt den ganzen Tapir für sich allein.

Das Bambus- und Palmenhaus war jetzt ganz fertig, so wie auch mehrere Stücke Hausrath, denn sowohl Don Pablo als auch sein treuer Diener Guapo hatte an den Abenden an gar vielen Dingen gearbeitet. Man wird sich ohne Zweifel verwundern, woher sie Licht bekamen, ich werde dies erklären. Eine der höchsten und schönsten Palmen, nämlich die Wachspalme, wächst gerade in diesen Gegenden, da sie auf den niedrigeren Abhängen der Anden am besten gedeiht. Aus ihrem Stamme schwitzt Wachs, welches nur abgekratzt und zu Lichten gemacht zu werden braucht, um eben so gut zu brennen, wie die aus dem Bienenwachse gefertigten. Die Missionäre haben bei ihren vielfältigen religiösen Ceremonien auch stets reichlichen Gebrauch von diesen Palmenlichtern gemacht. In Südamerika findet sich eine andere Wachspalme, welche Carnauba genannt wird. Bei dieser sammelt sich das Wachs in reiner weißer Farbe und ohne irgend eine Beimischung von Harz auf der unteren Seite der Blätter, und man kann sich dasselbe in großer Menge dadurch verschaffen, daß man es nur abstreift. Aber selbst wenn sie keine dieser beiden Palmen gefunden hätten, würden sie nicht nöthig gehabt haben, das Licht zu entbehren, denn die bereits beschriebenen Früchte der Patawa geben, wenn sie gepreßt werden, ein reines flüssiges Oel, ohne allen unangenehmen Geruch, das zur Ernährung von Lampen vorzüglich geeignet ist. Man sieht daher, daß es in der Hütte nicht an Licht fehlte.

Nun wird Mancher sagen, daß ihnen noch immer zwei Dinge fehlten – das eine ein nothwendiger Artikel, das

zweite fast ein solcher – welche sie sich an einem solchen Orte wohl kaum verschaffen konnten. Diese waren Salz und Milch. Nun gab es weder Salzbergwerk noch See, noch einen Tropfen Salzwasser, und weder Kuh noch Ziege oder Eselin auf eine Entfernung von vielen Meilen von dem Orte, und doch hatten sie sowohl Salz als auch Milch!

Die Milch erhielten sie von einem Baume, der ganz in der Nähe im Walde wuchs und so merkwürdig und berühmt ist, daß der Leser unzweifelhaft bereits davon gehört hat. Es war der *Palo de vaca* oder Kuhbaum, der zuweilen mit dem ebenso bezeichnenden Namen *Arbol del leche* oder Milchbaum belegt wird. Es ist einer der edelsten Waldbäume, der sich mit seinem langen, geraden Stamme zu einer beträchtlichen Höhe erhebt und mit großen, länglichen, spitzigen Blättern geschmückt ist, von denen einige fast einen Fuß lang sind. Er trägt eßbare Früchte, ungefähr von der Gröse eines Pfirsichs, welche zwei Kerne enthalten, und sein Holz ist hart, feinkörnig und dauerhaft und deshalb werthvoll. Aber der Saft ist es, welcher dem Baume seine Berühmtheit giebt. Dieser besteht in nichts Geringerem, als in einer Milch von dicker, rahmiger Art und höchst angenehmem Geschmacke. Ja, es giebt viele Leute, welche sie der Kuhmilch vorziehen, und sie hat sich als eben so nahrhaft erwiesen, da die Menschen in den Gegenden, wo sie erzeugt wird, davon dick werden. Sie wird, wie das Zuckerwasser von dem Ahorne, einfach dadurch erlangt, daß man einen Einschnitt in die Rinde macht und ein Gefäß

darunter stellt, in welches der Saft reichlich läuft. Er rinnt bei Sonnenaufgang stärker, und dies zeigt sich auch in Bezug auf den Zuckerahorn und viele andere Bäume dieser Art. Er wird zuweilen rein wie er vom Baume fließt getrunken, aber es giebt Leute, die ihn in diesem dicken, gummiartigen Zustande nicht lieben und ihn vor dem Gebrauche mit Wasser verdünnen und filtriren. Er ist zum Thee oder Kaffee vortrefflich und der besten Sahne ganz gleich und hat eine schöne Farbe. Wenn man ihn in einem offenen Gefäße stehen läßt, so bildet sich auf der Oberfläche eine dicke, geronnene Masse, welche die Indianer Käse nennen und als solchen mit großem Behagen essen. Eine zweite gute Eigenschaft dieses außerordentlichen Baumes besteht darin, daß der Rahm ohne alle Zubereitung einen Leim giebt, der zu allen Zwecken ebenso gut ist, wie der von den Tischlern gebrauchte, und Don Pablo und Guapo hatten sich seiner auf diese Art bereits bedient.

Soviel von dem *Palo de vaca*.

Es bleibt mir nun noch übrig, zu berichten, woher das Salz kam, und obgleich der Milchbaum außerordentlich willkommen war, so bildete doch das Salz ein viel dringenderes Bedürfniß. Man kann sich bei uns nicht vorstellen, welche Begierde nach dem Salze Diesenigen empfinden, die dessen eine Zeitlang beraubt sind. Selbst die wilden Thiere pflegen weite Reisen zu machen, um die Salzquellen – oder, wie man sie nennt, die Lecken – aufzusuchen, welche es in den Wildnissen von Amerika an

vielen Orten giebt. Don Pablo und seine Gefährten würden für Salz Alles hingegeben haben, was sie hatten – ihren Zucker, ihre Bananen, den Cacao und Kaffee, oder selbst die Cassava, die ihr Brod war. Sie sehnten sich nach Salz und wußten nicht, wie sie dasselbe entbehren könnten. Den einzigen Ersatz dafür bildete der Aji oder spanische Pfeffer, von welchem mehrere Arten in der Nähe wuchsen und womit fast jedes Gericht reich gewürzt wurde. Aber dies war immer noch kein Salz, und sie wurden dadurch nicht befriedigt.

Jetzt fanden sie in Guapo einen Freund. Er wußte, daß bei vielen Indianerstämmen aus der Frucht einer gewissen Palmenart Salz gemacht wird, und er kannte auch die Palme, wenn er sie nur sehen konnte. Da er bemerkte, daß diese Sache seinem Herrn und den Uebrigen so große Unruhe machte, so stand er eines Morgens zeitig auf und schlich sich nach den Palmenwäldchen auf der andern Seite des Baches; dort stand an einer sumpfigen Stelle mit bis in's Wasser reichenden Wurzeln der gesuchte Baum – eine kleine Palme mit einem Durchmesser von ungefähr 4 Zoll, und einer Höhe von 20 – 30 Fuß. Sie war am Fuße dicker als im Wipfel, und der Wipfel selbst erhob sich mehrere Fuß über dem Büschel gefiederter, schmaler Blätter und endete in einer scharfen Spitze. Dies war die Jarapalme aus der Gattung *Leopoldinia*.

Guapo richtete seine Augen aufmerksam auf die Früchte. Jede derselben war von der Größe eines Pfirsichs, von ovaler Gestalt, etwas abgeplattet und von gelblichgrüner Farbe. Sie wuchsen in großen Trauben am Fuße der Blätter, und es dauerte nicht lange, bis Guapo mehrere Bäume erstiegen hatte, – denn die Jara ist eine glattrindige Palme, und kann erklettert werden – worauf er die Hülsen abbrach und sie zur Erde warf. Er hatte bald einen Sack voll gesammelt, womit er wieder nach Hause eilte.

Alle wunderten sich, was Guapo mit diesen Früchten anfangen wolle, denn sie kosteten dieselben und fanden sie sehr bitter. Guapo zeigte ihnen bald seine Absichten. Nachdem er eine Art von Schmelzofen erbaut hatte, setzte er die Nüsse in Brand, und nachdem dieselben vollkommen zu Asche geworden waren, hatte die Asche, die so weiß war wie Mehl, zu allseitiger großer Freude und Verwunderung den Geschmack des Salzes; sie kam allerdings dem rechten Salze nicht ganz gleich, aber es zeigte sich, daß sie zum Kochen genügte und das Verlangen befriedigte, welches Alle nach diesem unentbehrlichen Artikel gefühlt hatten.

KAPITEL 20. DER CANNIBALENFISCH UND DER ZITTERAAL.

Um diese Zeit ereignete sich ein Vorfall, der für Einen von der Gesellschaft, nämlich für Leon, fast ein schlimmes Ende genommen hätte. Der Tag war sehr heiß, und da das kühle Wasser sehr einladend aussah, so konnte

Leon der Versuchung, ein Bad zu nehmen, nicht widerstehen. Nachdem er sich entkleidet hatte, sprang er, der Stelle, wo das Haus stand, beinahe gegenüber, in's Wasser und fing an, ganz vergnügt umherzuplätchern. Die Uebrigen achteten nicht auf ihn, da Alle mit irgend Etwas innerhalb des Hauses beschäftigt waren.

Anfangs watete Leon auf einer Stelle umher, wo er stehen konnte, aber nach und nach machte er kleine Versuche mit Schwimmen, da er wünschte, sich zu üben und ein eben so guter Schwimmer zu werden, als Guapo. Sein Vater hatte ihm nicht allein die Erlaubniß dazu gegeben, sondern ihm sogar gerathen, es zu thun.

Er ging bei jedem Versuche weiter in das tiefe Wasser hinaus, schwamm umher und dann wieder nach dem Ufer zurück.

Als er bei einem dieser Versuche eben auf dem fernsten Punkte angekommen war, fühlte er plötzlich einen heftigen Schmerz, wie von dem Bisse eines Thieres, und dann nochmals und nochmals an verschiedenen Theilen des Körpers, als ob er von mehreren zugleich gebissen und angegriffen würde.

Leon schrie laut auf, und sein Geschrei führte die ganze Haushaltung in weniger als 20 Secunden an den Rand des Wassers. Sie glaubten Alle, daß er entweder ertrinke oder von einem Crocodile angegriffen würde. Als sie am Ufer ankamen, sahen sie jedoch, daß er noch immer über dem Wasser war und kräftig nach dem Lande zuschwamm – keine Spur eines Crocodils war zu erblicken.

Was gab es denn?

Diese Frage wurde ihm natürlicherweise von Allen in einem Athem vorgelegt. Seine Antwort lautete, daß er es nicht sagen könne – es beiße ihn Etwas am ganzen Körper.

Das schnelle Auge der Mutter erblickte jetzt Blut – das Wasser rings um den Schwimmer war damit gefärbt – ihr durchdringendes Geschrei schallte durch die Luft.

»O Gott! mein Kind – mein Kind! Rettet ihn, rettet ihn!«

Don Pablo und Guapo sprangen beide in das Wasser und eilten ihm entgegen. Im folgenden Augenblicke befand er sich in ihren Armen, aber das Blut strömte augenscheinlich aus einem Dutzend Wunden an seinem Körper und seinen Beinen herab. Als sie ihn aus dem Wasser hoben, sahen sie, was diese Wunden hervorgebracht hatte. Sie erblickten einen Schwarm kleiner Fische mit aschig-grünem Rücken und hellorange-gelbem Bauche und Flossen. Sie waren ihrem Opfer mit weitgeöffnetem Maule bis an die Oberfläche gefolgt, und da es sich jetzt außer ihrem Bereiche befand, so schossen sie vorwärts und griffen die Beine seiner Befreier an, so daß Don Pablo und Guapo im Wasser aufsprangen und mit größter Schnelligkeit auf das Ufer zueilten. Sobald sie dasselbe erreicht hatten, wendeten sie um und schauten in das Wasser. Dort befanden sich die blutdürstigen Verfolger, die ihnen bis an's Ufer nachgefahren waren, jetzt umher schwammen und, zu einem neuen Angriffe auf Jeden, der in das Wasser gehen würde, bereit, von einer Stelle zur andern schossen.

»Es sind die Cannibalenfische,« sagte Guapo in zornigem Tone, als er sich wieder umwendete, um nach Leon zu sehen, »Ich werde sie schon noch dafür bestrafen. Verlaßt Euch auf mich, junger Herr, Ihr sollt gerächt werden!«

Leon wurde nun in's Haus geschafft, und es zeigte sich, daß er fast ein Dutzend Wunden erhalten hatte. Einige befanden sich an den Waden, und dort war das Fleisch wirklich herausgebissen! Wenn er sich weiter draußen im Wasser befunden hätte, als er zuerst angegriffen wurde, so hätte er vielleicht das Ufer niemals lebendig erreicht, da sich die grimmigen Thiere, als er gerettet ward, in viel größerer Anzahl versammelten und ihn ohne Zweifel in Stücken zerrissen und aufgefressen haben würden. Dies ist das Schicksal vieler Menschen gewesen, die in der Mitte breiter Flüsse, wo sie keine Möglichkeit der Flucht hatten, unter die Cannibalenfische gerathen sind. Diese böartigen, kleinen Caraïben oder Caribitos, wie sie genannt werden (denn das Wort *carib* bedeutet einen Cannibalen), liegen auf dem Grunde des Wassers und sind nicht leicht zu sehen, aber im Augenblicke, wo von einem derselben ein Angriff gemacht wird und ein Tropfen Blutes das Wasser färbt, steigt der ganze Schwarm zur Oberfläche empor, und dann wehe dem Geschöpfe, das von ihren scharfen, dreieckigen Zähnen angegriffen wird!

Die Wunden Leon's waren, wenn auch schmerzlich, doch nicht gefährlich, und die Gefahr lag hauptsächlich in dem Verluste des Blutes, das aus so vielen Adern floß.

Aber Guapo fand im Bereiche seiner Hand das beste Mittel auf der Welt, um es zu stillen. Er hatte nicht weit von dem Hause – wie in der That Alle – an einigen Mimosen eine höchst seltsame Art von Ameisennestern von gelbbrauner Farbe bemerkt. Die Ameisen selbst waren schön smaragdgrün. Es war die *Formica spinicollis*. Diese Nester waren aus einem weichen Baumwollenflaume zusammengesetzt, welchen die Ameisen von einer Art von Melastoma, einem schönen Strauche, der in diesen Gegenden wächst, gesammelt hatten, und Guapo wußte, daß dieser Flaum das beste Mittel zum Stillen des Blutes ist. Selbst Don Pablo hatte davon gehört, daß er von den Indianern zu diesem Zwecke verwendet wird, und kannte ihn unter dem Namen *yescas de hormigas*, oder Ameisenzunder. Er hatte außerdem gehört, daß er weit besser sei, als selbst die Ameisennester von Cayenne, die einen Handelsartikel bilden und in den europäischen Lazarethen sehr geschätzt werden. Guapo eilte daher davon, beraubte die grünen Ameisen ihrer Nester und kehrte bald mit Händen voll weicher *yescas* zurück. Diese wurden auf die Wunden gelegt und die Blutung dadurch in wenigen Minuten vollkommen gestillt, sodaß Leon, obgleich er immer noch Schmerzen fühlte, nur Geduld zu fassen brauchte, um gesund zu werden.

Sonderbarer Weise ereignete sich am nämlichen Abende ein zweiter Vorfall, der unsere Gesellschaft wiederum über die Gefahr belehrte, sich in das Wasser zu begeben, ohne mit dessen Bewohnern genauer bekannt zu sein. Als sie eben das Abendessen beendet hatten und vor ihrem

neuen Hause saßen, ging das, Maulthier, das losgelassen worden war, in das Wasser, um zu saufen und seine Weichen abzukühlen. Es stand im Wasser, das ihm bis an den Bauch reichte, und sah sich ruhig um, nachdem es seinen Durst gelöscht hatte. Plötzlich bemerkten sie, wie es heftig plätscherte und mit toller Hast nach dem Ufer zueilte. Es schnaubte und sah erschrocken aus, während seine rothen Nüstern weit offen standen und seine Augen aus ihren Höhlen springen zu wollen schienen. Endlich erreichte es das Ufer, taumelte vorwärts und wälzte sich im Sande, als ob es im Begriffe stehe, zu sterben.

Was konnte das Alles bedeuten? War es auch von den Caraiben angegriffen worden? Nein, dies erschien nicht als wahrscheinlich, da der Biß dieser Thiere an den harten Schenkeln des Maulthiers eine solche Wirkung nicht hätte hervorbringen können. Sie würden es wahrscheinlich erschreckt haben, hätten es aber nicht in Zuckungen versetzen können, denn es war augenscheinlich, daß das Thier jetzt einen solchen Anfall hatte.

Es würde für unsere Gesellschaft ein nicht leicht zu lösendes Räthsel gewesen sein, wenn sich Guapo nicht an Ort und Stelle befunden hätte. Aber Guapo hatte solche Vorfälle bereits früher mit angesehen. Gerade in dem Augenblicke, ehe das Maulthier den ersten Sprung that, hatten sich seine Augen auf diese Gegend gerichtet. Er hatte eine sonderbar aussehende Gestalt an das Maulthier heran und unter dessen Bauch gleiten sehen. Es war ein Thier von grüngelber Farbe, ungefähr 5 Fuß lang und 4 – 5 Zoll dick. Es glich eher einer Art Wasserschlange, als

einem Fische. Es war der große Zitteraal – der *Tremblador*.

Dies erklärte das Geheimniß. Nachdem sich der Zitteraal unter den Bauch des arglosen Maulthiers gelegt, hatte er seinen Körper auf allen Punkten in Berührung bringen können, und hiervon rührte der mächtige Schlag her, der eine solche Wirkung hervorgebracht hatte.

Das Maulthier erholte sich jedoch bald wieder, aber von dieser Zeit an war es weder durch Schmeicheln noch Führen, Treiben, Peitschen oder Schieben zu bewegen, sich dem Ufer des Wassers auf 20 Fuß zu nähern.

Jetzt fiel Guapo ein, wie leicht ihm beim Hinüberschwimmen nach dem Palmenwalde ein Unglück hätte zustoßen können, und das Erscheinen des Zitteraals bestärkte in nur in seinem Entschlusse, das Versprechen zu halten, welches er Leon gemacht hatte – nämlich, daß er ihn an den Caraiben rächen wolle.

Niemand konnte begreifen, wie Guapo diese Rache ausüben könne, ohne die Fische zu fangen, und das würde eine schwierige Sache gewesen sein. Guapo zeigte es ihnen jedoch schon am folgenden Tage.

An diesem Abende machte er einen Ausflug in den Wald und kehrte mit einem großen Bündel Wurzeln beladen nach Hause zurück.

Dies waren die Wurzeln von zwei Pflanzenarten – die eine aus der Gattung *Piscidea*, die zweite eine *Jacquinia*.

Aus diesen beabsichtigte Guapo, nachdem er sie gehörig durch einander gestampft haben würde, das berühmte *Barbasco* oder Fischgift zu bereiten, welches von allen Indianern Südamerika's beim Fischfange angewendet wird. Guapo wußte, daß eine, in das Wasser geworfene, genügende Menge des *Barbasco* sowohl den Zitteraal, wie auch den Caraiben, kurz jeden Fisch, der jemals eine Flosse rührte, tödten würde.

Dies erwies sich bald als begründet. Nachdem Guapo sein *Barbasco* zubereitet hatte, begab er sich am Morgen zu dem oberen Ende der seeähnlichen Strecke des Baches und warf dort sein Gift in's Wasser. Die langsame Strömung im Thale unterstützte ihn bedeutend, und in Folge der großen Menge von Wurzeln, welche er angewendet hatte, war der ganze Teich bald davon durchdrungen. Dies zeigte sich an der weißlichen Farbe, welche das Wasser annahm. Das *Barbasco* hatte kaum Zeit gehabt, zu Boden zu sinken, als man auch schon kleine Fische an die Oberfläche kommen und die untere Seite zeigen sah. Dann erschienen größere, und nach wenigen Minuten schwammen alle Fische dieser Strecke Wassers und unter denselben mehrere Zitteraale vollkommen todt auf der Oberfläche. Zur großen Freude Guapo's und Leon's, die beobachtend am Ufer saßen, erschienen mit den Uebrigen Hunderte der kleinen Caraiben mit offenen bronzefarbigem Kiemen und aufwärts gerichteten gelben Bäuchen. Aber Guapo hatte diesen großen Todschatz nicht bloß aus Rachsicht ausgeführt. Er hegte noch eine andere Absicht. Sie waren nicht gar zu gut mit Fleisch

versehen und ein Gericht Fische mußte daher willkommen sein. Guapo und Don Pablo hatten sich bereits mit Netzen mit langen Handhaben versehen und holten bald mehrere Körbe voll Fische heraus. Unter anderen erlangten sie eine große Menge Caraiben, denn diese keinen Ungeheuer werden, so blutdürstig sie auch sind, an zartem Wohlgeschmacke von keinem Fische der südamerikanischen Flüsse übertroffen. Die Zitterraale trieben an's Ufer, wo sie Guapo herausfischte, wenn auch nicht, um sie zu verzehren, obgleich sie oft gegessen werden. Es war jetzt kein Funke von Electricität mehr in ihnen, das Barbasco hatte sie derselben entledigt, und jetzt konnte sie Jedermann unbesorgt angreifen, da in ihrem Körper keine einzige Ladung mehr vorhanden war.

Der See war von allen seinen gefährlichen Bewohnern gereinigt, und Leon konnte, sobald er gesund wurde, unbesorgt baden, und bei ihrer Fischmahlzeit lachten sie nun über das Abenteuer Leon's und des electricirten Maulthieres.

KAPITEL 21. DIE CINCHONA-BÄUME.

Ungefähr zwei Wochen nach ihrer Ankunft im Thale war das Haus nebst einem Stalle für das Pferd und das Maulthier, sowie der nöthige Hausrath vollendet.

Wer jetzt die Wohnung betreten hätte, würde viele sonderbare Gegenstände und Geräthschaften bemerkt haben, von denen der größte Theil ganz neu war. Er würde aus Palmenblättern geflochtene Kästen und Säcke gesehen haben, die aus der faserigen, tuchähnlichen Hülse

der Bussu verfertigt und mit dem weichen, seidenartigen Flaume des Baumwollenbaumes gefüllt waren, der später zu Hemden und Kleidern gesponnen und verwebt werden sollte. Er würde Körbe von verschiedenen Größen und Gestalten erblickt haben, die aus einem Geflechte aus der Rinde der Blattstengel einer merkwürdigen, Jú genannten, Palme bestanden, welche keinen Stamm, sondern nur 10 Fuß lange, unmittelbar aus der Erde wachsende Blätter hat. Er hätte Stühle aus gespaltenen Palmen, Holz und Bambus und einen Tisch von ziemlichem Umfange gesehen, auf welchem man zur Essenszeit ein Tischtuch bemerkte, das zwar nicht von Damast, sondern, was ebenso gute Dienste leistete, den breiten, glatten, seidenartigen Blättern des Pisangs gemacht war. Es gab auch Teller, Becher, Schüsseln, Terrinen und Flaschen, die aus dünnen Kürbisschaalen bestanden. Einige von den Flaschen enthielten nützliche Flüssigkeiten und waren mit dem elastischen Marke der Palmen zugestöpselt. Man konnte auch noch andere Gefäße von kahnförmiger Gestalt bemerken. Dies waren lange hölzerne, an den Enden wie kleine Canoes zugespitzte Gefäße. Sie bestanden aus nichts Anderem, als den Blumenscheiden einer der größten Palmen, der Inaga. Dieser schöne Baum erreicht eine Höhe von 100 Fuß und hat gefiederte, mehr als 50 Fuß lange Blätter. Die Scheiden sind so groß, daß sie von den Indianerweibern als Wiegen und Körbe benutzt werden, und ihr Holz hat eine solche Härte, daß Jäger oft Fleisch darin kochen, indem sie dieselben, mit Wasser gefüllt, über das Feuer hängen.

Es waren noch viele andere sonderbare Geräthschaften in dem neuem Hause zu erblicken. An der Wand hing ein Cylinder, anscheinend von Holz, der dicht mit stachligen Spitzen bedeckt war. Dieser vertrat die Stelle eines Reibeisens und wurde zum Zerkleinern des Manioks oder der Yuccawurzel gebraucht, und es war eine Raspel aus der eigenen Werkstätte der Natur, denn es bestand aus nichts Anderem, als einem Stücke einer der bereits beschriebenen Luftwurzeln der Paschiubapalme. Neben diesem hing ein anderer sonderbarer Gegenstand. Dies war eine Art kegelförmiger, aus Palmenfasern gewobener Sack mit einer Schlinge am unteren Ende, durch welche eine dicke Stange gesteckt wurde, die als Hebel wirkte, wenn der Sack in Gebrauch war. Dieser geflochtene Sack war der *Tipiti*. Er diente dazu, das geriebene Fleisch der Maniokwurzeln zu pressen, um den Saft davon zu trennen und so Cassava zuzubereiten. Die Wurzeln der Yuccas oder Maniokpflanze wachsen in Büscheln, wie die Kartoffeln. Einige davon sind länglich rund, – von der Länge eines Mannesarmes und mehr als 20 Pfund schwer. Wenn sie benutzt werden sollen, so schabt man die Rinde ab und zerreibt sie. Dann werden sie in den bereits erwähnten *Tipiti* gebracht und der Sack an einen starken Pflock gehängt, während man den Hebel durch die Schlinge am Fußende steckt. Das kurze Ende des letzteren sitzt in einer festen Kerbe, und dann pflegt sich Jemand auf das längere zu setzen, bis der Brei trocken genug gedrückt ist. Der Sack ist so gemacht, daß sich bei der Ausdehnung desselben durch die Kraft des Hebels seine Seiten

fest um den Brei schließen und so den Saft ausdrücken. Nun wird zunächst der Brei in einem Ofen getrocknet und so die berühmte Cassava oder Farinha zubereitet, welche im größten Theile von Südamerika das einzige, in Anwendung kommende Brot bildet. Der Saft läuft natürlicherweise durch das Geflecht des Tipiti in ein untenstehendes Gefäß und setzt dort einen Niederschlag ab, der die wohlbekannte *Tapioca* liefert.

Es giebt zwei Arten der *Yucca*- oder Maniokwurzel. Die *Yucca dulce* und die *Yucca amarga* – die süße und die bittere. Erstere kann man ohne Gefahr roh essen, letztere, die ihr sehr ähnlich sieht, würde, roh gegessen, fast augenblicklich den Tod herbeiführen, da ihr Saft eins der tödtlichsten Pflanzengifte ist. Selbst solange derselbe von dem *Tipiti* in das untenstehende Gefäß tropft, trägt man stets große Sorge, daß nicht Kinder oder Thiere davon trinken.

Es waren keine Betten vorhanden – dergleichen finden sich kaum in irgend einem Theile des tropischen Amerika – wenigstens nicht in den heißen, tiefgelegenen Gegenden. In einem Bette zu schlafen, ist in diesem Klima keineswegs angenehm. Der Schläfer würde in der Gewalt von tausenderlei kriechenden Thieren – Insecten und Reptilien stehen. Die Bettstellen werden durch Hangematten oder Redes, wie man sie dort nennt, ersetzt, und man konnte bei dem neuen Hause 5 Hangematten von verschiedener Größe sehen. Einige davon waren im Innern aufgehängt, andere unter dem Vordache, denn

Don Pablo hatte bei der Erbauung seines Hauses demselben eine solche Gestalt gegeben, daß das Dach vorn überragte und eine schattige Verandah – einen angenehmen Ort, um die Abende zu genießen, bildete. Guapo hatte die Hangematten verfertigt, indem er die Stricke aus der Haut des Blattes einer schönen Palme, Namens *Tucum*, flocht.

Da ihr Haus nun hinlänglich wohnlich war, so fing Don Pablo an, seine Aufmerksamkeit dem Gegenstande zuzuwenden, wegen dessen er sich an diesem Orte niedergelassen hatte. Er hatte bereits die Cinchona-Bäume in Augenschein genommen und gesehen, daß sie zu der schönsten Art gehörten. Es waren in der That die nämlichen, die seitdem deshalb berühmt geworden sind, weil ihre Rinde, die unter dem Namen *Cascarillo de Cuzco* (Cuzcorinde) bekannt ist, das Cuzconin liefert. Es giebt von dem Fiebrerrindenbaume viele Arten – zwischen 20 bis 30. Die Mehrzahl derselben sind echte Cinchonas Bäume, aber es giebt auch viele Arten der Gattung *Exostemma*, deren Rinde als Fiebermittel gesammelt wird und im Handel unter dem Namen Chinarinde vorkommt. Diese alle sind von verschiedener Qualität und von verschiedenem Preise. Einige derselben sind völlig werthlos und geben, wie viele andere Arten von »Waaren«, einen traurigen Commentar über die Ehrlichkeit im Handel.

Die Art, welche auf den Hängen der benachbarten Hügel wuchs, wurde von Don Pablo als eine der werthvollsten erkannt. Es war eine, dem Loxa-Baume, der die beste Rinde liefert, nahe verwandte Art und ein hoher,

schlanker Baum, der, wenn er völlig ausgewachsen ist, eine Höhe von 60 Fuß erreicht; aber es gab Bäume von jedem Alter und jeder Größe. Seine Blätter waren 5 Zoll lang und ungefähr halb so breit, von röthlicher Farbe und hatten eine glänzende Oberfläche, an welcher man sie von dem Laube der anderen Bäume leicht unterscheiden kann. Es ist ein sehr glücklicher Umstand, daß sich die Fieberrindenbäume durch die Farbe ihrer Blätter von allen anderen unterscheiden. Wenn dies nicht der Fall wäre, so würde die Rindenjagd eine sehr mühselige Operation sein. Das Doppelte des für die Rinde bezahlten Preises könnte die Mühseligkeit des Aufsuchens der Bäume nicht aufwiegen. Man glaubt vielleicht, daß ein Cascaillero oder Rindenjäger nichts zu thun habe, als einen Wald dieser Bäume aufzufinden, daß dann die Mühe des Suchens vorüber sei und daß er nun nur an's Werk zu gehen und sie zu fällen brauche. So würde es sich verhalten, wenn die Cinchona-Bäume in großer Anzahl neben einander wüchsen, aber dies ist nicht der Fall. Man findet nur wenige – zuweilen blos einen einzigen Baum – an einem Orte, und ich will hier gleich bemerken, daß man das Nämliche bei der Mehrzahl der Bäume der großen Montanja von Südamerika beobachtet. Dies ist – als eine, von der, durch die Natur in den Wäldern von Nordamerika getroffenen, ganz verschiedene Anordnung – eine merkwürdige Thatsache. Dort findet man eine ganze Strecke mit einem Auswuchse von einer einzigen oder höchstens 2 – 3 Arten bedeckt, während in Südamerika die Wälder aus einer endlosen Manchfaltigkeit bestehen.

Deshalb ist es schwierig gewesen, in diesen Wäldern Sägemühlen zu errichten, da man keine Art von Holz in hinreichender Menge erlangen kann, um Gewinn daraus zu ziehen. Einige Palmen, wie die große *Morichi*, machen eine Ausnahme von dieser Regel. Man findet dieselben in großen *Palmares* oder Palmenwäldern, die sich über weite Strecken Landes ausbreiten und den Boden allein in Anspruch nehmen.

Nachdem Don Pablo einen ganzen Tag mit der Untersuchung der Cinchonas zugebracht hatte, kehrte er, in Hinsicht auf deren Menge und Werth vollkommen befriedigt, nach Hause zurück. Von einem hohen Baume, welchen er erklettert hatte, sah er *Manchas* oder Stellen, voll der glänzenden, röthlichen Blätter, ziemlich von der Breite eines Ackers. Dies war schon an und für sich ein Vermögen. Wenn er 100,000 Pfund von dieser Rinde einsammeln und sie stromabwärts nach der Mündung des Amazonenstromes schaffen konnte, so mußte ihm dies dort die hübsche Summe von 40–45,000 Dollars einbringen. Wie lange Zeit die Ausführung dieses Planes erfordern werde, hatte er noch nicht berechnet, beschloß aber, sogleich an's Werk zu gehen.

Es war bereits ein großer Schuppen errichtet worden, um die Rinde aufzuspeichern, und Don Pablo wußte, daß dieselbe in dem trocknen, heißen Klima der Montanja, wo sie sich jetzt befanden, im Walde getrocknet werden konnten, wo man sie von den Bäumen geschält hatte.

KAPITEL 22. EIN PAAR LANGSAME FUSSGÄNGER.

Nachdem endlich Alles bereit war, brach Don Pablo mit seiner Gesellschaft zu einem Tagewerke unter den Cinchonas auf. Da dies der erste Tag des Rindensammelns war, so gingen Alle mit, um die Neuheit der Sache zu genießen. Ein *Mancha* der Cinchona-Bäume befand sich in nur geringer Entfernung, so daß ihre Reise kurz sein mußte. Aus diesem Grunde blieben das Pferd und das Maulthier im Stalle und verzehrten die Früchte der Murrurupalme (einer andern Art des *Astrocaryum*), welche jede Art Vieh außerordentlich gern frißt. Selbst die harten, unverdauten Kerne oder Nüsse werden, nachdem sie durch den Körper der Pferde oder des Rindviehs gegangen sind, gierig von wilden und zahmen Schweinen verzehrt, und die *Zamuros* oder schwarzen Geier nehmen, wenn sie Hunger leiden, ihre Zuflucht zu der fleischigen Frucht dieser stacheligen Palmen.

Es war noch sehr frühzeitig, als sie aufbrachen, denn Don Pablo und seine Familie waren keine Langschläfer. Die Morgenstunden sind in diesem Klima auch wirklich die angenehmsten, und die Familie hatte es sich zur Regel gemacht, stets mit Tagesanbruche aufzustehen. Deshalb durften sie wohl während der heißen Mittagsstunde in ihren Hangematten eine Siesta halten – eine in den Tropenländern sehr gewöhnliche und fast nothwendige Gewohnheit. Ihr Weg zu den Cinchonas führte auf der nämlichen Seite, wo das Haus stand, stromaufwärts. Nachdem sie ein Paar hundert Schritte weit gegangen waren,

gelangten sie zu einer Gruppe von Bäumen, die weiße Stämme und Blätter von heller, silberartiger Farbe hatten. Die geraden, schlanken Stämme dieser Bäume und die Stellung ihrer Zweige, die am Wipfel überhingen, gaben ihnen fast das Aussehen von Palmen. Es waren jedoch keine Palmen, sondern Ambaiba-Bäume. Dies sagte ihnen Don Pablo, als sie unter deren Schatten weitergingen.

»Es sollte mich nicht wundern,« setzte er hinzu, »wenn wir das seltsame Thier, das Aï erblickten. Die Blätter dieser Bäume bilden seine Lieblingsnahrung und es lebt ganz und gar in den Zweigen derselben.«

»Du meinst den geschwinden Peter, nicht wahr?«

Diese Frage wurde von Leon gethan, der von dem Thiere unter diesem Namen gehört und viele unwahre Geschichten von demselben, selbst in den Werken des großen Buffon, gelesen hatte.

»Ja,« antwortete Don Pablo, »es führt zuweilen diesen Namen, in Folge seiner trägen Gewohnheiten und langsamen Bewegungen. Aus demselben Grunde heißt es auch das Faulthier, und es ist bei den Naturforschern unter dem Namen *Bradypus* bekannt. Es giebt 2 – 3 Arten, aber mit sehr ähnlichen Gewohnheiten, obgleich die französischen Classificirer wie gewöhnlich verschiedene Gattungen daraus gemacht haben.«

»Ei, Buffon sagt, daß es da unglücklichste Geschöpf auf der Welt wäre,« antwortete Leon, »daß es kaum von einem Baume zum andern gelangen könne, daß einige ihr ganzes Leben lang auf dem nämlichen Baume blieben,

oder, wenn sie sämtliche Blätter abgefressen hätten, sich zur Erde fallen ließen, um sich die Mühe, am Stamme hinabzuklettern, zu ersparen, und daß es auf der Erde in einer Stunde keine Elle weit kommen könne. Ist dies alles wahr?«

»Völlig unwahr. Das Faulthier bewegt sich allerdings auf der Erde nicht schnell, aber der ebene Boden ist auch eben so wenig für dasselbe geeignet, wie für den Orang-Utang oder andere auf den Bäumen lebende Affen. Seine Bildung zeigt, daß die Natur es zu einem Bewohner der Bäume bestimmt hat, wo es sich mit hinlänglicher Leichtigkeit bewegen kann, um sich seine Nahrung zu verschaffen. Auf den Zweigen ist es völlig heimisch, oder ich sollte vielmehr sagen, *unter* den Zweigen, denn es bewegt sich im Gegensatze zu den Eichhörnchen und Affen mit abwärts gerichtetem Rücken Tängs der unteren Seite der horizontalen Zweige. Dies kann es mit Leichtigkeit vermittels seiner großen gebogenen Krallen thun, die lang genug sind, um den stärksten Ast zu umspannen. In dieser Lage kann es mit Hilfe eines langen Halses mit *neun* Halswirbeln – als das einzige Thier, welches diese Anzahl hat – die Blätter auf allen Seiten erlangen und wenn es nicht äst, so ist dies seine natürliche Stellung zur Ruhe. Daß es sein ganzes Leben lang auf einem Baume bleibe, oder sich von den Zweigen herabfallen lasse, sind Märchen der ersten spanischen Reisenden, denen Herr Buffon zu viel Glauben geschenkt hat. Das Äi steigt, wenn es anders kann, gar nicht zur Erde hinab, sondern

verfügt sich vermittels der ausgestreckten Zweige von einem Baume zum anderen. Wenn diese nicht an einander stoßen, so ist es zuweilen schlaue genug, einen windigen Tag abzuwarten, worauf es einen, durch den Wind hinübergebogenen Zweig erfaßt und sich auf den nächsten Baum verfügt. Da es nicht zu saufen braucht und ohne andere Nahrung als die Blätter der Ambaiba leben kann, so bleibt es natürlicherweise so lange auf einem Baume, als es noch Blätter genug findet.

»Seht,« rief Don Pablo, nach oben zeigend, »da sind mehrere Bäume von Laub entblößt. Ich wollte wetten, daß dies durch das Aï gethan worden ist.«

»A–i!« schallte eine Stimme im jämmerlichsten Tone zurück.

»Ich habe es mir gedacht,« rief Don Pablo und lachte über die Verwunderung, welche die Stimme bei der übrigen Gesellschaft erregt hatte. »Da ist der Bursche selbst – hierher – da ist er!«

Alle eilten zu dem Baume, auf welchen Don Pablo zeigte, und schauten hinauf. Dort war denn auch richtig ein Thier von der ungefähren Größe einer Katze, dunkler Hautfarbe und auf dem Rücken mit einem schmutzig orangegelben und schwarzen Flecke. Dies war leicht zu sehen, da das Thier mit abwärts gerichtetem Rücken an einem horizontalen Zweige hing, welchen seine mächtigen gekrümmten Krallen alle auf einer Stelle umschlossen. Sein Haar war dick und rauh und kein Schwanz zu erblicken, aber sein kleiner runder Kopf und sein glattes Gesicht glichen dem menschlichen Antlitze fast eben so

sehr, wie das irgend eines Affen. Die Uebrigen würden es auch, mit Ausnahme Guapo's, für einen solchen gehalten haben, wenn sie nicht bereits davon gesprochen hätten.

»O, da ist noch einer!« rief Leon, indem er höher hinauf in den Baum zeigte, und so verhielt es sich auch wirklich, denn das Aï findet sich gewöhnlich in Gesellschaft seines Weibchens. Das zweite war, mit einem geringen Unterschiede in der Größe, eine Copie des zuerst bemerkten und unzweifelhaft das weibliche. Beide hatten die Annäherung der Gesellschaft bemerkt, und stießen jetzt ihr melancholisches »A-i, A-i!« aus, das nichts weniger, als angenehm klang. Die Stimme dieser Thiere ist in der That so höchst unangenehm, daß man sie für sein bestes Verteidigungsmittel gehalten hat. Keins von beiden machte einen Versuch, zu entfliehen oder sich zu vertheidigen, außer daß sie ihr Geschrei ausstießen.

Don Pablo und die Uebrigen standen im Begriffe, weiter zu gehen und die Faulthiere bei ihrer Blättermahlzeit zu lassen, aber Guapo hatte in dieser Hinsicht andere Gedanken. So häßlich diese Thiere auch waren, so beabsichtigte doch Guapo, aus einem derselben sein Mittagessen zu machen. Er bat deshalb Don Pablo, einen Augenblick zu verweilen, bis er sie herabgeholt haben würde. Wie konnte dies geschehen? Wollte er hinaufklettern und sie von dem Baume herunterzerren? Das kann nicht leicht geschehen, denn die Faulthiere halten sich mit ihren gebogenen Krallen außerordentlich fest. Außerdem befanden sie sich draußen auf den dünnen Zweigen, wo es schwierig gewesen wäre, ihnen beizukommen. Aber

Guapo beabsichtigte nicht, zu klettern. Der Baum war schlank – er hatte seine Axt bei sich – und im folgenden Augenblicke krachte sein scharfes Beil durch die Rinde des Ambaibaholzes. Wenige Minuten genügten, um den Baum zu fällen, und er stürzte unter dem Geschreie der Faulthiere nieder. Guapo näherte nun denselben, um sich ihrer zu versichern, beobachtete aber hierbei einige Vorsicht. Da Beide keine Hoffnung zum Entrinnen sahen, so bereiteten sie sich zur Vertheidigung vor. Buffon behauptet, daß sie keinen Widerstand leisten. Dies ist, wie die ganze Gesellschaft sah, nicht wahr. Sie warfen sich auf den Rücken und schlugen mit den Vorderpfoten mechanisch um sich. Diese bewegten sie mit den langen hornigen Krallen fortwährend vor ihrem Körper hin und her, indem sie abwechselnd und schnell mit denselben schlugen, wie ein Hund, wenn er plötzlich in's Wasser getaucht wird. Guapo brachte seine Hände nicht in ihre Nähe. Er wußte, daß sie nicht beißen würden, aber er wußte auch, daß er von den scharfen Krallen gekratzt werden könne, und danach verlangte ihm nicht. Aber Guapo hatte ein Mittel, um sie zu fangen, und dies brachte er jetzt in Anwendung. Er hieb ein Paar Zweige von dem Baume, hielt jedem der Faulthiere einen davon hin und berührte es damit auf der Brust. Sobald dieselben den Zweig fühlten, packten beide denselben fest mit ihren mächtigen Vorderpfoten und umklammerten ihn, wie auf Leben und Tod. Es würde ein stärkerer Mann, als Guapo, dazu gehört haben, um eins derselben wieder von dem Zweige loszureißen. Die Sache war jetzt geschehen. Guapo

gab seine Axt an Leon zum Tragen, nahm mit jeder Hand eins von den, sich noch immer am Zweige festhaltenden Faulthieren auf und trug sie fort, als ob sie ein paar Wassertöpfe gewesen, wären. Er wollte sie nicht eher tödten, als bis er sie zu Hause hätte, da sie, wie er sagte, frisch geschlachtet besser zum Essen wären.

Die Rindenjäger traten nun ihren Marsch wieder an und gelangten bald darauf zu einer kleinen, ungefähr einen Acker großen Lichtung oder offenen Stelle im Walde. Als sie die Mitte derselben erreicht hatten, warf Guapo seine Axt zu Boden und ging weiter.

»Warum lässest du sie zurück?« fragten die Anderen.

»Das hat keine Gefahr,« antwortete Guapo, »sie werden dasein, wenn wir zurückkommen. Wenn ich sie mit in den Wald nähme, so könnten sie sich vielleicht davon schleichen, während wir an der Arbeit sind, aber hier würden sie 6 Stunden brauchen, um zu dem nächsten Baume zu gelangen.«

Alle lachten hierüber und gingen, die Faulthiere sich selbst überlassend, weiter. Ehe sie die Lichtung verließen, blieben sie einen Augenblick stehen, um die großen kegelförmigen Nester der Termiten oder weißen Ameisen anzusehen, von denen mehrere wie Soldatenzelte am Rande der Lichtung standen. Es war noch früh, die Luft kalt und die Ameisen regten sich noch nicht, weshalb die Rindensammler, nachdem sie diese merkwürdigen Wohnungen eine Zeitlang beobachtet hatten, ihren Marsch fortsetzten und bald im Schatten der Cinchona-Bäume anlangten.

KAPITEL 23. DIE RINDENJÄGER.

Nach wenigen Minuten begann die Arbeit – eine Arbeit, welche sie vielleicht mehrere Jahre lang beschäftigen sollte. Der erste Axthieb Guapo's war das Signal zum Anfange der Erwerbung eines Vermögens. Ihm folgten viele andere, bis eine der Cinchonas im Grase lag. Dann griff Guapo eine zweite in so großer Nähe der Wurzel, als zum Fällen nöthig war, an.

Nun begann Don Pablo's Antheil an der Arbeit. Mit einem scharfen Messer bewaffnet, machte er rings in den Baum, in der Entfernung von mehreren Fuß von einander, kreisrunde Einschnitte, welche durch einen einzigen, der Länge nach gehenden durchkreuzt wurden. Mit den Aesten wurde auf gleiche Weise verfahren und dann ließen sie den Baum liegen, wie er lag. In 3 bis 4 Tagen mußten sie zurückkehren, um die Rinde von den Stämmen und Aesten zu schälen und dieselbe zum Trocknen an der Sonne auszubreiten, Sobald sie leicht und trocken geworden wäre, wollten sie dieselbe in das Magazin schaffen. Auf diese Art schritt die Arbeit munter voran. Sie nahmen die Bäume, wie sie standen, und ließen nur die sehr jungen zurück, da die Rinde derselben für den Handel unbrauchbar ist.

Donna Isidora saß auf einem umgestürzten Stamme und beobachtete, unter Gesprächen mit ihrem Gatten, das Verfahren mit Aufmerksamkeit. In geringer Ferne schien ein neues und glückliches Geschick vor ihnen zu stehen. Die kleine Leona befand sich neben Guapo und

sah zu, wie die gelben Späne umherflogen, während sie zugleich auf die hübschen Geschichten hörte, mit welchen Guapo sie unterhielt. Guapo liebte die kleine Leona. Er würde sein Leben für sie gewagt haben, und Leona wußte dies.

Leon hatte an diesem Tage weiter nichts zu thun. Sobald die Rinde zum Schälen bereit sein würde, beabsichtigte er, mit den Anderen Hand anzulegen. Dann konnte er sich damit beschäftigen, sie auszubreiten, oder das Maulthier führen, wenn es dieselbe in das Magazin brachte. Leon beabsichtigte nicht, müßig zu sein, aber es fand sich eben keine Arbeit für ihn vor und er ging, nachdem er dem Baumfällen eine Weile zugeschaut hatte, auf dem Wege zurück, um sich etwas Unterhaltung mit den Aïs zu machen. Leon rechnete nicht sehr darauf, sie noch an dem Orte zu finden, wo sie zurückgelassen waren, und dennoch schenkte er Guapo Glauben. Aber es war schwer zu begreifen, wie zwei, mit vollständigen Beinen und Füßen versehene Thiere nicht im Stande sein sollten, eine Entfernung von 20 Schritten zurückzulegen und zu entfliehen, und noch dazu nach der rücksichtslosen Behandlung, die ihnen zu Theil geworden war. Er wollte auf alle Fälle einen Blick auf sie werfen, um zu sehen, wie sie sich befänden, und ging daher zurück.

Als er sich der Lichtung näherte, drangen ihre Stimmen zu seinen Ohren. Sie waren also doch noch da! Er konnte hören, wie sie ihr klägliches »A-i – A-i!« und wie er glaubte, in jammervollerem Tone als zuvor ausstießen. Was konnte das bedeuten? Er war überzeugt, daß sie eine

Zeitlang geschwiegen hatten, denn ein solches Geschrei, wie das, welches sie jetzt ausstießen, hätte leicht dort gehört werden können, wo sich die Uebrigen befanden. Was konnte dieses Wiederaanfangen zu bedeuten haben? Waren sie von einem neuen Feinde angegriffen worden? Dies erschien als ziemlich wahrscheinlich.

Leon schlich sich vorwärts und schaute nach der Lichtung. Nein – es war in ihrer Nähe nichts zu erblicken. Aber was war mit den Geschöpfen los? Anstatt wie zu der Zeit, wo sie zurückgelassen worden waren, ruhig zu liegen, rollten und taumelten sie jetzt hin und her und warfen sich vor und zurück, tanzten einmal auf den Füßen und dann auf den Köpfen, und schnitten allerlei Arten sonderbarer Capriolen! War es möglich, daß sie dies zu ihrer eignen Unterhaltung thaten? Nein, ihr klägliches Geschrei schloß diese Möglichkeit aus, und außerdem verriethen ihre seltsamen Stellungen und Wendungen Schreck und Schmerz.

»Carrambo!« murmelte Leon, »was ist mit ihnen los?«

Sie schienen die Absicht zu haben, nach den Bäumen zu entfliehen, aber wenn sie ein Paar Schritte gethan hatten, fielen sie immer wieder zu Boden, taumelten umher und schlugen, wenn sie wieder auf die Beine gekommen waren, die entgegengesetzte Richtung ein.

Dies war für Leon ein Räthsel, und man braucht sich darüber nicht zu wundern. Er sah sich nach einem Grunde zu diesem sonderbaren Betragen der Aï um. Es zeigte sich keine Erklärung. Endlich dachte er daran, zu ihnen

hinzugehen. Vielleicht würde er, wenn er näher käme, erfahren, was sie zum Tanzen brachte.

»Ha!« rief er, von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, aus, »jetzt weiß ich's, sie haben es mit einer Schlange zu thun.«

Diese Vermuthung – denn es war weiter nichts, als eine Vermuthung – veranlaßte ihn, stehen zu bleiben. Er dachte, daß es vielleicht eine Giftschlange sein könne. Das Gras war nicht hoch, und er hätte eine sehr große Schlange sehen müssen. Trotzdem konnte sich jedoch eine kleine Corallenschlange, oder die kleine giftige Natter dort befinden. Er glaubte, sich Etwas bewegen zu sehen, ging aber, um eine bessere Aussicht zu haben, langsam am Rande der Lichtung entlang, bis er sich fast dem Orte, wo er dieselbe betreten hatte, gegenüber befand. Er blieb noch immer in ziemlicher Entfernung von den Faulthieren, hatte aber his jetzt noch keine Schlange bemerkt.

Zu seiner großen Verwunderung lagen drei Aïs jetzt auf dem Grase ausgestreckt da. Ihr Widerstand schien mit jedem Augenblicke weniger heftig zu werden, und ihr trübseliges Geschrei tönte immer schwächer. Endlich hörten ihre Zuckungen auf. Es war nur ein schwacher Versuch, sich zu erheben, bemerkbar – dann eine krampfhaft bewegte Bewegung ihrer langen, zusammengekrümmten Beine – ihr Geschrei wurde undeutlich – und nach kurzer Zeit lagen sie regungslos und still da. Waren sie todt? Gewiß muß das der Fall sein, dachte Leon.

Er stand einige Minuten da und beobachtete sie. Er konnte keine Bewegung ihrer Körper bemerken. Aber

wodurch konnten sie wohl getödtet worden sein? Es war keine Schlange, kein Thier irgend einer Art außer ihnen zu erblicken! Waren sie von einer plötzlichen Krankheit – einer Art von Krämpfe – befallen worden, die ein schlimmes Ende genommen hatte? Nach der sonderbaren Art zu urtheilen, in welcher sie sich benommen hatten, erschien dies als das Wahrscheinlichste. Vielleicht hatten sie auch eine Pflanze gefressen, durch welche sie vergiftet worden waren.

Diese Vermuthungen zogen schnell an Leon's Geiste vorüber. Er beschloß natürlicherweise, sich, wenn sie wirklich todt waren, über die Ursache ihres Todes Gewißheit zu verschaffen. Er fing an, näher zu gehen, wobei er langsam und vorsichtig vordrang, da er noch immer Befürchtungen wegen der Schlange hegte.

Nachdem er einige Schritte vorwärts gethan hatte, sah er sich etwas um die Körper der Thiere bewegen. Schlangen? Nein. Was denn? Ein Paar Schritte näher. Siehe da, der ganze Boden ist lebendig. Die Körper der Faulthiere sind, obschon todt, mit lebenden und sich bewegenden Gegenständen bedeckt. Ha! *es ist ein Chacu der weißen Ameisen!*

Jetzt begriff Leon die ganze Sache. Der Boden wimmelte buchstäblich von den furchtbaren Termiten. Sie hatten von den benachbarten Nestern aus ihren Raubzug oder, wie man sagt, ihren Chacu gemacht, die hilflosen Faulthiere angegriffen und sie mit Ihren giftigen Stichen getödtet. Sie rissen dieselben bereits in Stücke und schleppten sie nach ihren düsteren Höhlen davon. Sie

waren auf den Körpern der Thiere so dicht, daß dieselben die Farbe plötzlich geändert hatten und jetzt nichts weiter als wimmelnde Haufen kriechender Insecten zu sein schienen.

Es war ein grauenhafter Anblick, und Leon schauderte, als er darauf hinabschaute. Er war aber dennoch neugierig, das Ende mit anzusehen, und blieb stehen, um das geschäftige Gewühl zu beobachten, das sich auf den Faulthieren gesammelt hatte. Er hatte seltsame Berichte über diese Thiere gehört, wie sie in wenigen Minuten die Leichen großer Thiere in Stücke reißen und dieselben in ihre Nester schleppen, und war entschlossen, sich durch Beobachtung hiervon zu überzeugen. Er ging nicht näher, denn er empfand einige Furcht vor diesen häßlichen Geschöpfen; da er sich aber zufälligerweise neben einem kleinen Baume mit niedrigen horizontalen Zweigen befand, erkletterte er denselben und setzte sich auf einen der Aeste, sodaß seine Füße auf einem anderen ruhten. Er wollte sich die Sache so bequem als möglich machen.

Seine Stellung gewährte ihm den vollkommenen Anblick der Operationen der Termiten, und er saß lange Zeit da und beobachtete sie mit Aufmerksamkeit. Er konnte sehen, daß sich nicht immer die nämlichen Thiere auf den Leichen der Ais befanden. Im Gegentheile verließ fortwährend eine Armee den Ort, während die andere ihre Stelle einnahm, und aus den großen, kegelförmigen Nestern schienen immer frische Truppen hervorzudringen. In der That erstreckten sich von den Hügeln bis zu den Faulthieren zwei große parallele Streifen wie

Heersäulen, die in einander entgegengesetzten Richtungen gingen. Die nach den Zellen Ziehenden hatten ein ganz anderes Aussehen, als die Uebrigen. Sie waren mit Stücken losgerissenen Fleisches oder Hautfetzen, an denen noch das Haar hing, beladen, und jede Ameise trug ein Stück, das bei weitem größer war, als ihr eigener Körper, der in der That unter dieser unverhältnißmäßigen Last gänzlich verschwand. Die anderen, diejenigen, welche von den kegelförmigen Hügeln herkamen, waren unbeladen und hatten das Aussehen eines weißlichen, am Boden hinfließenden Baches.

Es war ein höchst merkwürdiger Anblick, und Leon saß, die Thiere beobachtend da, bis ihm schwindlig wurde und es ihm vorkam, als ob sich der Boden selbst bewege.

ZWEITER BAND. DER PUMA UND DER GROSSE
AMEISENBÄR.

Die Aufmerksamkeit des Knaben wurde plötzlich von den wimmelnden Millionen abgezogen. Er vernahm ein Rascheln im dürren Laube. Es schien vom Rande der Lichtung, nicht weit von den Ameisenhügeln herzukommen. Er sah, wie sich die Zweige des Gebüsches bewegten und im folgenden Augenblicke ein schlanker, cylindrischer Gegenstand aus den Blättern sich hervor streckte. Wenn am hinteren Ende dieses röhrenartigen Gegenstandes nicht ein paar kleine Augen und Ohren befunden hätten, so würde ihn wohl Niemand für den Kopf und den Rüssel eines Thieres gehalten haben. Aber Leon sah die kleinen, funkelnden, schwarzen Augen und schloß daraus, daß es ein solches Geschöpf sein müsse. Im folgenden Augenblicke zeigte sich der Körper eines seltsamen Thieres. Es war ungefähr von der Größe eines starken Neufundländer Hundes, aber von anderer Gestalt. Es war über und über mit langem, bräunlichem Haare bedeckt, von welchem ein Theil so rauh aussah, daß er dürrem Grase oder Borsten ähnelte. Auf beiden Schultern befanden sich breite, schwarze, mit weißlichen Rändern umsäumte Streifen, und der, volle drei Fuß lange Schweif war mit einem dicken, mehrere Zoll hohen Haarwuchse bedeckt, der wie Fischbeinstäbchen aussah. Derselbe wurde erhoben und über den Rücken gebogen getragen. Aber der merkwürdigste Theil des Thieres war sein Rüssel. Die Schnauze eines Windhundes würde im Vergleiche

damit eine Mopsnase sein. Die des gegenwärtigen Thieres war vollkommen noch einmal so lang, nicht halb so dick und hatte ein kleines, nicht über einen Zoll großes völlig zahnloses Maul. Auch die Beine waren merkwürdig. Sie waren kräftig und dick, und die hinteren schienen viel kürzer als die vorderen zu sein. Dies rührte jedoch davon her, daß das Thier plantigrade Hinterfüße hatte, d. h. wenn es ging, berührte seine ganze Sohle die Erde, was nur bei den Bären und ein Paar anderen Arten der vierfüßigen Thiere der Fall ist. Auch seine Vorderfüße hatten eine sonderbare Stellung. Jeder derselben hatte vier lange Krallen, die jedoch, anstatt wie bei den Hunden oder Katzen ausgestreckt zu sein, sämtlich nach hinten unter die Sohle gebogen waren, und das Thier ging sogar auf der Seite der Füße, um nicht auf Dieselben zu treten. Die Krallen wurden nur benutzt, um die Erde aufzuscharren, und dann konnte es dieselben in perpendiculärer Richtung vorstrecken, wie das Eisen einer Spitzhacke oder die Zähne eines Harkens. Mit so ungewöhnlich gebildeten Füßen bewegte sich das Thier natürlicherweise nur langsam auf der Erde hin. Es ging in der That nur langsam und bedächtig.

Obgleich Leon das Thier nie zuvor gesehen, so hatte er doch davon gehört und Abbildungen desselben zu Gesicht bekommen. Er erkannte es daher auf den ersten Blick. Die nasenförmige Schnauze war nicht zu verkennen. Sie konnte keinem anderen Geschöpfe angehören, als dem Tamanoir oder großen Ameisenfresser, welchen die Bewohner von Südamerika Ameisenbär nennen. Es

war in der That ein solcher, aber sobald er ganz aus dem Gebüsch herauskam, bemerkte Leon zu seinem Erstaunen auf dessen Rücken, gerade über den Schultern, einen sonderbar aussehenden Buckel. Anfangs konnte er nicht erkennen, was dies war, da er niemals von einem solchen Gewächse etwas gehört hatte und derselbe außerdem seinen Augen durch den Schweif halb verborgen war. Plötzlich drehte das Thier den Kopf um, berührte den Buckel mit der Schnauze und schüttelte sich, worauf der sonderbare Auswuchs zu Boden fiel und sich als ein, seiner Mutter »sprechend ähnlicher« junger Ameisenfresser mit buschigem Schweife und langer Schnauze auswies. Der größere war folglich ein Weibchen, das sein Junges auf den Schultern getragen hatte.

Der alte Tamanoir hatte den jungen nahe bei einem der Ameisenhügel an den Boden gesetzt, worauf er von demselben wegging und sich dem großen Kegel näherte. Er richtete sich auf den Hinterfüßen in die Höhe und stemmte sich mit den Vorderpfoten gegen den Hügel, indem er denselben anscheinend untersuchte und überlegte, an welcher Stelle die Rinde oder das Dach am dünnsten sei. Diese, aus zusammengeklebten Sand und Erde errichteten Kegel sind häufig so fest zusammengefügt, daß es einer Spitzhaue oder eines Brecheisens bedarf, um sie offen zu legen. Aber der Ameisenfresser wußte recht gut, daß seine Vorderbeine mit einem Werkzeuge versehen waren, das sowohl einer Spitzhaue wie aus einem Brecheisen gleich kam, und würde jetzt sicherlich ein Loch hineingebrochen haben, wenn er nicht, als er sich

nach der anderen Seite umschaute, bemerkt hätte, daß sämmtliche Bewohner des Hügels zu einem ihrer Raubzüge ausgezogen wären. Dies schien in seinen Entschlüssen plötzlich eine Aenderung herbeizuführen. Er ließ die Vorderbeine zu Boden sinken, richtete den großen Schweif wieder auf und kehrte nach der Stelle zurück, wo er das Junge gelassen hatte. Es gelang ihm, letzteres, indem es dasselbe zum Theile mit dem Rüssel vor sich her schob, theils in seinen starken Vorderpfoten in die Höhe hob, an den Rand des Weges zu bringen, auf welchem die Ameisen dahinzogen. Hier kauerte er sich nieder und stellte sich so auf, daß die Spitze seiner Nase gerade den Rand des schwärmenden Heeres berührte, wozu er das Junge gleichfalls veranlaßte. Hierauf schoß er eine lange wurmhähnliche Zunge heraus, die von einem klebrigen Ueberzuge glänzte, und zog sie mit Ameisen bedeckt wieder zurück, die auf diese Art in das Maul und von dort natürlicherweise in den Magen gebracht wurden. Die Zunge, die mehr als einen Fuß lang und fast so dick wie ein Federkiel war, wurde wieder ausgestoßen und wieder zurückgezogen, und in dieser Operation fuhr er fort, in jeder Secunde ungefähr zwei Züge zu thun. Von Zeit zu Zeit hielt er mit Fressen inne, um dem Jungen, das ihm genau nachahmte und mit seiner dünneren Zunge den Tod unter den Termiten verbreitete, Anweisungen zu erteilen. Der Anblick war so komisch, daß Leon sich nicht enthalten konnte, auf seinem Zweige darüber zu lachen.

Seiner Heiterkeit wurde jedoch bald durch das Erscheinen eines Thieres von ganz verschiedener Art ein Ende

gemacht. Dies war ein katzenähnliches Geschöpf von rothgelber oder bräunlicher Farbe, mit langem Körper und Schweife, rundem Kopfe, Schnurren und hellen, funkelnden Augen. Leon hatte diese Thierart schon früher erblickt, er hatte ein solches Thier von Indianern gebunden durch die Straßen von Cuzco führen sehen und erkannte es sofort wieder. Es war der Puma – der mähnenlose Löwe von Amerika.

Die Exemplare, welche Leon bei den Indianern gesehen hatte, waren gezähmt und unschädlich gemacht worden. Er wußte dies, aber man hatte ihm auch gesagt, daß das Thier im wilden Zustande blutdürstig und gefährlich sei. Dies ist in Bezug auf die Pumas einiger Gegenden richtig, während das Thier in anderen feig ist und beim Anblicke des Menschen entflieht. Der Puma wehrt sich jedoch, wenn er zum Stehen gebracht ist, in allen Fällen voll Verzweiflung, und beim Angriffe auf denselben sind schon häufig Hunde und Menschen getödtet worden.

Leon war über den Tamanoir nicht erschrocken. Selbst wenn derselbe ein böses Thier gewesen wäre, so wußte er doch, daß er nicht auf Bäume klettern kann – obgleich es in Südamerika 2 kleinere Arten giebt, welche dies vermögen, und fühlte sich deshalb auf seinem Zweige in Sicherheit. Als er jedoch den rothen Körper des Puma erblickte, änderten sich seine Gefühle. Derselbe kann an den glättesten Stämmen des Waldes mit der Leichtigkeit und Gewandtheit einer Katze hinaufklettern, und wenn dieser ihn angreifen wollte, so hatte er keine Aussicht, ihm zu entrinnen. Dies war dem Knaben vollkommen

klar, und es ist daher nicht zu verwundern, daß er unruhig wurde.

Er dachte zuerst daran, hinabzuspringen und nach den Cinchona-Bäumen zu fliehen, wo sich die Anderen befanden, aber der Puma war von dieser Seite in die Lichtung gekommen und stand ihm daher so im Wege, daß er ihm gerade in den Rachen gelaufen wäre, wenn er die Richtung nach den Cinchonabäumen eingeschlagen hätte; dann dachte er daran, leise hinabzugleiten und in den Wald hinter sich zu laufen. Unglücklicherweise aber stand der Baum, auf welchem er sich befand, von allen anderen entfernt, ganz einzeln auf der Lichtung, sodaß ihn der Puma davonspringen sehen und natürlicherweise mit ein Paar Dutzend Sätzen einholen konnte. Diese Gedanken zogen in Zeit von wenigen Secunden am Geiste des Knaben vorüber, und er überzeugte sich eben so schnell, daß es das Beste für ihn sein werde, zu bleiben, wo er war, und sich ruhig zu verhalten. Vielleicht würde ihn der Puma nicht bemerken, – bis jetzt war dies noch nicht geschehen.

Er hätte ihn ohne Zweifel wahrgenommen wenn nicht etwas Anderes vorhanden gewesen wäre, um seine Aufmerksamkeit abzulenken; aber gerade als er die Lichtung betrat, fielen seine Augen auf die Ameisenfresser, die dort kauerten und die Termiten aufleckten. Er war in einem langsamen Trabe auf die Lichtung gekommen; aber sobald er die Tamanoirs erblickte, machte er Halt, drückte seinen Körper platt an die Erde und blieb so einige Augenblicke legen, während welcher sein langer Schweif

zitternd von einer Seite zur andern ging, wie der einer Katze, die im Begriffe steht, auf eine Maus oder einen Sperling loszuspringen. Gerade in diesem Augenblicke wurde ihn der Ameisenbär, der sich umgedreht hatte, um eine Bemerkung an seinen jungen Gefährten zu richten, gewahr und sprang auf. Er erkannte in dem Puma einen Todfeind. Mit einem Griffe seiner Vorderpfoten warf er das Junge hinter sich, sodaß es an der Wand des Ameisenhügels lehnte, worauf er ihm eilig folgte und vor sein Junges in aufrechter Stellung so postirte, daß er dasselbe mit seinem Körper deckte. Er stand jetzt fest auf den Hinterbeinen und sein Rücken lehnte an den Ameisenhügel, aber sein langer Rüssel war ganz verschwunden, diesen hielt er, dicht an die Brust angelegt, durch den langen, zottigen Schweif verborgen, den er zu diesem Zwecke vorn aufgerichtet hatte. Seine Vertheidigung beruhte in den starken Vorderpfoten, die er jetzt mit rechtwinklig hervorstehenden Krallen drohend ausstreckte. Das Junge hatte sich, augenscheinlich im Bewußtsein einer Gefahr, so klein gemacht, als möglich, und stand zusammengekauert hinter ihm.

Der Puma stürzte mit aufgesperrem Rachen vorwärts und begann den Angriff. Es sah aus, als ob er der Sache auf den ersten Anlauf ein Ende machen wolle; aber ein scharfer Schlag von den Krallen des Ameisenbäres riß ihm die Backen blutig und schien ihn zwar wüthender zu machen, aber auch seine Vorsicht zu erhöhen. Bei den 2 – 3 nachfolgenden Versuchen hielt er sich klüglich außer dem Bereiche dieser furchtbaren Waffe. Sein Gegner

hatte die Vorderpfoten weit geöffnet, um den Feind zu veranlassen, sich dazwischen zu stürzen, damit er denselben nach Art der Bären umarmen könne, denn hierin besteht hauptsächlich die, von diesen Thieren angenommene Vertheidigungsweise. Der Puma schien jedoch seine Absicht zu kennen.

Dieses Spiel mit Angreifen und Abwehren ging einige Minuten lang fort und hätte noch länger dauern können, wenn nicht der junge Ameisenbär gewesen wäre, das unerfahrene kleine Geschöpf, das bis jetzt noch nicht recht wußte, was es eigentlich gäbe, war so neugierig, daß es unvorsichtigerweise seinen schlanken Rüssel hervorstreckte. Der Puma erblickte diesen, that einen Sprung vorwärts, packte den Rüssel mit seinen großen Zähnen und riß das Thier hinter dem Alten hervor. Es stieß ein leises Geschrei aus, aber im folgenden Augenblicke war sein Kopf zwischen den musculösen Kinnladen des Pumas zermalmt.

Das alte Thier schien jetzt alle Furcht und Vorsicht zu verlieren. Sein Schweif senkte sich abwärts. Sein langer Rüssel wurde seines Schutzes beraubt, und es schien unentschlossen zu sein, was es thun solle. Aber es blieb ihm nicht viel Zeit zur Ueberlegung. Als der Puma den Rüssel, den empfindlichsten Theil, unbedeckt sah, flog er wie ein Pfeil vorwärts und packte ihn mit seinen krallenbesetzten Tatzen. Nachdem er dann sein Schlachtopfer vorwärts gezerrt hatte, warf er dasselbe auf den Bauch, stieg ihm schnell auf den Rücken und zerfleischte es nach seinem Belieben.

Obschon Leon den armen Tamanoir bedauerte, so durfte er doch nicht wagen, sich einzumischen, und würde den Puma sein Werk haben vollenden lassen, wenn ihn nicht in diesem Augenblicke ein stechender Schmerz, den er plötzlich am Knöchel fühlte, veranlaßt hätte, von seinem Sitze aufzufahren und einen unwillkürlichen Schrei auszustoßen.

KAPITEL 2. DER ANGRIFF DER WEISSEN AMEISEN.

Leon schaute hinab, um zu erfahren, was ihm so plötzlich diesen Schmerz verursacht habe. Bei dem Anblicke, welcher sich seinen Augen darbot, erstarrte sein Blut; der Boden unter ihm war lebendig und in Bewegung und auf allen Seiten mehrere Schritte weit mit einer weißen Schicht von Ameisen bedeckt. *Sie stiegen den Baum herauf!* Ja, noch mehr, eine Anzahl derselben war bereits heraufgeklettert, andere heraufkommende bedeckten den Stamm und mehrere befanden sich schon auf seinen Füßen, Beinen und Schenkeln! Von diesen hatte ihn eine gestochen.

Das Schicksal der Faulthiere, welches er soeben mit angesehen hatte, und der Anblick des scheußlichen Gewimmels brachte in nochmals zum Schreien. Zu gleicher Zeit hatte er sich erhoben und zog sich zu den höheren Zweigen hinauf. Er erreichte bald die obersten, war aber kaum einen Augenblick dort gewesen, als ihm auch schon einfiel, daß ihm dies keine Sicherheit geben werde. Die Thiere krochen so schnell sie konnten, aufwärts.

Sein nächster Gedanke war, wieder hinabzusteigen, von dem Baume zu springen, das Ungeziefer zu zertreten und zu den Rindensammlern zu laufen. Er hatte sich zu diesem Verfahren entschlossen und war bereits halbwegs hinunter, als er sich des Pumas erinnerte. In seinem Schrecke über die Annäherung der Ameisen hatte er diesen Feind ganz vergessen, und es fiel ihm jetzt ein, daß derselbe gerade auf dem Wege seiner beabsichtigten Flucht war. Er wendete die Augen nach dieser Richtung. Es war nichts da! Die Ameisenbären lagen noch immer an der Erde, das Junge todt und die Mutter in den letzten Zuckungen des Todes, aber kein Puma!

Der Knabe fing an zu hoffen, daß er durch sein Geschrei fortgescheucht worden sei. Seine Hoffnung war von kurzer Dauer, denn als er sich in der Lichtung umblickte, sah er das grimmige Thier im Grase schleichen und augenscheinlich auf ihn loskommen. Was sollte er anfangen? Auf dem Baume mußte er allerdings erwarten, von dem Puma angegriffen zu werden, aber auf dem Boden war er nicht besser, sondern schlimmer daran. Auf jeden Fall hatte er nicht viel Zeit zur Ueberlegung, denn vor Verlauf von zwei Secunden befand sich der blutdürstige Puma dicht bei dem Baume. Leon war hilflos – er hielt sich für verloren. Er konnte nur um Hilfe rufen und strengte seine Stimme auf's Höchste an.

Der Puma sprang nicht sofort am Baume hinauf, wie Leon erwartet hatte. Er schlich im Gegentheile mit funkelnden Augen und wedelndem Schweife geduckt rings

um denselben, als ob er die Art des Angriffs überlege. Seine Lippen waren von dem Blute der Ameisenbären roth gefärbt, und dies erhöhte noch die Furchtbarkeit seines Aussehens.

Leon hielt die Augen auf denselben geheftet und erwartete jeden Moment, ihn am Baume heraufspringen zu sehen. Plötzlich sah er ihn zusammenschrecken und hörte im nämlichen Augenblicke ein zischendes Geräusch, als ob Etwas schnell durch die Luft flöge. Er sah Etwas im Körper des Puma haften! Es war ein vergifteter Pfeil! Der Puma stößt ein wildes Knurren aus, biegt sich zusammen und zermalmt den Pfeil zwischen seinen Zähnen. Ein zweites Zischen – ein zweiter Pfeil! Dann erschallen wohlbekannte Stimmen die Stimmen Don Pablo's und Guapo's. Sie eilen auf die Lichtung – Don Pablo mit seiner Axt und Guapo mit seinem sicheren Gravatana.

Der Puma wendet sich zur Flucht. Er hat bereits den Rand des Waldes erreicht, er schwankt – das Gift übt seine Wirkung. Hurrah! er liegt am Boden, aber er wird nicht von dem Gifte getödtet, denn die Axt Don Pablo's schmettert durch seinen Schädel. Das Ungeheuer ist todt und Leon wird im Triumphe auf den Schultern des treuen Guapo davon getragen.

Don Pablo nahm den Puma mit, um sich seines schönen Fels zu versichern. Die Ameisenbären, welche jetzt beide todt waren, ließ er zurück, da er sah, daß die Termiten schaarenweise auf sie loskrochen und bereits ihr

Vernichtungswerk begonnen hatten. Merkwürdiger Weise war, als die Gesellschaft auf dem Wege zum Mittagessen wieder vorüber kam, weder von den Faulthieren, noch von den Ameisenfressern, außer ein Paar Knochen und einigen Flocken groben Haars, keine Spur mehr vorhanden. Alles Uebrige von diesen Thieren war von den Ameisen abgenagt und in die Zellen ihrer hohlen Kegel getragen worden.

Ohne Zweifel hatte der Lärm der Rindenjäger die Ameisenfresser herausgetrieben, da diese Thiere nur bei Nacht umherzuschweifen pflegen. Vielleicht hatte die nämliche Ursache den grimmigen Puma aus seinem Lager herbeigebracht, obschon er streng genommen eigentlich kein Nachtjäger ist.

Als sie auf dem Heimwege der Lichtung näherten, ereignete sich ein sonderbarer Vorfall. Der männliche Ameisenfresser wurde aus seinem Neste unter den trocknen Blättern aufgestört, und Guapo forderte, anstatt auf ihn los zu gehen und ihn zu erlegen, Alle auf, ein wenig zurückzubleiben, da er ihnen einen Spaß zeigen wollte. Dann fing Guapo an, das Laub zu schütteln, sodaß es raschelte, als ob Regen darauf fiel. Nun richtete der Ameisenfresser seinen breiten Schweif empor und schien sich mit demselben, wie mit einem Regenschirme, zu schützen. Hierauf ging Guapo auf ihn los und fing an, ihn vor sich her zu treiben, als ob er ein Schaf oder eine Ziege gewesen wäre, und brachte ihn auf diese Art bis zu dem Hause. Guapo trug natürlicherweise Sorge, ihn nicht zu

reizen, denn wenn dies geschieht, so schlägt der Ameisenfresser entweder eine andre Richtung ein oder bleibt stehen, um sich zu vertheidigen.

Der Tamanoir ist kein so vertheidigungsloses Geschöpf, als man auf den ersten Blick, in Betracht seines kleinen, zahnlosen Mundes und seiner langsamen Bewegungen, glauben könnte. Seine Vertheidigungsweise ist die beschriebene, die vollkommen gegen die Tigerkatze, das Ocelot und alle kleineren Thiere des Katzensgeschlechts genügt. Das alte Weibchen würde dem Puma ohne Zweifel gewachsen gewesen sein, wenn es nicht dadurch aus der Fassung gebracht worden wäre, daß derselbe das Junge packte; es wird sogar behauptet, daß der große Ameisenbär den Jaguar zuweilen zu Tode drücke, aber ich halte das für einen Irrthum, da letzterer viel zu kräftig und gewandt ist, um sich so besiegen zu lassen. Ohne Zweifel veranlaßt die Aehnlichkeit des Jaguars mit einigen der kleineren gefleckten Katzen dieser Länder zu sehr vielen irrigen Ansichten in Bezug auf den amerikanischen Tiger.

Außer dem Tamanoir giebt es in den Wäldern Südamerika's noch zwei oder vielleicht drei andere Arten von Ameisenbären. Diese sind jedoch in Gewohnheiten und Aussehen von Ersterem so verschieden, daß man sie recht gut für eine besondere Thiergattung halten kann. Sie sind Baumkletterer, was der Tamanoir trotz seiner großen Krallen nicht ist. Sie verfolgen die Ameisen, welche ihre Nester auf den hohen Zweigen bauen, sowie die

Bienen und Wespen, und um sie zu einem solchen Leben zu befähigen, sind sie, wie die Opossums und Affen, mit nackten Wickelschwänzen versehen. Dies sind Kennzeichen, welche sie von dem großen Ameisenfresser wesentlich unterscheiden.

Eine dieser Arten ist der Tamandua, welchen die spanischen Amerikaner *Osso hormiguero* (Ameisenbär) nennen. Der Tamandua ist viel kleiner als der Tamanoir, da er nur eine Länge von $3\frac{1}{2}$ Fuß hat, während letzterer mehr als 7 mißt. Ersterer ist von stämmigerem Baue und hat im Verhältnisse weder einen so langen Rüssel, noch solche Krallen. Letztere sind außerdem zum Baumklettern eingerichtet und dem Thiere nicht so hinderlich, wenn es auf der Erde geht. Es ist daher ein behenderes Geschöpf und besser zu Fuße. Sein Haar ist kurz und seidenartig, aber der Schwanz fast ganz nackt und, wie bereits erwähnt, sehr greiffähig, obgleich es nicht, wie einige andere Thiere, am Schwanz hängend schläft.

Der Tamandua ist gewöhnlich von schmutziger Strohfärbung, obgleich sich in dieser Hinsicht Verschiedenheiten vorfinden, sodaß man geglaubt hat, es gebe verschiedene Arten. Er verbringt den größten Theil seiner Zeit auf den Bäumen und lebt, außer von seiner Ameisenkost, von wildem Honige, sowie von Bienen, wenn er dieselben fangen kann. Das Weibchen bringt, wie bei dem Tamanoir, nur ein Junges bei jedem Wurf zur Welt und trägt dasselbe, wie die anderen Arten, auf dem Rücken, bis es selbst für sich sorgen kann. Der Tamandua ist zuweilen der dreizehige Ameisenfresser genannt worden, weil er

an den Vorderpfoten nur drei Krallen hat, während der Tamanoir deren vier besitzt.

Eine andere, von beiden in der Größe und vielen ihrer Gewohnheiten abweichende Art ist der kleine Ameisenfresser. Dieser hat nur zwei Krallen an den Vorderfüßen. Er ist ein sehr kleines Thier – nicht größer, als das gewöhnliche graue Eichhörnchen – mit einem Wickelschwanz, wie der Tamandua. Der Schwanz ist jedoch nicht ganz nackt, sondern nur an der unteren Seite in der Nähe des Endes. Er ist kein so guter Fußgänger, wie die dreizehige Art, obgleich er zu Fuße behender ist, als der Tamanoir. Der kleine Ameisenfresser benutzt seine Vorderfüße als Hände, um die Nahrung zum Munde zu bringen, wobei er auf den Hinterbeinen steht und sich zu gleicher Zeit mit dem Schwanz festhält, den er um einen Zweig geschlungen hat. Er lebt auf den Bäumen und nährt sich von Bienen und Wespen und besonders von den Larven beider, bedient sich jedoch nicht sehr häufig der Zunge. Deshalb ist er ein wesentlich verschiedenes Thier.

Der kleine Ameisenfresser ist gewöhnlich von hellgelber Farbe und auf dem Rücken bräunlich, aber es giebt in dieser Beziehung viele Verschiedenheiten, und einige sind schneeweiß. Sein Haar ist weich und seidenartig, zuweilen an den Spitzen leicht gekräuselt, oder verfilzt, und dasjenige des Schwanzes in den Hauptfarben des Körpers geringelt.

KAPITEL 3. DER AMEISENLÖWE.

Die Ameisen sind überall lästige Insecten, aber besonders in den heißen Tropenländern. Ihr häßliches Aussehen, ihre Zerstörungssucht, aber besonders der Schmerz ihres Stiches oder vielmehr Bisses – denn die Ameisen stechen nicht, wie die Wespen, sondern beißen mit den Kinnladen und flößen dann Gift in die Wunde – machen sie zu sehr unbeliebten Geschöpfen. Ein oberflächlicher Denker würde glauben, daß so lästige Insecten nichts nützen könnten, und die Weisheit der Natur, die sie erschaffen hat, in Frage stellen. Aber wenn man die Sache ein wenig überlegt, so findet man, daß sie nicht umsonst geschaffen worden sind. Was würde ohne diese fleißigen Geschöpfe aus den ungeheuren Mengen faulender Substanzen werden, die sich in manchen Ländern finden? Was könnte mit dem abgestorbenen Pflanzenwuchse und den todtten thierischen Stoffen geschehen? Diese müßten an vielen Orten, wenn sie nicht von jenen Insecten verzehrt und in neue Gebilde des Lebens verwandelt würden, Pest und Tod verursachen, und diese sind denn doch unangenehmer als Ameisen. Es giebt viele verschiedene Arten von Ameisen, von denen jedoch die Mehrzahl den heißen Ländern angehören, wo sie allerdings am nützlichsten sind. Die Gewohnheiten einiger dieser Arten sind so merkwürdig, daß ganze Bände über sie geschrieben worden sind und einige Naturforscher dem Studium und der Beobachtung derselben ihr Leben gewidmet haben.

Ihre gesellige und häusliche Einrichtung ist von der sonderbarsten Art, und dies in noch höherem Grade, als die der Bienen, und ich muß fürchten, zu weit geführt zu werden, wenn ich nur einen einzigen Zug aus ihrem Leben erwähne. Ich brauche nur die wunderbaren Nester oder Hügel zu nennen, welche einige Arten bauen – jene großen, 20 Fuß hohen Kegel, die so fest sind, daß wilde Stiere hinauflaufen und auf der Spitze derselben stehen, ohne ihnen den geringsten Schaden zu thun. Andere erbauen Wohnungen in cylindrischer Form, die sich mehrere Fuß über die Oberfläche erheben. Wieder Andere ziehen es vor, auf den Bäumen zu nisten, wo sie große, vielgestaltige, zellenförmige Massen zusammenfügen, welche sie an die höchsten Aeste hängen, während viele Arten ihre wächsernen Wohnungen in hohlen Bäumen oder unter der Erde erbauen. Es giebt jedoch nicht eine einzige Art, deren Gewohnheiten, wenn sie erschöpfend beobachtet und beschrieben würden, nicht mit Staunen erfüllen müßten. Es ist in der That schwer, alles Das, was von Naturforschern, welche diese Insectenarten zu ihrem Studium gemacht haben, erzählt wird, zu glauben. Es ist kaum möglich, zu begreifen, wie so kleine Geschöpfe mit so vielem Verstande oder *Instincte*, wie es Manche zu nennen belieben, begabt sein können.

Der Mensch ist nicht der einzige Feind der Ameisen. Wenn dies der Fall wäre, so stände zu befürchten, daß diese kleinen, unbedeutenden Thiere ihn bald von der

Erde vertreiben würden. Sie sind so fruchtbar, daß unser ganzer Planet, wenn man sie sich selbst überließe, in kurzer Zeit ein riesiges Ameisennest werden müßte.

Die Natur hat weise Vorsorge gegen die übermäßige Vermehrung der Ameisenfamilie getroffen. Kein lebendes Wesen hat eine größere Anzahl von Feinden, als sie. In allen Kreisen der belebten Natur giebt es Ameisenvernichter – *Ameisenfresser*. Wenn wir mit den Säugethieren anfangen, so nährt sich der Mensch selbst von ihnen, denn es giebt in Südamerika Indianerstämme, deren Nahrung hauptsächlich aus gedörrten Termiten besteht, welche sie in einer Art von Teig backen. Es giebt vierfüßige Thiere, die ausschließlich von Ihnen leben, wie die bereits erwähnten Ameisenbären und die Pangolins oder schuppigen Ameisenfresser des östlichen Continents. Ferner giebt es Vögel vieler Art, welche die Ameisen verzehren, und manche, wie die Gattung *Myothera*, machen sie sogar zu ihrer ausschließlichen Nahrung. Viele Arten von Reptilien, sowohl Schlangen als auch Eidechsen, sind Ameisenfresser, und was das Sonderbarste von Allem ist, es giebt *Insecten*, welche ihnen nachstellen.

Bei einer solchen Manchfaltigkeit von Feinden ist es daher nicht zu verwundern, daß die Ameisen in den gehörigen Schranken gehalten werden und die Erde nicht überschwemmen können.

Aehnliche Bemerkungen, wie die vorstehenden, richtete Donna Isidora an die kleine Leona, als sie eines Tages allein gelassen worden waren. Die Anderen waren ihrer gewöhnlichen Beschäftigung des Rindensammelns

nach- gegangen und sie natürlicherweise daheim geblieben, um das Haus zu hüten und das Mittagsmahl zuzubereiten. Dieses hing bereits vor dem Hause über einem Feuer, denn in diesen heißen Gegenden ist es oft bequemer, die Küche im Freien zu besorgen.

Donna Isidora saß, mit einer Nähterei beschäftigt, in dem Schatten der Bananen, und die hübsche kleine Leona spielte in ihrer Nähe. Leona hatte auf die Ameisen gescholten, theils weil sie Leon so erschreckt hatten, theils weil sie selbst am Tage vorher von einer rothen Ameise gebissen worden war, und aus diesem Grunde hatte sich die Mutter in eine solche Erklärung in Bezug auf diese Thiere eingelassen, um sie gegen die bitteren, von Leona gegen sie ausgesprochenen Beschuldigungen zu rechtfertigen. Das Gespräch über die Ameisen veranlaßte sie natürlicherweise, auf die Erde zu blicken, um zu sehen, ob sich einige dieser Thiere in der Nähe befänden, und allerdings wanderten auch mehrere von der rothen Art umher. Gerade im nämlichen Momente fielen die Blicke Donna Isidora's auf ein ganz andres Insect, und sie lenkte die Aufmerksamkeit ihrer Tochter auf dasselbe. Es war ein Insect von beträchtlicher Größe, einen vollen Zoll lang, von gestrecktem, ovalem Körper und mit einem platten Kopfe. Aus dem Kopfe ragten zwei große hornige Freßzangen hervor, welche den Schenkeln eines Tasterzirkels ähnlich sahen. Seine Beine waren kurz und zur Fortbewegung sehr ungeeignet. Sie waren zu diesem Behufe allerdings auch von wenig Nutzen, da das Thier nur

geringe Fortschritte vermittels derselben machen konnte, sondern nur nach der Seite oder rückwärts, anscheinend mit großer Schwierigkeit, kroch. Dasselbe war von grauer oder Sandfarbe und würde vielleicht im Sande, wo es saß, nicht bemerkt worden sein, wenn die Augen der Dame nicht gerade auf diese Stelle gefallen wären, aber Donna Isidora erkannte dasselbe und lenkte die Beachtung ihrer Yochter auf es.

»Was ist es? Mama,« fragte die kleine Leona, indem sie sich bückte, um es zu besehen.

»Der Ameisenlöwe!«

»Der Ameisenlöwe! Ei, Mama, es ist ja ein Insect! wie kann es denn ein Löwe heißen?«

»Dies ist ein Name,« antwortete die Dame, »der ihm seiner raubsüchtigen Gewohnheiten wegen gegeben worden ist, die es in dieser Beziehung seinem mächtigen Namensvetter – dem Könige der Thiere, ähnlich machen, und dieses kleine Thier besitzt im Verhältnisse zu seiner Größe sogar mehr Kraft und Wildheit, als der Löwe selbst.«

»Aber warum heißt es der *Ameisenlöwe*, Mama?«

»Weil es hauptsächlich den Ameisen nachstellt. Ich habe gesagt, daß es unter den Insecten Ameisenfresser gebe. Dies ist einer davon.«

»Aber wie kann ein so langsames Thier, wie dieses, sie erfassen? Ei, die Ameisen könnten ihm ja in einem Augenblicke aus dem Wege kriechen.«

»Das ist wahr. Aber trotzdem gelingt es ihm, so viele zu fangen, als es bedarf. Zum Laufen hilft nicht Schnellsein. Es gelingt ihm durch List, seine Beute zu erhaschen – und zwar durch eine seltsame List. Wenn Du Dich wieder setzen und es nicht erschrecken willst, so zweifle ich nicht, daß es Dir bald Gelegenheit geben wird, zu sehen, wie es die Sache anfängt.

Leona nahm neben ihrer Mutter Platz. Sie befanden sich gerade in einer solchen Entfernung von dem Ameisenlöwen, daß sie jede seiner Bewegungen beobachten konnten. Er blieb jedoch eine beträchtliche Zeit hindurch ruhig, weil sie ihn wahrscheinlich erschreckt hatten. Unterdessen gab Donna Isidora ihrer Tochter einige weitere Belehrungen über dessen Naturgeschichte.

»Der Ameisenlöwe, sagte sie, »ist nicht ein Insect in seinem vollkommnen Zustande, sondern nur die Larve eines solchen. Das vollkommne Insect ist ein ganz verschiedenes Geschöpf, welches Flügel und längere Beine hat. Dasselbe gehört zu den Netzflüglern. Die Flügel dieser Gattung stoßen aneinander, sodaß sie über seinem Körper eine Bedeckung, wie das Dach eines Hauses, bilden. Sie sind, wie die feinsten Spitzen, mit dem zartesten Netzwerke durchzogen und mit dunklen Flecken besetzt, welche dem Thiere ein sehr zierliches Aussehen geben. Seine Gewohnheiten sind von denen, welche es als Larve oder Ameisenlöwe hat, ganz verschieden. Es fliegt am Tage nur wenig aus und man findet es gewöhnlich ruhig auf Blättern sitzen, sodaß es eins der friedfertigsten und harmlosesten Insecten zu sein scheint.«

Hier deutete Donna Isidora auf den Ameisenlöwen, der soeben anfang, sich zu regen, und Beide saßen nun, denselben beobachtend, still da.

Zunächst zeichnete sich das kleine Thier, rückwärts gehend, vermittels seiner Zirkelschenkel, einen Kreis auf die Oberfläche des Sandes. Dieser Kreis hatte einen Durchmesser von 2 – 3 Zoll. Nachdem es ihn vollendet hatte, fing es an, den ganzen Sand aus dem Kreise fortzuschaffen. Sie sahen es zu diesem Zwecke den Sand mit einem seiner Vorderbeine aufkratzen und eine Quantität davon auf seinen flachen Kopf schaufeln, worauf es mit einem plötzlichen Rucke den Sand mehrere Zoll weit über den vorgezeichneten Kreis hinaus warf. Diese Operation wiederholte es so oft und so geschickt, daß sich in kurzer Zeit in der Oberfläche der Erde eine Vertiefung zu zeigen anfang. Wo es auf einen Stein stieß, erhob es denselben zwischen seinen Freßzangen und warf ihn aus dem Kreise. Zuweilen fanden sich Steine, die zu groß waren, als daß es sie auf diese Art hätte hinauswerfen können. Diese wußte es sich auf den Rücken zu legen, worauf es behutsam an der Seite der Grube hinaufkroch, dieselben am Rande hinwarf und wegrollte. Wenn es auf einen Stein gestoßen wäre, der hierzu eine zu beträchtliche Größe gehabt hätte, so würde es den Ort verlassen und eine andre Stelle aufgesucht haben. Glücklicherweise war dies nicht der Fall und sie hatten Gelegenheit, die Arbeit bis zum Schlusse zu beobachten.

Sie saßen fast eine Stunde lang zuschauend da, und nach Verlaufe dieser Zeit hatte der Ameisenlöwe so viel

Sand ausgeworfen, daß eine fast ebenso tiefe, als breite, trichterförmige Grube fertig war. Diese bildete seine Falle, die jetzt vollendet und zum Gebrauche fertig war.

Nachdem er alle seine Anordnungen getroffen hatte, blieb ihm nichts weiter zu thun übrig, als auf dem Boden der Grube geduldig zu warten, bis eine unglückliche Ameise zufälligerweise in diese Gegend kommen und hineinstürzen würde, und da diese Insecten fortwährend an der Erde umherwandern, so mußte sich ein solches Ereigniß unfehlbar früher oder später zutragen.

Damit die Ameise nicht in die Grube schauen, seine häßliche Gestalt unten entdecken und sich dann zurückziehen sollte, war der Ameisenlöwe so schlau, seinen Körper im Sande zu vergraben und nur einen keinen Theil seines Kopfes sichtbar zu lassen.

Sowohl Donna Isidora als auch Leona fuhr fort, mit wachsendem Interesse zuzuschauen. Sie wünschten eifrig, den Erfolg zu sehen. Sie brauchten nicht lange zu warten. Ich habe bereits gesagt, daß viele Ameisen umherkrochen. Dutzende von ihnen streiften nach allen Richtungen über den Boden, um ihre Beute aufzusuchen, und ließen keinen Zoll breit undurchforscht. Endlich sahen sie eine derselben sich der Falle des Ameisenlöwen nähern. Die Neugierde führt sie bis an den Rand der furchtbaren Fallgrube. Sie streckt den Kopf und einen Theil des Halses über Denselben hinaus – der Abgrund ist dem Augenscheine nach nicht so gefährlich – wenn sie hinunterglitte, könnte sie leicht wieder herauskriechen.

Aber sie kennt den Feind schlecht, der dort im Hinterhalte liegt. Sie bemerkt einen sonderbaren Gegenstand – es könnte vielleicht etwas Eßbares sein. Sie ist halb entschlossen, hinab zu gleiten und den Gegenstand näher zu untersuchen. Sie balancirt sich am Rande und würde ohne Zweifel freiwillig hinunter gegangen sein, aber das ist ihrer Wahl nicht mehr überlassen. Das geheimnißvolle Ding im Grunde des Trichters springt plötzlich auf und zeigt sich – es ist der Ameisenlöwe in seiner ganzen häßlichen Gestalt, und ehe sich die kleine Ameise entfernen kann, hat er einen Sandregen rings um sie geworfen, der sie an der Seite der Grube hinabrollen läßt. Nun schließen sich die scharfen Freßzangen um das Schlachtopfer – die Feuchtigkeit in seinem Körper wird vollkommen ausgesogen – seine Ueberreste ruhen jetzt als trockne, formlose Masse einen Augenblick auf dem Kopfe des Vernichters und werden dann weit aus der Grube fortgeschleudert.

Der Ameisenlöwe richtet seine Falle wieder her, vergräbt sich nochmals in den Sand und erwartet ein neues Schlachtopfer.

KAPITEL 4. DAS TATOU-POYOU UND DER TODTE HIRSCH.

Donna Isidora und Leona hatten sämtliche Bewegungen des Ameisenlöwen mit großem Interesse beobachtet, und letztere war nach dem Bisse, den sie erhalten hatte, keineswegs geneigt, Mitleid für die Ameisen zu fühlen. Sie empfand sogar eher gegen den Ameisenlöwen,

so häßlich er auch war, Dankbarkeit dafür, daß er sie tödtete.

Jetzt kehrte Leon aus dem Walde zurück und sie zeigten ihm die Falle in voller Wirksamkeit, aber er war an diesem Tage voll von Abenteuern, die ihm, Guapo und Don Pablo in den Bergen zugestoßen waren, und hatte sich in der That vor den Anderen nach Hause begeben, um seiner Mutter die merkwürdigen Vorfälle zu erzählen, welche er mit angesehen.

Sie hatten an diesem Morgen eine neue Mancha von Cinchonahäumen entdeckt, und als sie sich dorthin begaben, stießen sie auf den Körper eines Hirsches. Er gehörte zu einer großen Art, dem *Cervus antisensis*, aber da er augenscheinlich schon einige Tage todt dalag, so war er zu dem Doppelten seiner ursprünglichen Größe angeschwollen. Es war sonderbar, daß die Raubthiere denselben noch nicht verzehrt hatten. Er war ohne Zweifel durch eine Gruppe hoher Bäume, welche ihn beschatteten, den scharfen Augen der Geier verborgen worden, und diese Vögel können, trotz der so häufigen gegentheiligen Behauptung, keine Leiche durch den Geruch auffinden. Zufälligerweise waren weder Ameisen, noch Thiere, die sich von Aas nähren, an diesen Ort gekommen, und der Hirsch lag unversehrt da.

Dies war die Meinung Don Pablo's und Leon's, Guapo jedoch, der eine andre Ansicht hatte, ging zu dem Körper hin und that mit seiner Axt einen Schlag darauf. Zur Ueberraschung der Uebrigen folgte dem Schlage, anstatt des dumpfen Tones, welchen sie zu hören erwarteten, ein

scharfes Krachen, und es zeigte sich ein finsternes Loch, wo ein Stück dünnen, schalenartigen Stoffes abgefallen war. Auf einen zweiten Schlag von Guapo's Axt sank die ganze Seite ein. Es war keine Spur von Fleisch mehr vorhanden. Zwar Knochen – rein abgenagte Knochen, und dünne, harte Haut, aber kein Atom Fleisch.

»Tatou-Poyou!« bemerkte ruhig Guapo.

»Wie,« sagte Don Pablo, »ein Gürtelthier?« da er in den Worten Guapo's den indianischen Namen für eine der großen Arten des Armadills erkannte.

»Ja,« antwortete Guapo, »der Tatou-Poyou hat ihn ganz aufgefressen. Seht, da ist sein Loch.«

Don Pablo und Leon beugten sich über das Gerippe und konnten allerdings darunter ein großes Loch in der Erde sehen. In einer Entfernung von mehreren Fuß von dem Schweife befand sich noch ein zweites.

»Da ist es hineingegangen,« sagte Guapo, auf das zweite zeigend. »Es ist jetzt nicht mehr hier,« fuhr er fort, »nein, nein – es hat das ganze Fleisch gefressen und ist schon lange fort.«

Dies war klar, da das hohle Gerippe ganz trocken aussah und augenscheinlich schon seit einer guten Weile leer dalag.

Dieser Umstand erfreute Don Pablo, da er ihm Gelegenheit gab, sich von einer sehr merkwürdigen Gewohnheit der Gürtelthiere zu überzeugen. Diese Thiere gehören zu den besten Wühlern auf der Welt und können sich in Zeit von ein Paar Secunden in die Erde graben, aber da sie schlecht mit Zähnen versehen, einige sogar völlig

zahnlos sind, so können sie sich nur von sehr weichen Substanzen nähren. Faulendes Fleisch ist eine Lieblingsmahlzeit für sie, und um einer Leiche von der weichsten Seite beizukommen, wühlen sie sich unter dieselbe und gelangen von unten hinein, worauf sie ihre scheußliche Höhle selten eher verlassen, als bis sie dieselbe vollständig ausgeleert haben.

Die Rindenjäger gingen nun weiter, wobei Don Pablo viele Fragen über das Armadill that und Guapo antwortete, während Leon mit Interesse zuhörte. Guapo wußte viel von diesem merkwürdigen Geschöpfe, denn er hatte in seinem Leben gar manches Dutzend davon von ebensoviel verschiedenen Arten gesehen. Daß sie sich von Aas nähren, hatte keinen Einfluß auf Guapo's Magen, und es giebt sogar in Südamerika Weiße, die ebenso großen Geschmack an ihnen finden, wie die Indianer. Die Weißen machen jedoch einen Unterschied in den Arten, da sie glauben, daß einige die Pflanzennahrung mehr lieben, als andere. Es giebt in der Nachbarschaft der Niederlassungen einige, die den Kirchhöfen gelegentlich einen Besuch machen, und diese Arten finden nicht so viele Liebhaber. Sie fressen sämmtlich fast jede Art von weichem, fleischigem Abfalle und sind den Ameisen gefährlicher, als selbst die Ameisenfresser, da sie, anstatt, wie die Tamanoirs, ein kleines Loch in die Wand des Ameisenhügels zu machen und durch dieses die Ameisen selbst zu verzehren, einen großen Theil des Gebäudes selbst niederreißen und die Larven verschlingen. Die Ameisen lieben nun diese Larven mehr, wie ihr eigenes Leben, und

überlassen sich deshalb, wenn diese vernichtet sind, der Verzweiflung und geben es auf, das Gebäude auszubessern, sodaß der Regen hineindringt, die Colonie zerstört wird und sich zerstreut.

Daraus, daß das Thier sonderbare Stoffe frißt, folgt jedoch noch nicht, daß sein Fleisch schlecht sein müsse. Bei den fleischfressenden Thieren findet zuweilen gerade das Gegentheil Statt, und einige Thiere die sich ausschließlich von süßen und saftigen Pflanzenstoffen nähren, geben ein sehr bitteres Fleisch. In dieser Beziehung besteht durchaus keine feste Regel.

Das Fleisch des Gürtelthiers ein ausgezeichnetes Nahrungsmittel, dem Fleische des Ferkels nicht unähnlich, und wenn es nach der indianischen Art, dasselbe zuzubereiten, »in der Schaale gebraten« wird, so kommt es dem gebratenen Schweinefleische ganz gleich, wenn es dasselbe nicht sogar übertrifft.

Guapo nannte e nicht Armadill, sondern hatte verschiedene indianische Namen für die verschiedenen Arten desselben. Armadillo ist der spanische Name und bedeutet der keine Gerüstete, als Verkleinerungswort von *armado*, oder gerüstet. Dieser Name eignet sich ganz besonders für das Thier, da die harte, knochige Decke, welche den ganzen oberen Theil seines Körpers umschließt, die größte Aehnlichkeit mit den, in den Tagen des Cortez und des Ritterthums getragenen Panzerrüstungen hat.

Auf dem Kopfe findet sich der Helm, der Rücken ist durch einen Harnisch geschützt und selbst die Beine haben Schienen. Diese Rüstung ist natürlicherweise bei den

einzelnen Arten verschieden angebracht, und bei Allen findet sich zwischen den Fugen der Schuppen mehr oder weniger Haar.

Diese Punkte wurden von Guapo nicht berührt, wohl aber andere von gleichem Interesse. Er sagte, daß er viele verschiedene Arten kenne, von denen einige nicht größer als eine Ratte wären, andere so groß, wie ein ausgewachsenes Schaf; einige die langsame Schritte machten, andere, welche einen Mann überholen könnten; einige die platt wären und sich so flach niederkauern könnten, daß man sie kaum bemerkte (dies waren die Tatou-Poyous, die Art, welche den Hirsch ausgehöhlt hatte), und wieder andere, die hochrückig und fast kugelförmig seien. So lautete Guapo's Bericht über diese Thiere, die sich nur in den wärmeren Gegenden von Nord- und Südamerika vorfinden.

KAPITEL 5. EINE GÜRTELTHIERJAGD.

Unter Gesprächen dieser Art erreichten die Rindenjäger die Cinchonabäume, und nun hatte alle Unterhaltung über die Armadills ein Ende. Sie machten sich ernstlich an ihre Arbeit, die von größerer Wichtigkeit war, und unter Guapo's Axt lagen bald mehrere der Bäume im Staube.

Ein wenig seitwärts von der Stelle, wo diese Bäume standen, befand sich ein freier Platz. Sie hatten beim Herankommen an diesem Orte einen Flug Zamuros oder schwarze Geier um irgend einen Gegenstand versammelt gesehen. Es war der Körper eines zweiten Hirsches. Der

erste Axtschlag erschreckte die Vögel, und sie flatterten eine kleine Strecke weit fort. Da sie jedoch keine scheuen Vögel sind, sondern eher das Gegentheil, so kehrten sie bald zurück.

In diesem Allen, außer vielleicht dem Vorhandensein des todten Hirsches, lag nichts, was Erstaunen erregen konnte. Wodurch aber waren diese Thiere getödtet worden? Durch ein Raubthier nicht, denn dies würde sie verzehrt haben, wenn es nicht ein Puma gewesen wäre, der allerdings oft mehr tödtet, als er verzehren kann. Es war Don Pablo beigefallen, daß sie vielleicht durch die vergifteten Pfeile eines Indianers erlegt worden sein könnten. Dieser Gedanke beunruhigte ihn einigermaßen, da er nicht wußte, welche Art Indianer es sei – sie konnten befreundet oder feindlich gesinnt sein – und im letzteren Falle würden nicht allein seine sämtlichen Pläne vereitelt werden, sondern auch sein Leben, sowie das seiner Gesellschaft, in Gefahr stehen. Guapo konnte ihn in dieser Hinsicht nicht beruhigen, da er so lange von der großen Montanja fern gewesen war, daß er nicht wußte, wo die Stämme dieser Gegenden jetzt ihren Aufenthaltsort hatten. Diese Stämme wechseln oft ihre Wohnplätze. Er wußte, daß die Chunchos zuweilen weit nach Oben zu schweiften, und sie waren die gefährlichsten aller Indianer der Montanja – voll Haß gegen die Weißen, blutdürstig und rachgierig. Sie hatten mehrere Male die Niederlassungen und Missionsstationen zerstört. Wenn sich Chunchos im Walde aufhielten, so konnten sie auf Unannehmlichkeiten rechnen. Guapo glaubte nicht, daß

sich überhaupt Indianer in der Nähe befänden. Er würde dann schon früher Spuren derselben bemerkt haben, und er war seit ihrer Ankunft keine solchen gewahr geworden. Diese Versicherung des erfahrenen Indianers beruhigte Don Pablo wieder vollkommen, und sie sprachen nicht weiter von dem Gegenstande. Nach einiger Zeit wurde ihre Aufmerksamkeit wieder auf die Geier gelenkt. Diese schmutzigen Thiere waren zu dem Hirsche zurückgekehrt und eifrig mit Fressen beschäftigt, aber plötzlich sahen sie dieselben wie erschrocken auffliegen. Sie entfernten sich nicht weit – nur ein Paar Fuß, und standen mit ausgereckten Hälsen, auf das Aas blickend, da, als ob sich das, wodurch sie erschreckt worden waren, dort befinde.

Die Rindenjäger konnten nichts bemerken. Es war der bereits halb verzehrte Körper eines kleinen Hirsches, und kein Gegenstand, der größer gewesen wäre, als eine Mannshand, hätte sich dahinter verstecken können.

Die Zamuros hatten jedoch jedenfalls irgend Etwas gesehen, da sie sich sonst wohl kaum auf solche Art verhalten haben würden, und in dieser Ueberzeugung hielten die Rindenjäger mit ihrer Arbeit inne, um sie zu beobachten.

Nach einiger Zeit schienen die Vögel frischen Muth zu fassen, hüpfen zu dem Aase zurück und fingen wieder an, daran zu zerren. Im nächsten Augenblicke schracken sie wieder auf und flogen davon, diesmal jedoch nicht so weit, wie vorher, und dann kehrten sie Alle zurück

und flogen, nachdem sie eine Weile gegessen hatten, zum dritten Male davon.

Dies war äußerst geheimnißvoll, aber Guapo, der errieth, was es gab, lös'te das Räthsel.

»Tatou-Poyou!«

»Wo?« fragte Don Pablo.

»Dort Herr – dort in dem Thiere!«

Don Pablo schaute hin und konnte denn auch Etwas sich bewegen sehen. Es waren der Kopf und die Schultern eines Gürtelthieres. Es hatte sich eingewühlt und war durch den Körper des Hirsches heraufgekommen, so daß es die Geier auf dem halben Wege traf. Diese waren ohne Zweifel durch die geheimnißvolle Art, in welcher er auf die Bühne trat, erschreckt worden.

Sie überwandern jedoch bald ihre Furcht und kehrten zu ihrem Mahle zurück.

Das Gürtelthier – ein sehr großes – war jetzt in's Freie herausgekrochen und fuhr fort, zu fressen.

Die Zamuros beachtetten es eine Zeit lang nicht, da sie vielleicht glaubten, daß es, obgleich es durch die Hintertüre hereingekommen war, an diesem Orte ebenso viel Recht haben könne, wie sie. Ihre friedliche Haltung war jedoch nur von kurzer Dauer. Es ereignete sich Etwas, was ihre gute Laune trübte – ohne Zweifel eine stumme Beleidigung, denn die Rindenjäger hörten nichts. Vielleicht hatte das Tatou einen an die Beine gestoßen und mit der scharfen Kante seines Panzers gekratzt. Ob es sich so verhielt oder nicht, so entspann sich doch ein Kampf,

und das gepanzerte Thier wurde von sämmtlichen Geiern zugleich angegriffen.

Natürlicherweise griff er seinerseits nicht wieder an, sondern verhielt sich vollkommen defensiv, und dies konnte es dadurch thun, daß es nur die Beine einzog und sich platt auf die Erde legte. Nun war es nicht allein gegen die Schnäbel und schwachen Fänge eines Geiers vollkommen geschützt, sondern hätte auch selbst dem Königsadler Trotz bieten können.

Nachdem die Zamuros mit ihren Flügeln auf es losgeschlagen und mit ihren schmutzigen Schnäbeln nach ihm gehackt und es mit den Krallen gekratzt hatten, sahen sie, daß es Alles nichts nützte und standen ab. Wenn sie ihm aber auch keinen Schaden zufügen konnten, so konnten sie es doch daran hindern, noch mehr von dem Hirsche zu fressen, denn sobald es den Hals ausstreckte, sprangen mehrere Geier von Neuem auf es los, und würden es in den zarten Theilen desselben verwundet haben, wenn es nicht den Kopf schnell wieder eingezogen hätte. Als es einsah, daß sein Festmahl – wenigstens über der Erde – zu Ende war, streckte es plötzlich das Hintertheil in die Luft, und hatte sich in ein Paar Secunden in die Erde vergraben. Die Geier pickten auf es los, während es verschwand, aber die sonderbare Art seines Abganges wie seines Auftretens schien sie in Verwirrung zu bringen, und einige derselben standen mehrere Augenblicke mit verwunderungsvoll ausgestreckten Hälsen da.

Als diese Scene kaum ihr Ende erreicht hatte, ließen sich ein Paar neue Gürtelthiere sehen, welche von dem

entfernten Ende der Lichtung, und zwar von dem Rande eines Abgrundes, herkamen, da der Bach dicht daneben floß und das Bett desselben an dieser Stelle von Klippen eingeschlossen war. Dies waren zwei große Bursche, die hastig auf das Aas zueilten, um dort anzukommen, ehe es ganz verschwunden sein würde. Guapo konnte es nicht länger aushalten. Er hatte gebratenes Gürtelfleisch gekostet und sehnte sich nach mehr. Er war daher mit der Axt in der Hand augenblicklich unterwegs, um die neuen Ankömmlinge abzuschneiden. Don Pablo und Leon folgten ihm, um die Jagd mit anzusehen und beim Einfangen zu helfen.

Ogleich sich die Gürtelthiere nicht vor den Geiern fürchteten, so ergriffen sie doch, als sie die Jäger herankommen sahen, die Flucht und eilten auf den Abgrund los. Guapo sprang dem einen nach, während Don Pablo und Leon das andre verfolgten. Guapo holte das seinige bald ein, aber ehe er es packen konnte, hatte es sich bereits halb in die trockne Erde eingewühlt; Guapo erfaßte es jedoch am Schwanz und hielt es fest, und obgleich er es nicht herausziehen konnte, so war er doch entschlossen, daß es nicht tiefer kommen solle.

Das von Don Pablo verfolgte war dicht am Rande des Abgrundes angelangt, bevor er oder Leon ihm beikommen konnte. Dort stand es einen Augenblick still, als ob es im Zweifel sei, welches Verfahren es einschlagen solle. Don Pablo und Leon wünschten sich Glück dazu, es in die Enge getrieben zu haben, denn die steile Klippe war 50 Fuß hoch, sodaß es in dieser Richtung nicht weiter

kommen konnte, während sie sich ihm von zwei Seiten näherten und ihm den Rückzug abschnitten. Sie schritten vorsichtig heran, da sie sich jetzt am Rande befanden, wo eine rasche Bewegung nicht rathsam war. Beide beugten sich mit ausgestreckten Armen vorwärts, um ihre Beute zu ergreifen, da sie dieselbe bereits zuversichtlich in ihrer Gewalt zu haben glaubten. Man stelle sich daher ihr Erstaunen vor, als sie plötzlich sahen, wie sich das Thier zu einer Kugel zusammenballte und über die Klippe rollte.

Sie schauten hinab. Sie erblickten es am Boden und sahen, wie es sich, anscheinend unverletzt, wieder aufrollte, denn im folgenden Augenblicke schwänzelte es fort und versteckte sich zwischen den Felsen am Rande des Wassers.

Sie wendeten sich zu Guapo, der noch immer das seine am Schwanze hielt und nach Hilfe rief. Obgleich es nur erst halbeingegraben war, so wären sie doch alle drei nicht im Stande gewesen, es am Schwanze herauszuziehen. Dieses Glied würde nachgegeben haben, ehe sie das Thier hätten herauszerren können, was den Gürtelthierjägern nicht selten zustößt. Don Pablo packte jedoch den Schweif und hielt fest, bis Guapo mit seinem Beile die Erde gelockert hatte, worauf das Thier bald herausgeholt wurde. Ein Schlag Guapo's auf den Kopf machte der Sache ein Ende, und zuletzt wurde es wohlbehalten nach Hause gebracht und in der Schale gebraten.

KAPITEL 6. DAS OCELOT.

Don Pablo, Guapo und Leon setzten das Einsammeln der Rinde den ganzen Sommer hindurch fort. Sie gingen alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, in den Wald. Dieser Tag wurde als Ruhetag gefeiert, denn obgleich sie von der civilisirten Gesellschaft fern befanden, so hielten sie es doch nicht für weniger nöthig, Christen zu bleiben. Wenn sich an den Wochentagen die Anderen auswärts befanden, so waren Donna Isidora und die kleine Leona zu Hause nicht müßig, obgleich nicht ihre ganze Zeit durch die Küchenangelegenheiten in Anspruch genommen wurde. Sie hatten ihre eigene Industrie, die in ihren Folgen fast ebenso einträglich, wie das Rindensammeln, zu werden versprach. Dies war nichts Geringeres, als die Zubereitung von *Vanille*.

Als Don Pablo einige Tage nach der Ankunft im Thale ein, hinter dem cultivirten Stücke liegendes Gehölz untersuchte, bemerkte er, daß jeder Baum eine Schling- oder Schmarotzerpflanze von eigenthümlicher Art trug. Es war ein kleines, dem Epheu nicht unähnliches Schlinggewächs und mit Blumen von grünlichgelber, mit Weiß gemischter Farbe bedeckt. Don Pablo erkannte in dieser Schmarotzerpflanze eine der vielen Lianenarten, welche die köstliche, duftende Vanille hervorbringen. Ja, es war sogar die feinste Art – diejenige, welche die Franzosen *Leq Vanille* nennen, und der Umstand, daß jeder Baum eine Anzahl dieser Schmarotzerpflanzen, aber kein anderes

Rankengewächs hatte, führte Don Pablo auf den Schluß, daß sie von den Missionären angepflanzt worden seien.

Im Laufe des Sommers nahmen diese Vanillerranken ein anderes Aussehen an. Anstatt der Blumen erschienen lange, bohnenähnliche Kapseln. Diese Kapseln oder Schoten waren fast einen Fuß lang, obschon nicht stärker, als ein Schwanenkiel. Sie waren etwas abgeplattet, runzlig und von gelber Farbe und enthielten im Innern, anstatt der Kerne, eine fleischige Substanz, die eine ungeheure Menge, kleinen Sandkörnern ähnlichen Saamen enthielt. Diese Schoten sind die wohlriechende, so sehr geschätzte Vanille, die oft den ungeheuren Preis von 50 Dollars für das Pfund einträgt. Die Arbeit der Donna Isidora und Leona's bestand nun darin, diese zur Aufbewahrung herzurichten, und sie verstanden sich hierauf ganz ausgezeichnet.

Zuerst wurden die Schoten gesammelt, ehe sie ganz reif waren. Dann reihten sie dieselben an einen Faden, wobei sie Sorge trugen, denselben durch das, dem Stengel zunächst gelegene Ende zu ziehen. Hierauf wurde das Ganze auf einen Augenblick in kochendes Wasser getaucht, was ihm ein helleres Aussehen gab. Dann wurde der Faden von einem Baume zum andern gezogen und die, wie eine Reihe Lichte herabhängenden Schoten einige Stunden lang der Sonne ausgesetzt. Am folgenden Tage wurden sie leicht mit einer, in Oel getauchten Feder bestrichen und dann in die geölte Wolle des Baumwollenbaumes gewickelt, um zu hindern, daß sich die

Schoten öffneten. Nachdem sie ein Paar Tage lang in dieser Lage geblieben waren, wurde der Faden herausgezogen und durch das andere Ende gereiht, um sie verkehrt aufzuhängen. Dies geschah, um das Abfließen einer klebrigen Flüssigkeit aus den Stengelenden herbeizuführen, und um dieses Abfließen zu befördern, wurden die Schoten mehrere Male leicht zwischen den Fingern gedrückt. Jetzt wurden sie trocken und runzlig. Sie waren außerdem zur Hälfte ihrer ursprünglichen Größe zusammengeschrumpft und hatten ihre Farbe in ein röthliches Braun verändert. Nach einer erneuerten leisen Bestreichung mit der geölten Feder war die Vanille für den Markt fertig. Jetzt blieb weiter nichts zu thun übrig, als sie in kleine Kästen zu packen, die bereits aus den Blättern einer Palmenart angefertigt worden waren.

Auf diese Art verbrachten Donna Isidora und ihre Tochter die Zeit, und ehe der Sommer vorüber war, hatten sie den Reichthum unserer Verbannten beträchtlich erhöht.

Obgleich diese Beiden immer in der Nähe des Hauses blieben, so hatten sie doch auch ihre Abenteuer, von denen ich eins erzählen will. Dasselbe ereignete sich, während sie mit ihrer Vanillenernte beschäftigt waren. Leona machte sich unter dem Vordache mit den Vanilleschoten zu schaffen. Sie hatte eine große Nadel und einen Faden von Palmenblattfasern, womit sie die langen Schoten anreihete, während ihre Mutter im Hause einige bereits getrocknete einpackte.

Leona ruhte einen Augenblick aus und schaute über das Wasser hinweg, wobei sie plötzlich ausrief:

»Mama – Mama! Komm heraus und sieh die schöne Katze!«

Bei diesem Ausrufe sprang Donna Isidora mit einem unbehaglichen Gefühle auf. Ihr Unbehagen wurde durch das Wort Katze hervorgerufen. Sie fürchtete, daß das, was das unschuldige Kind für eine schöne Katze gehalten hatte, möglicherweise der gefürchtete Jaguar sein könne. Sie eilte sogleich aus dem Hause und blickte nach der von Leona angedeuteten Richtung. Dort befand sich allerdings auf der anderen Seite des Wassers ein geflecktes Thier, das in der Entfernung einer Katze sehr ähnlich sah, aber Donna Isidora erkannte auf den ersten Blick, daß es ein viel größeres Thier sei. In der Farbe und Zeichnung glich es einem Jaguar. Donna Isidora glaubte jedoch, daß es nicht so groß sei, als dieses Thier, und dies gab ihr einigermaßen ihre Ruhe wieder. Als sie es zuerst erblickten, befand es sich dicht am Rande des Wassers, als ob es dorthin gekommen wäre, um zu saufen, und Donna Isidora hoffte, daß es wieder fortgehen würde, wenn es seinen Durst gestillt hätte. Zu ihrer Bestürzung sah sie es jedoch in das Wasser springen und geradewegs auf das Haus zuschwimmen.

Sie ergriff voll Schrecken Leona's Hand und zog sich in's Innere zurück. Sie schloß die Thür und verriegelte sie, aber welchen Schutz konnte dies gewähren, wenn es ein Jaguar war? Ein solches Thier konnte durch die

schwache Bambuswand stürzen, oder die Thür mit seinen großen Tatzen in einem Augenblicke in Stücke reißen.

»Wenn es ein Jaguar ist,« dachte sie, »so sind wir verloren.«

Donna Isidora war eine muthvolle Frau. Sie faßte den Entschluß, ihr Leben und das ihrer Tochter auf's Aeußerste zu vertheidigen. Sie sah sich im Hause nach einer Waffe um. Die Pistolen Don Pablo's hingen an der Wand. Sie wußte, daß dieselben geladen waren. Sie nahm sie herab, sah nach den Steinen und dem Zündkraute und stellte sich dann an einer Stelle auf, wo sie durch die Spalten zwischen dem Bambus sehen konnte. Die kleine Leona blieb an ihrer Seite, obgleich sie wußte, daß sie bei einem Kampfe mit einem blutgierigen Jaguar keinen Beistand leisten konnte.

Jetzt war das Thier über den Bach geschwommen, und sie konnte sehen, wie es an's Ufer sprang und auf das Haus zukam. Nach wenigen Secunden befand es sich dicht am Vordache, wo es Halt machte, um zu recognosciren. Donna Isidora sah es ganz deutlich und hätte jetzt eine gute Gelegenheit gehabt, auf dasselbe zu schießen, wollte aber den Kampf nicht anfangen. Vielleicht ging es weg, ohne zu versuchen, in das Haus zu dringen. Um seine Aufmerksamkeit nicht zu erregen, blieb sie ganz still, nachdem sie Leona ermahnt hatte, ein Gleiches zu thun.

Es war kein großes Thier, obgleich es grimmig genug aussah, um Furcht einzuflößen. Seine Tiger-Augen, sowie die weißen Zähne, welche es von Zeit zu Zeit zeigte,

waren ein keineswegs angenehmer Anblick. Seine Größe war jedoch nicht so beträchtlich, und Donna Isidora wußte, daß der Jaguar ein großes Thier ist; aber es giebt auch eine kleinere Art des Jaguars.

Nachdem das Thier einen Augenblick Halt gemacht hatte, wendete es sich zur Seite und ging dann in einem langxamen Trabe um das Haus. Von Zeit zu Zeit blieb es stehen und blickte nach dem Gebäude, als ob es eine Oeffnung suche, durch welche es hineingelangen könne. Donna Isidora folgte ihm im Innern ringsum. Die Wände waren so offen, daß sie alle seine Bewegungen beobachten konnte, und sie hielt sich mit einem Pistole in der Hand auf den Angriff bereit. Sie war entschlossen, im Augenblicke zu feuern, wo es Miene machen würde, gegen das Bambusgeflecht zu springen.

Neben dem Hause stand in der Entfernung von wenigen Schritten das Maulthier. Das Pferd war mit in den Wald genommen und das Maulthier allein zurückgelassen worden. Das Thier war an einen Baum gebunden, der es gegen die Sonne schützte. Sobald das Raubthier ganz um das Haus gelangte, wurde es das Maulthier gewahr, das nun seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Letzteres war bei seinem Anblick zusammengefahren und an der Halfter ein Stück weiter gesprungen, als ob es über die Erscheinung heftig erschrocken wäre.

Es war die Frage, ob das Raubthier jemals ein Maulthier gesehen habe. Wahrscheinlich nicht, denn es schlich halb unschuldig und halb wie in der Absicht, einen Angriff zu machen, herbei, bis es sich dicht an den Hufen

des letzteren befand. Es hätte keine bessere Stellung einnehmen können, um einen tüchtigen Schlag zu bekommen, und diesen erhielt es denn auch, denn gerade in jenem Augenblicke schlug das Maulthier mit beiden Hufen aus und traf es in die Rippen. Die im Hause Befindlichen vernahmen einen starken dumpfen Schall, und Donna Isidora, die noch immer durch die Fugen schaute, hatte das Vergnügen, das gefleckte Thier die Flucht ergreifen und davonlaufen zu sehen. Es hielt nicht einmal inne, um sich umzusehen, sondern sprang, nachdem es den Rand des Wassers erreicht hatte, hinein und schwamm nach dem jenseitigen Ufer. Sie konnten es auf der andern Seite herausklettern sehen, worauf es mit furchtsamer und niedergeschlagener Miene davon trabte und zwischen den Palmbäumen verschwand.

Donna Isidora wußte, daß es auf Nimmerwiedersehen fortgegangen war, und da sie jetzt keine Furcht weiter hegte, so fuhr sie in ihrer Arbeit fort. Vorher trug sie jedoch eine gute Portion Murumuru-Nüsse hinaus und gab sie dem Maulthiere, indem sie ihm die Nase streichelte und ihm für den Dienst dankte, den es ihnen erwiesen hatte.

Als Don Pablo und die Uebrigen zurückkehrten, wurde das Abenteuer natürlicherweise erzählt, aber nach der, von dem Thiere gegebenen Beschreibung glaubte weder Don Pablo noch Guapo, daß es der Jaguar gewesen sein könne. Es war zu klein dazu. Außerdem würde sich ein Jaguar nicht von dem Maulthiere haben einschüchtern

und forttreiben lassen. Er würde es größerer Wahrscheinlichkeit nach getödtet und dessen Körper über den Bach geschleppt, oder vielleicht in das Haus gebrochen sein und größeres Unheil angerichtet haben.

Das Thier war ohne Zweifel das Ocelot, das gleichfalls gefleckt, oder vielmehr mit den augenartigen Rosetten gezeichnet ist, woran man das Fell des Jaguars erkennt. Es giebt in der That in den Wäldern der Montanja eine große Anzahl von Thieren aus dem Katzengeschlechte, von denen einige wie der Tiger gefleckt, andere wie der Leopard gestreift und noch andere am ganzen Körper von gleicher Farbe sind. Sie gehören natürlicherweise Alle zu den Raubthieren, aber mit Ausnahme des Jaguars und des Puma greift keins derselben den Menschen an. Einige der Anderen wehren sich, wenn sie in die Enge getrieben werden, verzweifelt, was die gemeine wilde Katze unter ähnlichen Umständen unfehlbar auch thun würde, aber die größten derselben pflegen den Menschen in Ruhe zu lassen, wenn ihnen selbst nichts geschieht. Anders verhält es sich mit dem Jaguar, der Menschen und Thiere angreift und sie tödtet, wenn er nicht selbst überwältigt wird.

Der Jaguar oder die Unze, wie er zuweilen heißt, der von den meisten spanischen Amerikanern Tiger genannt wird, ist die größte und blutdürstigste aller amerikanischen Katzen. In Hinsicht auf diese Eigenschaften nimmt er die dritte Stelle ein, da der Löwe und der Tiger des östlichen Continents den Vorrang vor ihm haben. Man hat Exemplare des Jaguars von gleicher Größe mit dem

asiatischen Tiger gesehen, aber die Durchschnittsgröße des amerikanischen Thieres ist viel geringer. Er ist jedoch stark genug, um einen todten Ochsen oder ein Pferd nach seinem Lager – oft eine Viertelmeile weit – zu schleppen, was schon häufig beobachtet worden ist.

Der Jaguar findet sich in allen Tropenländern des spanischen Amerika und wird öfter Tiger als Jaguar genannt. Dies ist ein falsch angewendeter Name, denn obschon er sowohl in der Gestalt, als auch in seinen Gewohnheiten große Aehnlichkeit mit dem Tiger hat, so sind doch die Auszeichnungen seines Felles ganz verschieden. Der Tiger ist gestreift, während sich das Schwarz des Jaguars in schönen augenförmigen Rosetten zeigt. Der Leopard gleicht dem Jaguar mehr als jedes andere Thier, und auch der Panther und das Chita (der Jagdleopard) des östlichen Continents sind ihm ähnlich. Bei näherer Untersuchung findet man die Auszeichnung des Jaguars von derjenigen aller dieser Thiere sehr verschieden. Die dunklen Stellen bei den Thieren der alten Welt sind einfache Flecken oder schwarze Ringe, während die der amerikanischen Art aus Ringen mit einem einzigen Flecke in der Mitte bestehen, was Augen bildet, die nach außen zu Rosetten gleichen.

Die Jaguars finden sich nicht immer von gleicher Farbe. Einige haben ein orangegelbes Fell, und diese sind die schönsten. Andere haben eine hellere Farbe, und es sind Thiere erlegt worden, die fast ganz weiß waren. Aber es giebt einen schwarzen Jaguar, den man für eine besondere Art hält. Er ist größer und grausamer, als die Anderen,

und findet sich in den heißesten Theilen der großen Montanja. Sein Fell ist nicht ganz pechschwarz, sondern tief kastanienbraun, und bei genauerer Untersuchung kann man sehen, daß die Flecken auf demselben rein schwarz sind. Diese Art wird von den Bewohnern jener Länder mehr gefürchtet, als die anderen, und man sagt, daß er den Menschen überall angreift, wo er ihn antrifft.

Der Jaguar übt in den Wäldern Südamerika's eine unbestrittene Herrschaft aus. Alle anderen Thiere fürchten ihn und fliehen vor ihm. Sein Gebrüll bringt Schrecken und Verwirrung unter den belebten Wesen hervor und treibt sie nach allen Seiten in die Flucht. Der Indianer hört es nie ohne ein Gefühl der Furcht, und dies ist nicht zu verwundern; denn es vergeht kein Jahr, wo nicht eine Menge derselben dem wilden Blutdurste dieses Thieres zum Opfer fallen.

Es giebt unter ihnen jedoch Männer, die im Einzelkampfe mit dem Jaguar fertig werden können – Jaguarjäger von Beruf, die nicht fürchten, das grimmige Thier selbst in seinen Schlupfwinkeln anzugreifen. Sie verlassen sich nicht auf Feuerwaffen, sondern auf einen spitzi-gen Speer. Mit diesem erwarten sie seinen Angriff und durchbohren das Thier mit unfehlbarer Gewandtheit, wenn es herankommt. Wenn ihr erster Stoß fehlen sollte, so befinden sie sich in einer gefährlichen Lage, obschon noch nicht alle Hoffnung verloren ist. Sie tragen am linken Arme eine Art von Schaffell. Dieses wird vorgehalten und gewöhnlich von dem Jaguar gepackt, und während

er sich damit beschäftigt, gewinnt der Jäger Zeit zu einem zweiten Stoße, der selten seinen Zweck verfehlt.

Die Jaguars werden aus vielen Gründen getödtet. Ihr schönes Fell bringt mehrere Dollars ein, und außerdem ist an vielen Orten ihrer räuberischen Gewohnheiten wegen ein Preis auf ihren Kopf gesetzt. Tausende werden jedes Jahr erlegt, aber trotzdem scheint ihre Menge nicht abzunehmen. Die Einführung der großen Säugethiere in Amerika hat ihnen vermehrte Nahrung geliefert, und an vielen Orten, wo es Heerden halbwilder Rinder giebt, soll die Menge der Jaguars größer sein als früher. Für Denjenigen, der in einem Lande lebt, wo so gefährliche Thiere unbekannt sind, ist es schwierig zu glauben, daß sie soviel Einfluß auf den Menschen ausüben, um zu verhindern, daß er sich an einer besonderen Stelle niederläßt, und dennoch ist dies der Fall. In vielen Theilen von Südamerika sind nicht allein Pflanzungen, sondern ganze Dörfer nur aus Furcht vor den Jaguars verlassen worden.

KAPITEL 7. EINE JAGUARFAMILIE.

Bis jetzt hatte noch niemand von den Verbannten Spuren oder Zeichen des furchtbaren Jaguars gesehen, und Don Pablo fing an zu glauben, daß es in diesem Theile des Landes keine gäbe. Er wurde jedoch nicht lange in diesem Glauben gelassen, denn es ereignete sich kurz darauf ein Vorfall, welcher bewies, daß wenigstens ein Paar dieser blutdürstigen Familie nicht fern sei. Es war gegen das Ende des Sommers, und sie hatten sämtliche Cinchonabäume auf der Seite des Baches, wo das

Haus stand, gefällt und geschält. Es wurde deßhalb nöthig, über den Bach zu gehen, um andere aufzusuchen. Es waren auch auf der entgegengesetzten Seite zahlreiche Manchas gesehen worden, und diesen wendeten die Cascarilleros jetzt ihre Aufmerksamkeit zu. Sie gelangten natürlicherweise dadurch zu denselben, daß sie über die Baumbrücke gingen und dann am jenseitigen Ufer stromaufwärts zogen.

Sie waren in dieser neuen Gegend mehrere Tage lang an der Arbeit gewesen und sammelten die Rinde Centnerweise.

Eines Tages waren Guapo und Leon allein gegangen – Guapo, um, wie gewöhnlich, die Bäume zu fällen, und Leon, der jetzt ein erfahrener Rindenschäler war, um das Scalpirmesser zu führen. Don Pablo war, mit Arbeit in dem großen Magazine beschäftigt, zu Hause geblieben, da es dort mit Packen und Aufspeichern viel zu thun gab.

Nach ein Paar Stunden sah man Guapo allein zurückkehren. Er hatte den Stiel seiner Axt zerbrochen, und da er zu Hause mehrere vorrätig besaß, so war er zurückgegangen, um sich einen zu holen.

Leon hatte seine Aufgabe an den bereits von Guapo gefälltten Bäumen beendet, und da er in der Nähe keinen guten Sitz fand, so war nach dem, weiter oben auf dem Hügel gelegenen Abhange gegangen und hatte sich auf eins von den Felsstücken an dessen Fuße niedergesetzt. Hier unterhielt er sich mit der Beobachtung der Papageien und Pfeffervögel, die über ihm in den Bäumen umherflatterten.

Er bemerkte, daß sich gerade neben ihm ein großes Loch oder eine Höhle in der Klippe befand. Er konnte von seinem Platze aus bis an deren Ende sehen, aber die Neugierde veranlaßte ihn, zu der Mündung derselben zu gehen und sie näher zu untersuchen. Als er dies that, hörte er ein Geräusch, das dem Miauen einer Katze nicht unähnlich war. Es kam augenscheinlich aus der Höhle und erhöhte sein Verlangen, hineinzusehen. Er steckte den Kopf in die Oeffnung und bemerkte dort in einer Art Nest auf dem Grunde der Höhle zwei Thiere, die gerade wie gefleckte junge Katzen, nur etwas größer, aussahen. Sie waren ungefähr halb so groß, wie ausgewachsene Katzen.

»Zwei schöne Thiere,« sagte Leon bei sich, »es sind gewiß die Jungen einer wilden Katze – das ist klar. Nun, wir brauchen zu Hause eine Katze sehr nöthig. Warum sollten diese deren Stelle nicht vertreten können, wenn sie im Hause aufgezogen würden? Ich bin gut dafür, daß sie zahm genug werden würden. Ich weiß, daß sich die Mutter eine Katze wünscht. Ich habe gehört, wie sie es sagte. Ich werde sie angenehm überraschen, wenn ich diese beiden mit nach Hause nehme – die schönen Tiere!«

Leon kletterte ohne ein weiteres Wort hinauf, bemächtigte sich der beiden gefleckten Thiere und kehrte mit ihnen aus der Höhle zurück. Es waren augenscheinlich sehr junge Geschöpfe, aber trotzdem knurrten und fauchten sie und versuchten, seine Hände zu zerkratzen, aber Leon war kein Knabe, der sich vor Kleinigkeiten fürchtete, und nachdem er unter jeden Arm eingenommen hatte,

machte er sich in Triumphe auf, da er beabsichtigte, sie geradewegs nach dem Hause zu tragen.

Guapo war vor dem Hause damit beschäftigt, einen neuen Stiel an seine Axt zu machen.

Don Pablo befand sich bei seiner Arbeit im Magazine. Donna Isidora und die kleine Leona besorgten Etwas unter dem Vordache. Alle waren auf irgend eine Art fleißig. Gerade da drang eine Stimme zu ihren Ohren, welche sie Alle veranlaßte, in ihrer Arbeit innezuhalten und aufzublicken. Es war die Stimme Leon's, die von der anderen Seite des Sees, wo sie ihn Alle mit einem seltsamen Gegenstande unter jedem Arme stehen sahen, herüber schallte.

»Hollah,« rief er, »sehen Sie, Mama! Schauen Sie, was ich gefangen habe! Ich habe Ihnen ein Paar Katzen mitgebracht, – es sind schöne Thiere, nicht wahr?« und bei diesen Worten hielt er die beiden gelben Körper vor sich hin.

Don Pablo wurde blaß, und selbst die kupferfarbige Wange Guapo's erbleichte bei dem Anblicke. Obgleich sie sich in einiger Entfernung befanden, hatten sie dieselben doch auf den ersten Blick erkannt. *Es waren junge Jaguars.*

»Mein Gott!« rief Don Pablo mit fast vom Schreck erstickter Stimme. »Mein Gott, der Knabe ist verloren!« und bei diesen Worten warf er einen besorgten Blick auf den oberen Rand des Sees.

»Lauft, junger Herr!« schrie Guapo, »lauft um Euer Leben! Schnell nach der Brücke – nach der Brücke!«

Leon schien überrascht zu sein. Er erkannte aus den Worten Guapo's und den dringenden Geberden der Uebrigen, daß eine Gefahr drohe – aber von wo? Warum sollte er laufen? Er konnte es nicht begreifen. Er zögerte, und würde vielleicht länger gezögert haben, wenn ihm nicht sein Vater, als er seine Unentschlossenheit bemerkte, mit lauter Stimme zugerufen hätte:

»Lauf Junge, lauf! die Jaguars sind hinter dir!«

Diese Worte setzten Leon erst in den Stand, seine Lage zu begreifen, und er eilte augenblicklich, so schnell er konnte, auf die Brücke zu.

Don Pablo hatte, während er sprach, die Jaguars nicht gesehen, aber seine Worte waren prophetisch und gingen schnell in Erfüllung. Sie waren kaum ausgesprochen worden. als sich auch schon am oberen Ende des Sees zwei aus dem Gebüsche brechende gelbe Körper zeigten. Es konnte in Bezug auf sie keine Täuschung stattfinden. Ihre orangegelben Weichen und gefleckten Seiten waren deutliche Kennzeichen. *Es waren Jaguars!*

Ein Paar Sätze brachten sie an den Rand des Wassers, und man sah sie den Weg einschlagen, welchen Leon eben zurückgelegt hatte. Sie folgten mit Hilfe der Nase, wobei sie zuweilen anhielten, zuweilen an einander vorbeischoßen, und das Schlagen ihrer Schweife, sowie ihre schnellen, energischen Bewegungen zeigten, daß sie wüthend und im höchsten Grade aufgereggt waren. Jetzt verschwanden sie hinter den Stämmen der Palmen und im nächsten Augenblicke schoßen ihre glänzenden Körper wieder wie Blitzstrahlen hervor.

Donna Isidora und die kleine Leona schriegen vor Schrecken laut auf, Don Pablo rief mit dumpfer Stimme ermunternde Worte. Guapo ergriff seine Axt, mit deren neuem Stiele er glücklicherweise fertig war, und lief am Ufer auf die Brücke zu. Don Pablo folgte mit seinen Pistolen, die er hastig ergriffen hatte.

Während kurzer Zeit herrschte auf beiden Seiten des Baches Schweigen. Guapo befand sich Leon gegenüber, während Beide liefen. Der Bach wurde schmaler wo er sich der Schlucht näherte, und Leon und Guapo konnten einander sehen und jedes Wort deutlich vernehmen. Jetzt rief Guapo:

»Laßt Einen fallen! Junger Herr – nur *Einen!*«

Leon hörte dies und begriff, was gemeint war. Bis zu diesem Augenblicke hatte er nicht daran gedacht, von seinen »Katzen« zu trennen, – kurz es war nicht geschehen, weil es ihm gar nicht eingefallen war. Jetzt warf er jedoch bei den Worten Guapo's einen der keinen Jaguars zur Erde, ohne nachzusehen, wohin er fiel. Er lief weiter. und hörte nach ein Paar Secunden Guapo wieder rufen:

»*Jetzt den Andern!*«

Leon ließ den zweiten fahren, und lief noch immer auf die Brücke zu.

Es war gut, für ihn, daß er die Thiere hatte fallen lassen, sonst würde er jene Brücke niemals erreicht haben. Als der erste fiel, waren die Jaguars kaum zwanzig Schritte hinter ihm. Sie hätten ihn sehen können, wenn nicht zum guten Glücke das Schilf und Gebüsch den Verfolgten vor den Verfolgern verborgen hätten.

Als sie das Junge erreichten, das zuerst weggeworfen worden war, machten Beide Halt und schienen es zu lecken und zu liebkosen. Sie blieben nur einen Augenblick bei demselben. Einer trennte sich eher als der andre, ohne Zweifel das Weibchen, das ihr zweites Kind suchte. Kurz darauf folgte der zweite, und beide setzten auf der Fährte die Verfolgung fort. Ein Paar Sprünge brachten sie zu dem Orte, wo das zweite Junge lag, und hier machten sie wieder Halt, um dieses ebenso wie das Andre zu liebkosen.

Don Pablo und Dona Isidora, die dies Alles von der entgegengesetzten Seite mit ansahen, hofften, daß die Jaguars, nachdem sie ihre Jungen wieder bekommen hätten, die Jagd aufgeben und dieselben forttragen würden. Hierin täuschten sie sich jedoch. Der amerikanische Tiger hat einen ganz andern Charakter. Wenn er einmal in Wuth gebracht ist, so verfolgt er die Rache mit unermüdlicher Beharrlichkeit. Dies zeigte sich auch hier. Nachdem sich Beide einen Augenblick bei dem zweiten Jungen aufgehalten hatten, verließen sie dasselbe und sprangen auf dem Wege vorwärts, der, wie sie wußten, von Demjenigen eingeschlagen worden war, der sie beraubt hatte.

Jetzt hatte Leon die Brücke erreicht – er war darüber hinweggegangen und wurde von Guapo vom Ende derselben heruntergehoben. Letzterer sprach kaum ein Wort und sagte Leon nur, daß er nach dem Hause eilen solle. Er selbst hatte eine andre Aufgabe zu erfüllen, als zu fliehen. Er wußte, daß die Brücke keinen Schutz gewähren

würde. Die Jaguars konnten wie Eichhörnchen darüber hinlaufen, und dann –

Guapo überlegte nicht länger, sondern bückte sich über den dicken Stamm und griff ihn mit seiner Axt an. Es war seine Absicht, denselben von der Klippe herabzuwerfen.

Er schwang die Axt mit allen Kräften. Jede Muskel seines Körpers war in Thätigkeit. Ein Schlag folgte auf den andern. Der Stamm knisterte bereits, da zeigte sich zu seinem Entsetzen der vorderste der Jaguars auf der andern Seite! Er ließ sich nicht entmuthigen. Die Axt sank wieder und immer wieder – der Jaguar ist am Ufer – er ist auf die Wurzel des Baumes gesprungen! Er hält einen Augenblick inne – ein neuer Axthieb – der Jaguar springt auf den Stamm – seine Krallen rasseln die Rinde entlang – er ist zur Hälfte über den Abgrund! Noch ein Schlag – der Stamm kracht – es ertönt ein Prasseln, er gleitet von der Klippe – er ist verschwunden! Sowohl der Baum als auch der Jaguar ist hinab gestürzt auf die scharfen Felsen des schäumenden Bergstroms.

Ein lauter Ruf des Indianers verkündete seinen Triumph. Aber er war noch nicht vollständig. Es war der weibliche Jaguar, der kleinere, den er hinabgestürzt hatte. Der männliche blieb noch immer übrig und war bereits am jenseitigen Rande des Abgrundes.

Er war gerade zur rechten Zeit herbeigestürzt, um sein Weibchen in der Tiefe verschwinden zu sehen. Er erblickte Alles, was vorging, und schien es zu verstehen. Seine

Augen glühten von erneuter Wuth. Sein Blick verkündete Rache und seine Haltung Entschlossenheit.

Er überschaute einen Augenblick lang den breiten Abgrund, der ihn von seinen Feinden trennte. Er schien die Entfernung mit den Augen zu messen, Wuth und Verzweiflung machten ihn kühn. Er hatte seine treue Gefährtin verloren und war entschlossen, sie zu rächen.

Man sah ihn ein Paar Schritte vom Rande des Abgrundes zurücklaufen, sich plötzlich umwenden und zum Sprunge ansetzen.

Für den, der sich außer Gefahr befunden hätte, würde es ein schöner Anblick gewesen sein, das Spiel seiner glänzenden Weichen in diesem Augenblicke zu beobachten, aber dies war mit Guapo nicht der Fall. Er stand mit der Axt in der Hand am andern Ufer bereit, ihn zu empfangen.

Der Indianer brauchte nicht lange zu warten. Der Jaguar warf mit einem kühnen Sprunge seinen Körper in die Luft und flog wie ein Blitz nach dem andern Ufer binüber. Nur seine Vorderfüße erreichten dasselbe, und seine Krallen hakten sich fest in den Felsen ein. Der Rest seines Körpers hing an der Klippe herunter.

Im nächsten Augenblicke würde er aufgesprungen sein, und dann Wehe seinem Gegner; aber dieser Augenblick wurde ihm nicht gestattet, denn als er kaum den Felsen berührt hatte, sprang der Indianer vorwärts und schlug mit der Axt nach seinem Kopfe. Der Hieb war nicht gut gezielt, da der Jaguar, obgleich durch denselben betäubt, sich noch immer an der Klippe festhielt. Guapo

machte sich zu einem zweiten Schlage bereit, kam ihm aber dabei zu nahe, und im folgenden Augenblicke hatten die großen Krallen des Tigers seinen Fuß erfaßt.

Es ist schwer zu sagen, was der Ausgang hätte sein können. Vielleicht würde Guapo hinuntergerissen worden sein, und das wäre gewisser Tod gewesen. Aber in diesem Augenblicke streckte sich eine Hand zwischen den Beinen Guapo's hindurch – die Mündung eines Pistols zeigte sich dicht am Kopfe des Jaguars – ein lauter Knall hallte durch die Schlucht, und als sich der Rauch verzog, war der Jaguar nicht mehr zu sehen!

Guapo wurde mit gefährlich zerfleisctem Fuße von der Klippe zurück in die Arme Don Pablo's gezogen.

KAPITEL 8. DAS FLOSS.

Dies war der aufgeregteste Tag, welchen sie seit ihrer Ankunft in der Montanja verlebt hatten, und in Betracht des Resultates war es gut, daß das Ereigniß stattfand. Es hatte sie von ein Paar schlimmen Nachbarn befreit, aus denen bald vier geworden wären und die über kurz oder lang das Leben einiger aus der Gesellschaft gefährdet haben würden. Guapo war der Meinung, daß sie, wenigstens auf einige Zeit, nichts von Jaguars zu befürchten hätten. Es war nicht wahrscheinlich, daß sich ein zweites Paar in der Nachbarschaft aufhielt, obgleich in Folge der umherschweifenden Gewohnheiten dieses Thieres bald neue erscheinen konnten, und es wurde für das Beste gehalten, immer so zu handeln, als ob bereits einige in der Gegend wären.

Die Jungen wurden beseitigt. Man hielt es nicht für rathsam, sie als Katzen aufzuziehen. Dies wurde nach dem, was sich zugetragen hatte, selbst von Leon für ein gefährliches Experiment – für zu gefährlich, um versucht zu werden, erklärt. Sie befanden sich noch immer auf der anderen Seite des Baches, und die Brücke war jetzt verschwunden. Wenn sie sich selbst überlassen blieben, so würden sie ohne Zweifel umgekommen sein, da es noch sehr junge Thiere waren. Sie wären vielleicht von irgend einem fleischfressenden Thiere – Wolf, Coati, Adler oder Geier – oder von den Ameisen verzehrt worden. Aber dies sollte nicht ihr Schicksal sein. Guapo schwamm hinüber und erdrosselte sie. Dann band er sie zusammen, schlang sie über die Schulter und brachte sie mit herüber um sie als Merkwürdigkeit zu zeigen. Außerdem hatte Guapo noch Absichten auf ihr Fell.

Nicht lange darauf fand sich ein besseres Schooßthier als sie, und dies war ein schöner kleiner Saimiri-Affe von der Größe eines Eichhörnchens, welchen Guapo und Leon eines Tages im Walde fingen. Sie hörten beim Vorübergehen einen Lärm, und als sie darauf zugingen, erblickten sie auf einem Zweige eines niedrigen Baumes ziemlich ein Dutzend kleiner Affen, die mit verschlungenen Schwänzen zu einem Haufen zusammengedrängt waren, als ob sie sich warm halten wollten. Fast noch ein zweites Dutzend lief winselnd umher und versuchte anscheinend, zwischen die Uebrigen zu kommen. Guapo und Leon sprangen schnell auf sie los, und es gelang ihnen, drei

bis vier zu fangen, ehe sich die Thiere losmachen konnten; aber es blieb nur eins davon am Leben, und dies wurde ein allgemeiner Liebling. Es war ein schönes kleines Geschöpf – ein echter Saimiri oder Eichhörnchenaffe, welchen man auch Titi nennt. Sein seidenartiges Fell war von tief olivengrüner Farbe und seine schönen großen Augen drückten Furcht wie Freude aus, füllten sich bald mit Thränen, bald heiterten sie sich wieder auf – gerade wie die eines Kindes.

Unsere Rindenjäger setzten den Sommer hindurch ihre Arbeit ohne Unterbrechung fort, und in Folge der großen Anzahl der Cinchona-Bäume und ihrer Nähe beim Hause waren sie im Stande, einen bedeutenden Vorrath aufzuhäufen. Sie arbeiten so fleißig, wie die Bienen.

Obgleich es diesem Waldleben nicht an Freuden und Abwechslung fehlte, so fing es doch an, sowohl Don Pablo als auch Donna Isidora sehr lästig zu werden. Das Leben in der Wildniß mit seinen rauhen Sorgen und einfachen Genüssen mag für Diesenigen eine Zeitlang angenehm sein, die es aus Liebhaberei aufsuchen, oder die beabsichtigen, als Colonisten etwas Dauerndes darauf zu begründen. Aber weder Don Pablo noch seine Gattin hatten jemals an Colonisation gedacht. Für sie war ihre gegenwärtige Beschäftigung die Folge des Zufalles und der Nothwendigkeit. Ihre Neigungen und Wünsche waren anderer Art. Sie sehnten sich danach, in's civilisirte Leben zurückzukehren, und obgleich gerade das Mißgeschick, welches sie in die Wildniß hinausgetrieben, ihnen auch

die Gelegenheit zur Erwerbung eines Vermögens zugeführt hatte, so ist es doch wahrscheinlich, daß sie dieselbe unbenutzt gelassen haben würden, wenn sie nicht gewußt hätten, daß es ihnen bei ihrer Armuth in jeder Stadt, wohin sie sich wendeten, noch schlimmer ergangen sein würde. Aber noch ehe das erste Jahr um war, sehnten sie sich danach, zur Civilisation zurückzukehren, und dieser Wunsch war sehr natürlich. Außer der bloßen Einförmigkeit der Wildniß übten indeß noch andere Ursachen Einfluß auf sie. Ihr und ihrer Kinder Leben wurde fortwährend durch Jaguars, Pumas und giftige Schlangen gefährdet. Selbst der Mensch konnte jeden Augenblick als ihr Feind erscheinen. Bis jetzt hatten sie noch keinen Indianer – selbst noch nicht die Spur eines solchen erblickt. Aber darin lag nichts Sonderbares. In den verwachsenen und undurchdringlichen Wäldern der großen Montanja können zwei Indianerstämme jahrelang in der Entfernung von weniger als einer Stunde von einander leben, ohne daß der eine von dem Dasein des anderen etwas erfährt. Es findet kaum irgend eine Art von Verkehr Statt, und es werden kaum andere Ausflüge gemacht, als vermittels der Flüsse, denn diese bilden die einzigen Straßen, und wo zwei solche parallel laufen, denken die an dem einen Wohnenden, obschon beide vielleicht nur in geringer Entfernung von einander liegen, doch kaum jemals daran, zu dem anderen hinüberzugehen.

Trotzdem, daß sich bis jetzt noch keine Indianer gezeigt und sie beunruhigt hatten, gab es doch keine Gewißheit, daß sie nicht eines Tages ankommen und sie als

Feinde behandeln könnten. In dieser Beziehung fühlten sich Don Pablo und Donna Isidora stets unbehaglich.

Sie beschlossen daher nach gemeinsamer Berathung, ihren Aufenthalt nicht über die erste Hälfte des Frühlings auszudehnen, worauf sie ihrem ursprünglichen Plan der Erbauung eines Balza-Floßes ausführen und sich auf dem großen Flusse einschiffen wollten, der allem Anscheine und Guapo's fester Ueberzeugung nach direkt in den Amazonenstrom floß. Guapo hatte denselben weder stromauf noch stromab befahren und war bei ihrer Ankunft über den Lauf desselben nicht gewiß gewesen, aber nachdem er an dessen Ufer hinuntergegangen war und seine Gewässer besichtigt hatte, lebten seine Erinnerungen wieder auf, und er besann sich auf viele Berichte, welche er von Indianern seines Stammes darüber gehört hatte. Er zweifelte nicht, daß es der nämliche sei, der sich unter dem Namen des Purus zwischen den Mündungen des Madeira und Coary in den Amazonenstrom ergießt.

Auf diesem Flusse wollten sie sich also in wenigen Monaten einschiffen. Aber diese zwischenliegenden Monate verflossen nicht in Müßiggange. Wenn auch die Zeit für das Rindensammeln vorüber war, so bot sich ihnen doch eine andere Quelle der Beschäftigung. Sie fanden die Niederung des großen Flusses mit einem Netzwerke von Unterholz bedeckt, und unter diesem Unterholze war die hauptsächlichste Pflanze ein wohlbekannter Strauch, die *Smilax officinalis*. Dies ist das kriechende Gewächs, welches die berühmte Sarsaparille liefert, und als Don Pablo einige Wurzeln untersuchte, fand er, daß

es die werthvollste Art war, denn man darf nicht vergessen, daß, wie bei der Chinarinde, ein ganzes Geschlecht oder vielmehr verschiedene Geschlechter den Handelsartikel liefern. Der Strauch, welcher die Sarsaparille hervorbringt, ist eine große kriechende Pflanze, die eine beträchtliche Anzahl langer runzlicher Wurzeln von gleichmäßiger Stärke und der Dicke einer Gänsefeder aussendet. Es ist nichts weiter nöthig, als diese Wurzeln aus der Erde zu graben und zu ziehen, sie eine Zeitlang zu trocknen und dann vermittels eines kleinen Sipo oder zähen Waldschlingengewächses in Büschel zu binden. Letzteres geschieht, um die Wurzeln zur Verpackung und zum Transporte geeignet zu machen.

Dieser Industriezweig beschäftigte Don Pablo, Guapo und Leon mehrere Monate lang, sodaß in dem großen Vorrathshause, als die Zeit ihrer Abreise herannahte, von der Fieberrinde, der Sarsaparille und den Vanilleschoten kein leerer Raum von der Breite eines Zolles freigelassen wurde. Guapo war nicht fortwährend bei ihnen gewesen. Mehrere Tage lang war er weder in dem Hause noch sonst wo in dessen Nähe zu erblicken. Während dieser Zeit war er auf dem Gebirge gewesen. Er war von Don Pablo mit einer wichtigen Sendung beauftragt worden, welche er heimlich und eilig ausgeführt hatte. Don Pablo hoffte noch immer insgeheim, daß sich, ehe er sich den Gefahren der beabsichtigten weiten Reise aussetzte, Etwas zugetragen haben könne – eine Aenderung in der Regierung von Peru – vielleicht die Ankunft eines neuen

Viceskönigs – was ihn in den Stand setzen könnte, in Sicherheit nach seinem Vaterlande zurückzukehren. Guapo hatte seine Reise in's Gebirge gemacht, um zu erfahren, ob dies geschehen sei.

Er ging nicht weiter als bis zur Puna und der Hütte seines Freundes, des Vaquero, der in Folge einer, mit Guapo getroffenen Uebereinkunft dafür gesorgt hatte, daß er stets mit den politischen Angelegenheiten bekannt blieb.

Es war keine Hoffnung – noch immer die nämlichen Rathsmitglieder, der nämliche Vizekönig, der nämliche Preis auf Don Pablo's Kopf, von dem man jedoch glaubte, daß er auf einem amerikanischen Schiffe entkommen sei und in der großen nordischen Republik eine Zuflucht gesucht habe.

Mit diesen Nachrichten kam Guapo zurück, und nun wurden die Vorbereitungen zur Flußreise ernstlich in Angriff genommen. Man erbaute ein Balza-Floß aus großen Stämmen des Baumwollenbaumes, welche, als leichtes Holz, zu diesem Zwecke am besten geeignet waren. Sie hatten diese Stämme natürlicherweise schon längst, in der Absicht, sie auf diese Art zu verwenden, gefällt. Es wurde aus Palmenholz und Bambus eine geräumige Cajüte oder Toldo auf dem Flosse erbaut und mit den breiten Blättern der Bussu gedeckt. Sie höhlten ferner ein leichtes Canoe aus, welches das Floß begleiten sollte, und befestigten an beiden Seiten ein Paar sehr großer Canoes, um ihm Schwimmkraft zu geben. Die Waare wurde sorgfältig weggestaut und mit einer Decke von Palmenblättern versehen, und die Mundvorräthe wurden mit aller

möglichen Sorgfalt und Berechnung eingenommen. Das Pferd und das Maulthier – die Thiere, die den Verbannten so treu und gut gedient hatten, wurden nicht zurückgelassen, um die Beute des Jaguars und der großen, blut-saugenden Vampirs zu werden, die in jenen Ländern so viele Thiere töteten. Ueber eins derselben, nämlich das Maulthier, war bereits verfügt worden. Es war ein werthvolles Thier, und theils aus diesem Grunde, theils wegen des rechtzeitigen Schlages, welche es dem Ocelot versetzt hatte, sollte es verschont werden. Guapo hatte sowohl das Maulthier, als auch das Pferd, mit auf seine Gebirgsreise genommen und ersteres seinem Freunde, dem Vaquero, zum Geschenke gemacht.

Nun blieb noch immer das Pferd übrig. Es zurückzulassen, wäre sein sicherer Tod gewesen, denn ein Pferd, welches nicht bewacht wurde, konnte in der Montanja keine 10 Tage leben, ohne von den wilden Thieren, welche dieselbe bewohnen, gefressen zu werden. Die Fledermäuse würden ihm sicher das Garaus gemacht haben. Was war also mit ihm anzufangen, da es auf dem Flosse nicht mitgenommen werden konnte? Dies geschah aber doch – freilich auf eigene Art. Guapo war entschlossen, daß weder die Fledermäuse, noch die Jaguars es haben sollten. Es war auf's beste genährt, fett wie ein Schwein. Die Frucht der Murumuru war ihm gut bekommen. Es befand sich gerade in dem Zustande, in welchem ein Indianer ein Pferd für gut zum Schlachten hält, und Guapo schlachtete es. Es war allerdings eine harte Aufgabe, und es kostete Guapo Mühe, sich zu deren Ausführung zu

entschließen. Aber das Blaserohr wurde endlich erhoben und das Curari that seine Wirkung. Hierauf zog es Guapo ab, schnitt es in Streifen, dörnte es zu Charqui und lud es auf das Floß. Dies war die Schlußscene.

Alle verließen das Haus zusammen und nahmen die Ueberreste ihres schnellgegründeten Haushaltes mit. Als sie das Ende des Thales erreichten, wendeten sie sich um und warfen noch einen letzten Blick auf die Wohnstätte, in der sie so glücklich gewesen waren. Dann setzten sie ihren Weg fort und befanden sich bald auf dem Balza. Das einzige lebende Thier, welches sie aus ihrer Heimath im Thale begleitete, war der hübsche Saimiri, der auf der Schulter der keinen Leona getragen wurde. Das Tau aus Piassabapalmfasern wurde sorgfältig hereingenommen und aufgerollt und das Floß vom Lande gestoßen, sodaß es im folgenden Augenblicke leicht auf der breiten Fläche des Flusses schwamm.

KAPITEL 9. DER VAMPYR.

Die Strömung floß mit einer Geschwindigkeit von ungefähr vier Meilen in der Stunde dahin, und nach diesem Verhältnisse kamen sie vorwärts. Sie hatten weiter nichts zu thun, als das Floß in der Mitte des Flusses zu halten. Dies wurde vermittels eines großen, am Hinterteile in einem Zapfen gehenden Ruders bewerkstelligt, welches als Steuer diente. Es war Jemand nöthig, um nach diesem Ruder zu sehen, und Don Pablo und Guapo wechselten dabei ab. Dies war keine sehr schwierige Aufgabe, außer wo eine Biegung zurückgelegt oder

ein Wirbel durchschiffen werden mußte, und dann legten Beide Hand an. Für gewöhnlich trieb die Balza gerade aus, ohne die geringste Anstrengung von Seiten der Besatzung zu erfordern, und dann pflegten sich Alle hinzusetzen, sich angenehm zu unterhalten und die wechselnde Scenerie der waldbedeckten Ufer zu betrachten. Zuweilen schlossen hohe Palmen die Ufer ein, und dann wieder große Waldbäume, die durch starke, von einem zum andern kriechende und wie Riesenschlangen um die Stämme geschlungene Schmarotzerpflanzen an einander gekettet waren. Zuweilen zeigten die Ufer ein einziges ununterbrochenes Dickicht von Unterholz, wo es ihnen fast unmöglich gewesen sein würde, zu landen, wenn sie dies beabsichtigt hätten. An anderen Orten gab es Sandbänke und selbst kleine Inseln fast ohne allen Pflanzenwuchs, aber auch an vielen dichtbewaldeten, großen und kleinen Inseln kamen sie vorbei. Das Land schien im Allgemeinen flach zu sein, obgleich sie an ein Paar Stellen Hügel erblickten, die sich bis an die Ufer des Flusses erstreckten.

Die Abwechslung der Landschaft und die neuen Ausichten, welche sich fortwährend vor ihnen eröffneten, machten natürlicherweise ihre Fahrt eben so heiter als interessant. Auch die vielen schönen Vögel und neuen Arten von Bäumen und Thieren, welche sie sahen, bildeten fortwährend eine neue Duelle manchfaltigen Genusses und dienten ihnen als Gegenstand des Gesprächs.

Am ersten Tage legten sie eine Reise von vollen vierzig Meilen zurück. Nachdem sie ihre Balza dicht an's Ufer gebracht und an einen Baum befestigt hatten, lagerten sie sich für die Nacht. Es war keine große Lichtung vorhanden, aber es gab auf einige Entfernung kein Unterholz, und die Stämme der großen alten Bäume erhoben sich wie Säulen, die oben im dichten Laube verschwanden. Sie erblickten nichts als düstern Wald, und als die Nacht vorrückte, erfüllte das widrige Geschrei der *Alouattes* oder heulenden Affen, mit welchen die Stimmen anderer Nachtthiere vereinigten, den Forst. Sie fürchteten sich nicht vor den Affen, aber sie glaubten, von Zeit zu Zeit die Stimme des Jaguars unterscheiden zu können, und vor diesem empfanden sie allerdings Furcht. Der Jaguar besitzt in der That die Fähigkeit, die Stimme anderer Waldthiere nachzuahmen, und benutzt dieselbe oft, um diese in seinen Bereich zu locken.

Außer dem Feuer, bei welchem sie ihr Abendessen bereitet hatten; zündeten sie noch andre an, die eine Art von Bogen bildeten, dessen Sehne das Flußufer war. In diesem Halbkreise wurden die Hangematten zwischen den Bäumen aufgehängt, und da Alle von den Anstrengungen des Tages ermüdet waren, so kletterten sie zeitig in dieselben und schiefen ein. Nur Einer blieb munter, um zu wachen. Da sie den Jaguar gehört zu haben glaubten, so wurde dies für rathsam gehalten, denn sie wußten, daß das Feuer dieses wilde Thier nicht immer abschreckt. Da die Gegend verdächtig aussah und dies

auch ihr erste Lager war, so fühlten sie, wie alle Reisenden beim Aufbruche, größere Schüchternheit und beobachteten mehr Vorsicht.

Leon hatte die erste Wache zugewiesen bekommen, denn er war ein muthiger Knabe und die Reihe kam heute nicht zum ersten Male auf diese Art an ihn. Er sollte ungefähr zwei Stunden wachen und dann Guapo aufwecken, der die Mittelwache halten würde, worauf die Reihe an Don Pablo kommen sollte, der bis zum Anbruche des Tages aushalten mußte. Leon hatte die Anweisung erhalten, die Anderen aufzuwecken, wenn dem Lager eine Gefahr drohen würde.

Leon hatte sich an das Kopfende der Hangematte – gesetzt, in welcher die kleine Leona schlief, ohne Zweifel, um ihr näher zu sein, da sie die Hilfloseste von der Gesellschaft war und deshalb unmittelbar des Schutzes bedurfte. Er hatte beide Pistolen im Bereiche seiner Hand und geladen neben sich und kannte den Gebrauch derselben für den Fall der Gefahr.

Er saß ungefähr eine halbe Stunde da, wobei er die Augen auf die rothen, rissigen Baumstämme warf und dann in die dunklen Gänge des umliegenden Waldes blickte, oder auf die schimmernde Fläche des Flusses hinauschaute. Es drangen gar viele sonderbare Töne zu seinen Ohren. Zuweilen schien der ganze Wald – von Stimmen belebt zu sein – den Stimmen der vierfüßigen Thiere und Vögel, der Reptilien und Insecten – denn die Laubfrösche und Grillen machten ebensoviel Lärm, wie die

größeren Geschöpfe. Zu anderen Zeiten herrschte vollkommene Stille, so daß er deutlich das leise Summen der Mosquitos hören konnte, und dann vernahm er plötzlich den melancholischen Klageruf des Nachtfalken, – der *Alma perdida* oder verlorenen Seele – denn dies ist der poetische und phantastische Name, welchen die spanischen Amerikaner diesem Nachtvogel geben.

Während Leon so beschäftigt war, fing er an, sich sehr schläfrig zu fühlen. Das schwere Tagewerk, an welchem er Theil genommen, hatte ihn ebenso gut wie die Anderen ermüdet, und er würde sich trotz der seltsamen Stimmen, die von Zeit zu Zeit zu seinen Ohren drangen, auf die bloße Erde haben hinlegen und ohne ein Gefühl der Furcht schlafen können. In diesem Augenblicke hätten ihn Schlangen oder Scorpionen, beißende Eidechsen oder Spinnen nicht am Einschlafen gehindert, ist merkwürdig, wie das Verlangen nach Schlaf den Menschen gegen alle diese Dinge, die er zu anderen Zeiten so sehr fürchtet, gleichgiltig macht. Leon fürchtete sie nicht im geringsten, aber er blieb aus Stolz und Ehrgefühl munter. Er bedachte, daß er das wichtige, auf ihn gesetzte Vertrauen nicht täuschen dürfe. Er rieb sich die Augen, stand auf und ging an's Ufer, tauchte die Hände in's Wasser und ging an seinen früheren Platz zurück, wo er sich wieder niedersetzte. Aber trotz allen seinen Bemühungen fühlte er sich sehr müde und sehnte sich nach dem Ende der zwei Stunden, wo er Guapo aufwecken konnte.

»Carrambo! Ich bin noch nie so schläfrig gewesen. *Vamos*, Leon, du darfst nicht nachgeben!«

Er versetzte einen ermunternden Schlag auf die Brust, reckte den Rücken aus und saß eine Zeitlang aufrecht da. Seine Schultern fingen aber an, sich wieder zu senken, und er nickte ein wenig, als er durch einen kurzen, scharfen Ausruf, welchen die kleine Leona ausstieß, aufgeschreckt wurde. Er blickte zu ihrer Hangematte empor, er konnte bemerken, daß sich dieselbe etwas bewegt hatte, aber sie war wieder ruhig und die darin Liegende schlief augenscheinlich.

»Die arme kleine Schwester träumt,« murmelte er halblaut. »Sie hat vielleicht einen schauerlichen Traum von Jaguar oder Schlangen; ich hätte fast Lust, sie zu wecken. Aber nein, sie schläft so sanft, ich könnte sie Alle stören,« und unter solchen Gedanken blieb Leon auf seinem Platze.

Er fing wieder an mit dem Kopfe zu nicken, als ihn die Stimme Leona's wieder aufschreckte und er wie zuvor aufschaute. Die Hangematte bewegte sich leicht, aber es war kein Zeichen von etwas Unrechtem zu bemerken. Von der Stelle aus, wo er sich befand, konnte er nicht gut in dieselbe hineinsehen, aber die Umrisse des Körpers des Kindes waren durch das elastische Netzwerk leicht zu erkennen, und am unteren Ende konnte er einen ihrer kleinen Füße bemerken, der sich unter der Decke hervorgedrängt hatte und zum Theile auf dem Rande ruhte.

Während er noch auf das zarte Glied blickte und überlegte, ob er nicht besser thäte, es zum Schutze gegen die Mosquitos zu bedecken, wurde sein Auge plötzlich durch etwas Rothes angezogen – eine rothe Linie, die sich von

der Zehe an der Seite des Fußes abwärts schlängelte. Sie sah wie Scharlach aus und glänzte – es war ein Blutstrom.

Sein erstes Gefühl war ein Schauer. Das folgende war der Entschluß, aufzuspringen und das Lager zu wecken, aber dieser Gedanke wurde von einem klügeren überwogen. »Der Feind, der es gethan hat,« dachte er, »muß noch bei der Hangematte sein. Wenn ich Lärm machte, so würde ihn das vielleicht nur reizen und veranlassen, ihr eine gefährlichere Wunde beizubringen. Er beschloß, ruhig zu bleiben, bis er das Thier erblickte, worauf er auf es lospringen oder sein Pistol auf es abfeuern konnte, ehe es weiteren Schaden that.

Mit diesem schnell gefaßten Entschlusse erhob er sich still und richtete seine Augen auf die Hangematte.

Leon's Kopf befand sich dicht neben dem der Schlafenden, deren süßen Athem er fühlte und deren kleine Brust sich in sanften Wogen hob und senkte. Er überschaute das Innere der Hangematte von oben nach unten. Er blickte besorgt in jede Falte der Decke. Er konnte keinen Gegenstand sehen, der nicht dahin gehörte – kein furchtbares Thier – keine Schlange – denn diese letztere lag ihm im Sinne. Aber es mußte Etwas dagewesen sein. Was konnte den Blutstrom veranlaßt haben, den er jetzt, wo er näher war, deutlicher über die zarten blauen Aderrinnen sah? Irgend ein Thier mußte es gethan haben.

»O, wenn es die kleine Natter wäre,« dachte er, »oder die Corallenschlange, oder die tödtliche Macaurel! Wenn diese –«

In diesem Augenblicke wurden seine Gedanken unterbrochen. Ein leiser Flügelschlag drang zu seinem Ohr – er war so leise, daß er durch die weichen Schwingen der Eule oder eines andern Nachtvogels hervorgebracht zu werden schien. An dem fortwährenden Flattern bemerkte Leon, daß Etwas in der Luft hin- und herflog und sich von Zeit zu Zeit seinem Kopfe näherte. Er schaute nach oben und um sich und erkannte endlich eine dunkle, zwischen ihm und dem Lichte hinfliegende Gestalt; aber sie glitt wieder in die Dunkelheit, und er konnte sie nicht mehr sehen. Sie sah wie ein Vogel aus – es hätte eine Eule sein können, da sie vielleicht so groß wie eine solche war; aber nach dem Blicke zu urtheilen, den er hatte darauf werfen können, schien sie schwarz oder sehr dunkel zu sein, und er hatte von Eulen von dieser Farbe nie etwas gehört. Außerdem hatte sie weder das Aussehen noch den Flug einer Eule. Es erschien Leon, dessen Gedanken noch immer auf die Schlange gerichtet waren, nicht wahrscheinlich, daß ein Vogel, oder mochte es sein, was es wolle, die Ursache des Blutes sei.

Während er im Geiste diese Fragen zu beantworten suchte, drehte er sich wieder um und schaute nach dem Fußende der Hangematte. Der Anblick, welchen er hier hatte, flößte ihm einen Schauer ein. Dort war das häßliche Geschöpf, welches er eben gesehen hatte, gerade über dem blutenden Fuße. Es saß nicht fest, sondern erhielt sich in der Luft auf seinen, sich bewegenden Flügeln in der Schweben, und seine lange Schnauze war vorgestreckt und gegen die Zehe der Schläferin gedrückt. In

beiden Kiefern waren die spitzigen weißen Zähne sichtbar, und seine kleinen stechenden Augen funkelten im Scheine der Feuer. Das rothe, seinen Körper und die großen, mit Muskeln durchzogenen Flügel bedeckende Haar erhöhte die Scheußlichkeit seine Aussehens, und man hätte sich kein häßlicheres Thier denken können. Es war der Vampyr, die blutsaugende Fledermaus.

Ein kurzer Ruf entschlüpfte den Lippen Leon's. Es war nicht ein Schmerzensschrei, sondern das Gegentheil. Der Anblick der großen Fledermaus gab ihm, so häßlich sie auch war, doch Erleichterung. Er war bis jetzt fortwährend der schmerzlichen Meinung gewesen, daß eine giftige Schlange das Blut zum Fließen gebracht habe, und jetzt hatte er in dieser Hinsicht keine Furcht mehr. Er wußte, daß die, durch die Fledermaus verursachte Wunde kein Gift enthielt – sie brachte nur einen kleinen Blutverlust mit sich, und dies verbannte sofort seine Besorgnisse. Er beschloß jedoch, den Eindringling zu bestrafen, und da er das Lager nicht durch Schießen beunruhigen wollte, so schlich er sich etwas näher und führte mit dem Kolben seines Pistols einen Schlag nach demselben. Der Schlag war gut gezielt und brachte die Fledermaus zu Boden, aber ihr gellendes Geschrei erweckte Alle, und in ein Paar Augenblicken war das Lager in vollständiger Verwirrung. Der Anblick des Blutes am Fuße der kleinen Leona erschreckte Donna Isidora und die Uebrigen auf's höchste, aber als die Ursache erklärt wurde, fühlten sich Alle beruhigt und dankbar gegen Gott, daß die Sache nicht schlimmer war. Der verwundete Fuß wurde mit einem

Lappen verbunden, und obgleich er zwei bis drei Tage nachher noch schmerzte, so hatte die Sache doch keine weiteren schlimmen Folgen.

Die blutsaugende Fledermaus verursacht weder bei Menschen noch bei Thieren durch einen einzigen Angriff den Tod. Das ganze Blut, welches sie aussaugen kann, beträgt nur ein Paar Unzen, obschon es nach ihrer Entfernung aus der offenen Wunde zu fließen fortfährt. Nur durch die allnächtliche Wiederholung ihres Angriffes wird die Kraft des Thieres erschöpft, und es stirbt am bloßen Blutverluste und der daraus folgenden Entkräftung. Bei Thieren ist dies keineswegs ein seltener Fall. Auf den südamerikanischen Weiden werden jährlich Hunderte von Pferden und Rindern auf diese Art getödtet. Diese Thiere leiden, ohne vielleicht die Ursache zu kennen, denn die Fledermaus vollbringt ihren Aderlaß, ohne den geringsten Schmerz zu verursachen. Wenigstens wird der Schläfer nur sehr selten dadurch erweckt. Es ist leicht zu begreifen, wie sie das Blut ihrer Opfer aussaugt, denn ihre Schnauze und der blattartige Auswuchs um ihr Maul sind zu diesem Zwecke ganz hesonders geeignet. Wie sie jedoch die Wunde hervorbringt, um das Blut abzapfen, ist bis jetzt den Naturforschern ebenso unbekannt, wie den Leuten, die oft ihr Opfer sind. Selbst Guapo konnte keine Erklärung ihres Verfahrens geben. Die großen Zähne, womit das ganze Maul besetzt ist, scheinen ganz ungeeignet dazu, ein solches Loch zu machen, wie man es da findet, wo sie in Thätigkeit gewesen ist. Außerdem würde auch ihr Biß den festesten Schläfer

erwecken. Außer diesen hat sie weder Krallen, noch Stachel, noch Rüssel, die zu diesem Zwecke dienen können. Es sind viele Theorieen aufgestellt worden, um zu erklären, wie sie dem Blute beikomme. Einige behaupten, daß sie die Haut mit Ihrer Schnauze reibe, bis dieselbe zum Bluten gebracht sei, Andere sagen, daß sie die scharfe Spitze eines ihrer Zähne ansetze und sich dann vermittels ihrer Flügel, wie auf einem Drehpunkte, im Kreise umherschwinge, bis die Spitze eingedrungen sei, und daß während dieser Operation die Bewegung der Flügel das schlafende Opfer fächle und kühle, so daß es keinen Schmerz empfinde. Es kann noch lange dauern, ehe diese Frage gelös't ist, da es sehr schwierig ist, ein Geschöpf zu beobachten, dessen Gewohnheiten nächtlich sind und welches seine Thaten meistens im Dunkeln ausübt.

Die blutsaugenden Fledermäuse greifen Menschen und große vierfüßige Thiere ohne Unterschied an, und von letzteren werden jedes Jahr durch sie nicht nur Hunderte, nein, Tausende getödtet. Man berichtet, daß auf einer einzigen großen Rinderhacienda in der kurzen Zeit von sechs Monaten mehrere hundert Stück durch die Fledermäuse getödtet worden waren, und daß es den Vaqueros, die eine Belohnung für jede, von ihnen erlegte Fledermaus erhielten, gelungen sei, in einem Jahre die ungeheure Anzahl von siebentausend zu erlegen! Den Besitzern der Rinderheerden liegt so viel daran, diese Plage loszuwerden, daß es Leute giebt, welche die Fledermausjagd als Beruf betreiben.

Die Vampyr-Fledermäuse fallen vielen Indianerstämmen und Reisenden sehr zur Last. Einige Personen legen sich, wenn auch die Hitze noch so drückend ist, niemals schlafen, ohne sich in Decken zu hüllen. Jeder unbedeckt gelassene Theil wird von der Fledermaus angegriffen, aber sie scheint eine besondere Vorliebe für die Spitze der großen Zehe zu haben, vielleicht weil sie diesen Theil am häufigsten bloß findet. Zuweilen wird einem Schläfer durch sie zur Ader gelassen, während ein zweiter unbelästigt bleibt, wie es sich auch mit den Mosquitos verhält. Es mag zwischen dem Blute von zwei Personen ein Unterschied stattfinden, der diesen eigenthümlichen Vorzug veranlaßt. Einige Menschen sind ihren Angriffen viel mehr unterworfen als andere, so daß sie die höchste Vorsicht anwenden müssen, um sich vor dem Verbluten zu schützen. Man wendet Cayennepfeffer an, indem man die Haut damit einreibt, um sie abzuhalten, sowie um die von ihnen gemachte Wunde zu heilen, aber selbst dieser bleibt manchmal unwirksam.

Man findet natürlicherweise außer dem Vampyr in Südamerika noch viele Arten von Fledermäusen, und es giebt in der That keine Classe von Säugethieren, die reicher an Gattungen und Arten wäre, und keinen Theil der Welt, wo sich eine größere Menge derselben vorfände, als die Tropenländer von Amerika. Einige sind Insectenfresser, während sich Andere ausschließlich von Pflanzenstoffen nähren, aber Alle haben das nämliche häßliche und abstoßende Aussehen. Einige Arten haben einen

höchst unangenehmen und widerlichen Geruch. Trotzdem werden sie von vielen Indianerstämmen gegessen, und selbst die französischen Creolen von Guiana haben ihre Fledermaussuppe, die ihnen sehr gut schmeckt.

Der Vampyr schien nach Guapo's Geschmacke zu sein. Die Reihe des Wachehaltens war jetzt an ihm, und als die Anderen in ihre Hangematten stiegen und einige Zeit wachend dalagen, sahen sie, wie er die Fledermaus aufhob, sie auf einen gabelförmigen Stock befestigte und anfang, sie über dem Feuer zu rösten. Natürlicherweise aß er sie dann auch.

Als der Morgen anbrach und sie aufgestanden waren, sahen sie zu ihrem Erstaunen nicht weniger als vierzehn Fledermäuse neben einander daliegen! Guapo hatte sie im Laufe seiner Wache sämmtlich erlegt. Sie waren während der Nacht auf einmal in erschreckender Anzahl herbeigekommen, und Guapo hatte mannhaft gekämpft, ohne Jemand zu wecken.

Kurz nachher bot sich ihren Augen noch ein merkwürdiges Schauspiel dar. Als sie eben im Begriffe standen, sich einzuschiffen, sahen sie einen sonderbaren Baum am Flußufer stehen. Anfangs glaubten sie, daß derselbe mit Vogelnestern oder Stücken einer Art von Moos bedeckt wäre. Er glich in der That einem mit Lappen behangenen Baume mehr, als allem Andern. Die Neugier veranlaßte sie, sich ihm zu nähern, und sie fanden mit Verwunderung, daß die Nedter, das Moos oder die Lappen nichts

Anderes waren, als eine unendliche Versammlung schlafender Fledermäuse! Sie hingen in allen möglichen Stellungen da, die Einen mit abwärts gesenkten Köpfen, die Anderen an den Krallen des einen Flügels, wieder Andere an beiden, während eine große Anzahl nur die kleine hornige Biegung ihres Schwanzes über den Zweig gehakt hatten. Manche hingen am Stamme, wo sie sich an einem Spalte in der Rinde festhielten, während sich Andere weit draußen auf den Zweigen befanden.

Es war sicherlich der seltsamste Horst, den irgend Jemand von der Gesellschaft (vielleicht mit Ausnahme Guapo's) jemals gesehen hatte, und nach kurzer Beobachtung entfernten sie sich, ohne die Schläfer zu stören, verfügten sich wieder an Bord und glitten schnell und geräuschlos stromabwärts.

KAPITEL 10. DIE MARIMONDAS.

An diesem Tage machten sie gute Fortschritte, da sie wenigstens 50 Meilen weit stromabwärts gelangten. Sie hätten sogar noch weiter kommen können, aber es zeigte sich ein guter Lagerplatz und sie wollten nicht gern daran vorüberfahren, da sich möglicherweise kein zweiter so passender gefunden haben würde. Dies war eine Schlammbank, oder vielmehr ein Vorsprung, der in den Fluß hinaus lief und weder Bäume noch anderen Pflanzenwuchs zeigte, da er jährlich überschwemmt wurde und eigentlich einen Theil des Flußbettes bildete. Jetzt war der Schlamm ganz trocken und glatt und sah aus, als ob er durch die Füße von vierfüßigen Thieren und Vögeln

niedergetreten wäre. Dies war in der That der Fall, da diese Stelle einen beliebten Ruheplatz für die Chiguire oder Capivaras auf ihrem Wege nach und von dem Wasser bildete. Es gab auch Fährten von Tapirs und Peccaris sowie von vielen Arten von Sumpfvögeln, die sich hier aufgehalten hatten, während der Schlamm noch weich war.

Sie fanden überdies keine Bäume, an welchen sie ihre Hangematten aufhängen konnten, aber der Boden war eben und trocken, und sie konnten recht gut darauf schlafen. Sie brauchten nicht zu fürchten, von den Fledermäusen beunruhigt werden, da sich diese meistens an den dunklen und schattigen Stellen des Waldes aufhalten, und es war nicht wahrscheinlich, daß sich auf der kahlen Erde Schlangen finden würden. Sie glaubten, dort auch vor Jaguars sicherer zu sein. Aus diesen Gründen hatten sie die Stelle zum Lager gewählt. Sie konnten in den Wald gehen und ein paar Arme voll Reisig zu holen, um ihr Abendessen dabei zu kochen, und dies würde genügen.

Die Balza wurde dicht an das obere Ende der Landzunge gebracht, so daß sie sich außerhalb der Strömung befand, worauf Alle landeten und ihre Vorbereitungen für die Nacht trafen. Guapo ging mit seiner Axt fort, um Brennmaterial zu holen, und Leon begleitete ihn, um es tragen zu helfen. Sie brauchten nicht weit zu gehen, nur ungefähr 100 Schritte, denn am Ende der Landzunge fing der Wald an, und dort gab es sowohl große Bäume, als auch Gebüsch.

Während sie dort hingingen, erregte eine Art von Bäumen ihre Aufmerksamkeit. Dies waren Palmen, aber von einer Art, welche sie noch nicht angetroffen hatten. Sie waren sehr hoch und hatten eine starke kugelförmige Krone von gefiederten Blättern. Aber was diese Bäume besonders merkwürdig machte, war ihr Stamm. Derselbe war im Verhältnisse zur Höhe des Baumes schwach und dicht mit langen, nadelförmigen Dornen besetzt, die nicht unregelmäßig, sondern in Bändern oder Ringen aus dem Baume wuchsen. Diese neue Palme war die Pupunha oder Pfirsichpalme, welche wegen der Aehnlichkeit ihrer Früchte mit den Pfirsichen so genannt wird. In anderen Theilen von Südamerika heißt sie auch Pirijao und gehört zu der Gattung *Gullielma*.

Im Wipfel dieser Bäume und unter der großen Blätterkrone bemerkten Guapo und Leon die Früchte. Sie hingen in Büscheln da, wie Weintrauben, aber die Früchte waren so groß wie Aprikosen, von ovaler, dreieckiger Gestalt und schöner rothgelber Farbe. Daß sie gekocht sowie geröstet ein herrliches Nahrungsmittel gewährten, wußte Guapo recht gut und war entschlossen, daß einige zum Abendessen aufgetragen werden sollten. Aber wie konnten sie dieselben erhalten? Niemand konnte einen Baum, wie den, auf welchem sie wuchsen, erklettern. Die Nadeln würden dem, der es versucht hätte, das Fleisch vom Leibe gerissen haben.

Dies wußte Guapo, aber auch, daß die Indianer, welche die Frucht dieses Baumes so sehr lieben, daß sie große Pflanzungen derselben bei ihren Dörfern anlegen,

eine eigenthümliche Art haben, ihn zu erklettern, um den reifen Trauben beizukommen. Sie binden von einem Baume zum andern hölzerne Querbalken und stellen so eine Art von Leiter her, vermittels welcher sie zu den Früchten hinaufsteigen. Sie könnten allerdings die Bäume leicht fällen, da der Stamm nicht stark ist, aber das hieße die Henne tödten, welche die goldenen Eier legt. Guapo hatte jedoch an diesem wilden Obstgarten kein weiteres Interesse, als daß er ihm für diese einzige Nacht seine Dienste leisten sollte. Er legte nun also die Axt an eine der Pupunhas und brachte den majestätischen Stamm derselben bald zu Boden. Es blieb weiter nichts zu thun übrig, als die Trauben abzuschneiden, von denen jede ein solches Gewicht hatte, daß sie Leon eben von der Erde aufheben konnte. Guapo fand das Holz selbst im grünen Zustande ziemlich hart. Mit dem Alter wird es jedoch schwarz und ist dann so hart, daß es die Schneide eines Beiles umbiegt. Es giebt wohl in ganz Südamerika kein härteres Holz, als das der Pirijaopalme.

Viele Indianerstämme gebrauchen die nadelähnlichen Dornen dieses Baumes beim Tätowiren zum Durchstechen der Haut und machen von anderen Theilen dieses schönen Baumes einen verschiedenartigen Gebrauch. Die Papageien und Kakadus lieben die Nüsse der Pupunha mehr, als vielleicht jede andere Art, und ein Gleiches würde auch bei den fruchtfressenden vierfüßigen Thieren der Fall sein, wenn sie denselben beikommen könnten. Aber der dornige Stamm macht sie für alle unbedeutenden Geschöpfe, mit Ausnahme des Menschen, völlig

unzugänglich. Doch nein, es giebt noch eine andere Ausnahme, und dies ist ein dem Menschen nahe verwandtes Thier, nämlich der Affe. Trotz der dornigen Stämme, welche selbst der Mensch nicht ohne Hilfsmittel erklettern kann, trotz der großen, anscheinend unzugänglichen Höhe ihrer Trauben giebt es eine Affenart, der es dann und wann gelingt, sich eine Mahlzeit davon zu verschaffen. Wir werden bald sehen, wie sie dies anstellt.

Guapo und Leon waren nach dem Lager zurückgekehrt und hatten die Pupunhafrüchte und das Brennholz mitgenommen. Man zündete ein Feuer an, hing den Kochtopf an einem Dreifuße darüber auf, und Alle setzten sich ringsum und warteten auf das Kochen.

Während sie so dasaßen, drang ein aus dem Walde kommender ungewöhnlicher Lärm zu ihren Ohren. Zwischen den Palmen flatterten Kakadus und Papageien umher, die Lärm genug machten, aber diese waren es nicht. Der Lärm, welcher die Aufmerksamkeit unserer Reisenden erregt hatte, war ein Gemisch von Kreischen und Schnattern, Heulen und Bellen, als ob er von fünfzig Arten von Thieren hervorgebracht würde. Man hörte auch die Aeste hin- und herschwippen, und dann und wann krachte ein dürrer Ast, als ob er abgebrochen würde. Einem in diesen Wäldern Fremden würde ein solches Gemisch von Tönen sehr geheimnißvoll und unerklärlich vorgekommen sein. Unsere Gesellschaft wußte jedoch, daß es eine Affenherde war, die auf einer ihrer Reisen vorüberzog. An ihrem eigenthümlichen Geschreie erkannte Guapo, welche Affenart es war.

»Marimondas,« sagte er.

Die Marinondas sind keine echten »Heuler« obgleich sie zu der nämlichen Gattung gehören, wie die Heulaffen, nämlich zu der Gattung *Ateles*, welche diesen Namen führt, weil ihr der Daumen fehlt und sie daher in Bezug auf die Hand unvollkommen oder unvollendet ist. Aber Das, was den *Ateles* an den Händen abgeht, wird durch ein anderes Glied ersetzt, nämlich den Schwanz, den sie in höchster Vollkommenheit besitzen. Dieser ist für sie eine fünfte Hand und anscheinend von größerem Nutzen, als die vier anderen. Er hilft ihnen wesentlich bei ihren Reisen durch die Baumwipfel. Sie bedienen sich desselben, um sich Gegenstände näher zu bringen. Sie benutzen ihn, um im Zustande der Ruhe daran zu hängen, und so aufgehängt schlafen sie – ja, noch mehr, in dieser Lage sterben sie oft. Die *Ateles* sind unter dem ganzen Affengeschlechte diejenigen, welche die größte Muskelkraft in ihren Schwänzen haben.

Es giebt mehrere bekannte Arten derselben – den Coaita, den weißgesichtigen, den schwarzen Cayou, den Beelzebub, den Chamek, den schwarzhändigen und den Marimonda. Die Gewohnheiten von Allen sind einander sehr ähnlich, obgleich sich die Arten an Größe und Farbe unterscheiden.

Der Marimonda ist einer der größten südamerikanischen Affen, da er, auf den Hinterfüßen stehend, fast drei Fuß mißt, und er hat einen Schwanz von beträchtlicher Länge, der an der Wurzel dick und stark ist und in eine Spitze ausläuft. Auf der unteren Seite findet sich am

Ende, ungefähr einen Fuß lang, kein Haar, sondern eine schwielige Haut, und dies ist der Theil, welcher zum Festhalten an den Zweigen gebraucht wird. Der Marimonda ist keineswegs ein hübscher Affe. Seine langen dünnen Arme und daumenlosen Hände geben ihm ein abgezehrttes Aussehen, welches durch den mächtigen, unverhältnißmäßigen Schweif keineswegs verbessert wird. Er hat eine röthliche oder gebranntem Kaffee ähnliche Farbe auf den oberen Theilen des Körpers, die am Halse, dem Bauche und der inneren Seite der Schenkel weiß wird. Seine Farbe gleicht einigermaßen derjenigen der Abkömmlinge von Indianern und Negern, weshalb der Marimonda in einigen Theilen von Südamerika unter den Namen *Monozambo* oder Zamboaffe bekannt ist – da ein Zambo einen Mischling aus Indianer- und Negerblut bedeutet.

Der von den Marimondas hervorgebrachte Lärm, welchen unsere Gesellschaft gehört hatte, schien von dem Flußufer, etwas oberhalb der Landzunge, herzukommen, aber er wurde mit jeder Minute lauter, und sie schlossen daraus, daß die Affen sich näherten.

Na wenigen Minuten erschienen sie in Sehweite, indem sie im oberen Theile einer dicht am Wasser stehenden Baumgruppe dahinzogen. Unsere Reisenden konnten sie jetzt ausgezeichnet gut sehen und beobachteten sie mit Interesse. Die Art ihrer Fortbewegung war höchst merkwürdig. Sie kamen niemals auf die Erde herab, sondern liefen mit der Blitzesschnelligkeit der Eichhörnchen

oder wie Vögel im Fluge da, wo die Zweige einander berührten, von einem zum anderen. Zuweilen standen jedoch die Zweige weit auseinander. Dann lief der Mariomonda so weit hinaus, als ihn der Zweig trug, schlang ein Paar Zoll seines Schwanzes um denselben und sprang in die Luft hinaus. Beim Springen gab er sich eine solche Schnellkraft, daß sich der Zweig davon schwang, und während sein Körper dieser Kreisbewegung folgte, packte er mit den langen, dünnen vorgestreckten Armen den nächsten Zweig, den er erreichen konnte. Dieser brachte ihn natürlicherweise zu einem anderen Baume, von dem er bald zu dem nächsten sprang. Unter der Truppe bemerkten sie mehrere Weibchen mit ihren Jungen. Die letzteren wurden auf den Rücken der Mütter getragen, wo sie sich vermittels ihrer eigenen Schwänzchen mit einem Gefühle vollkommener Sicherheit festhielten. Manchmal ließen die Mütter dieselben absteigen und von einem Zweige zum andern schwingen, wobei sie vorausgingen, um ihnen die Art und Weise zu zeigen. Dies wurde zu wiederholten Malen beobachtet. An anderen Orten, wo der Zwischenraum zu groß war, als daß die Weibchen mit ihren Jungen hätten darüberkommen können, sah man die Männchen einen Zweig des anderen Baumes niederbiegen, um ihnen denselben näher zu bringen, und ihnen beim Hinüberklettern helfen. Alle diese Bewegungen wurden unter einem fortwährenden Geplapper der Unterhaltung, unter Schreien und Schnattern und dem Geräusche der wieder an ihre Stelle zurückspringenden Zweige ausgeführt.

Der Hain, durch welchen die Truppe zog, endete gerade am Rande der Landzunge. Hier folgten die Palmen und einige über sie hinwegragende Bäume von beträchtlicher Größe. Endlich erreichten die Marimondas den Rand des Haines, und nun sah man sie Alle anhalten, indem sich die Mehrzahl derselben mit den Köpfen nach unten fallen ließ und nun an Schweife hängen blieb. Dies ist diejenige Lage, in welcher sie am Besten zu unmittelbarer Thätigkeit vorbereitet sind, und diese nehmen sie an, wenn sie plötzlich beunruhigt werden. Sie blieben einige Minuten lang in derselben, und aus dem unter ihnen fortgesetzten Geschnatter war deutlich zu ersehen, daß sie eine Berathschlagung pflogen. Ein lauter allgemeiner Schrei verkündete das Resultat, und Alle ohne Ausnahme ließen sich im nämlichen Augenblicke zur Erde nieder und gingen auf die Palmenbäume zu.

Sie hatten eine freie Stelle zu überschreiten, wo es nur einige Pflanzen gab, und hier machte sich sogleich ihre Hilflosigkeit auf dem Boden bemerkbar. Sie konnten die Fläche Ihrer Füße nicht auf die Erde stellen, sondern ballten sie zusammen und gingen auf die ungeschickteste Art, so zu sagen auf der Rückseite ihrer Hände. Von Zeit zu Zeit streckten sie, in der Hoffnung, Etwas erfassen zu können, was ihnen weiter helfen würde, ihre langen Schwänze aus, und schon eine große krautartige Pflanze war ihnen willkommen. Sie befanden sich auf dem Boden augenscheinlich nicht in ihrem Elemente. Die Ateles steigen in der That auch selten von den Bäumen herab, welche ihren natürlichen Aufenthaltsort bilden.

Endlich erreichten sie die Palmen und schauten, in verschiedenen Stellungen dasitzend und fortwährend schnatternd, zu den verführerischen Früchten hinauf. Wie sollten sie dieselben erreichen, da es keinen Baum gab, der nicht mit langen Nadeln bedeckt gewesen wäre, – keine Traube der saftigen Früchte, die nicht weit aus dem Bereiche der Hand des größten Marimonda gehangen hätte?

Ueber die Palmen ragte ein großer Baum mit langen, ausgebreiteten Zweigen empor. Dies war der Zamangbaum – eine Art Mimose und einer der schönsten Bäume von Südamerika. Sein Stamm hatte auf volle 70 Fuß Höhe keinen Zweig, worauf er sich nach allen Richtungen in zahlreichen horizontalen Aesten ausbreitete, die sich theilten, bis sie zu dünnen Zweigen wurden. Diese Zweige waren mit den zarten gefiederten Blättern besetzt, welche die Familie der Mimosen auszeichnen.

Unter dem Schatten dieses Zamang wuchsen viele der Pupunha-Palmen, aber nicht die höchsten. Diese waren weiter entfernt. Es standen jedoch einige dort, deren dichte Kronen nur wenige Ellen von den unteren Zweigen der Mimose entfernt waren.

Nach kurzer Berathung sahen sie die Affen an dem Zamang hinaufklettern, aber es stiegen nur einige der Alten hinauf, während die Anderen erwartungsvoll unten blieben. Aus ihrem ernsten Blicke ging deutlich hervor, daß sie ein lebhaftes Interesse an dem Erfolge fühlten.

Nachdem die Marimondas den Stamm erklettert hatten, liefen sie auf den untersten Zweigen hinaus, bis

sie sich gerade über den Palmen befanden. Hierauf sah man, wie sich ein Paar hinunterfallen ließen und an den Schwänzen abwärts hingen. Sie konnten aber, trotzdem daß sie mit völlig ausgestreckten Armen fast 5 Fuß lang vom Zweige herabhingen, doch nicht einmal die höchsten Blätter der Palmen, geschweige denn die Fruchtrauben, die sich 10 – 12 Fuß tiefer befanden, erreichen. Sie machten wiederholte Versuche, indem sie sich über den höchsten Palmen aufhingen, es war aber Alles vergebens.

Man hätte meinen sollen, daß sie die Sache als hoffnungslos aufgeben würden. Dies war jedoch nicht der Fall. Als sie gewahr wurden, daß keiner von ihnen die Nüsse erreichen konnte, sah man, wie sich mehrere von ihnen auf einem der Zweige versammelten. Gleich darauf ließ sich einer wie vorher, mit dem Kopfe voran, herabfallen und hing in seiner vollen Länge da. Ein zweiter glitt am Körper des erstern herab, schlang seinen Schweif um dessen Hals und Arm, ließ los, und hing gleichfalls mit dem Kopfe nach unten da. Auf gleiche Weise fügte sich ein dritter an den zweiten und dann ein vierter. Die Arme des vierten ruhten auf dem Fruchtbüschel der Pupunha!

Die Kette war jetzt für ihre Zwecke lang genug. Der letzte Affe an derselben hatte in ein Paar Minuten vermittels seiner Zähne und Hände die Stengel der Hülsen losgemacht, und zwei der großen Trauben fielen schwer am Fuße des Baumes nieder. Die Marimondas unten auf der Erde liefen herbei und fingen unter lauten Freudenbezeigungen an, die Pfirsichen loszureißen und sie zu verzehren.

Aber die Affen oben stellten ihre Arbeit noch nicht ein. Es waren viele Mäuler zu füttern, und sie brauchten noch mehr Nüsse. Sie versetzten sich, ohne ihre Stellung zu ändern, vermittels ihrer Arme und Beine in eine schwingende Bewegung, und auf diese Art konnte der Letzte in der Kette bald eine andere Pupunha erfassen und deren Früchte ablösen. In dieser Weise fuhren sie fort, bis sie alle, ihnen erreichbare Bäume abgeleert hatten, worauf sie genug zu haben glaubten. Nun kletterte der unterste Affe an sich selbst zurück, dann an seinen Gefährten zu dem Zweige hinauf, und die drei Anderen folgten ihm der Reihe nach auf gleiche Art. Sobald sie sich von einander getrennt hatten, stieg die ganze Gesellschaft am Stamme hinunter und vereinigte sich mit ihren Gefährten zu dem üppigen Mahle.

KAPITEL 11. DIE AFFENMUTTER.

Guapo empfand ein heftiges Verlangen, noch jenen Abend Marimondabraten zu essen, und er würde den Affen, wenn er nicht von Don Pablo zurückgehalten worden wäre, nicht erlaubt haben, den Zamang in Ruhe zu verlassen, da ihm derselbe als alleinstehender Baum eine herrliche Gelegenheit gegeben hätte, sie zu erlegen. Das Blaserohr hatte ihm die ganze Zeit über in den Händen gejackt, und sobald Don Pablo und die Uebrigen durch die Beobachtung der Affen befriedigt waren, machte sich Guapo mit dem Gravatana in der Hand, von Leon gefolgt, auf den Weg.

Da es kein Gebüsch gab, unter dessen Schutze er sich der Gruppe nähern konnte, so blieb ihm weiter nicht übrig, als so schnell als möglich vorwärts zu laufen und zu versuchen, während ihrer Flucht einen Schuß auf sie zu thun.

Dieses Verfahren schlug er ein, aber ehe er auch nur in die weiteste Schußweite gelangen konnte, flohen die Affen viel schneller als zuvor unter gellendem Geschreie über die offene Stelle und eilten nach dem Haine, von welchem aus sie herbeigekommen waren.

Guapo folgte ihnen mit eiligen Schritten und kam bald, mit Leon hinter sich, unter den Bäumen an. Hier wurden sie von einem Hagel von Zweigen, Rindenstücken, angefressenen Pfirsichen und Etwas, das ihren Geruchsnerve viel weniger angenehm war, begrüßt. Dies Alles kam aus den Wipfeln der höchsten Bäume, zu welchen sich die Affen zurückgezogen hatten und wo sie jetzt unter den Lianen und Blättern versteckt waren.

Es ist keineswegs eine leichte Sache, einen Trupp Affen in einem Walde zu verfolgen, ja in den meisten Fällen ist es gar nicht möglich. Das verwachsene Unterholz macht der Jagd sofort ein Ende, da die Affen oben in den Zweigen viel schneller vorwärts kommen können, als der Jäger unten durch die Schlingpflanzen.

Guapo würde die Verfolgung völlig aufgeben haben, da die Marimondas bald ein ziemliches Stück von dem Rande des Haines hineingekommen waren; aber als er sich eben anschickte, zurückzuschleichen, wurde sein scharfes Indianerauge einen gewahr, der sich weit hinter

den übrigen befand – soweit, daß er entschlossen schien, seine Rettung eher im Verbergen, als in der Flucht zu suchen. Er hatte sich hinter einen Blätterbüschel versteckt und lag dort still, ohne den geringsten Laut von sich zu geben. Guapo konnte eben nur ein kleines Stück seines Körpers sehen, und auf dieses wurde das Gravatana augenblicklich gerichtet. Guapo's Brust und Wangen schwellen zur größten Ausdehnung an, und der Pfeil flog davon. Es folgte ein Schreck – der Affe war unzweifelhaft getroffen. Guapo erwartete gelassen den Erfolg.

Es machte sich eine Bewegung zwischen den Blättern bemerkbar. Sie sahen den Marimonda sich drehen und krümmen und sich Etwas aus dem Leibe ziehen, worauf der keine zerbrochene Pfeil durch die Zweige flog und zu Boden fiel. Der Affe krümmte und wand sich auf den Aesten, und sein wilder Todesschrei wurde aus der Entfernung durch die Stimmen der Anderen beantwortet.

Endlich war sein Körper deutlicher zu erblicken. Er dachte nicht mehr daran, sich zu verbergen, sondern lag auf dem Aste ausgestreckt da und sank im folgenden Augenblicke herab. Er fiel aber trotzdem nicht zur Erde, sondern blos an seinem Schwanze herab, der um den Ast geschlungen war und ihn in der Schwebelage hielt. Es folgten ein Paar krampfhaftige Zuckungen, und er hing todt da.

Guapo überlegte, auf welche Art er ihn wohl herabbekommen könne, denn er wußte, daß derselbe, wenn er ihn nicht irgendwie herunterholte, dort hängen würde bis er abfaulte, oder von einem Raubvogel oder den Baumameisen angefressen wäre. Er dachte an seine Axt,

der Baum war nicht sehr stark und hatte weiches Holz. Es lohnte schon der Mühe, ihn zu fällen.

Als er im Begriffe stand, fortzugehen und seine Axt zu holen, wurde sein Blick durch die Bewegung eines Gegenstandes in der Nähe des Affen angezogen.

»Noch Einer!« murmelte er, und richtig kam auch ein zweiter – ein niedliches, kleines Geschöpf – aus dem Laube hervorgelaufen, kletterte am Schweife und Körper des bereits erlegten herunter, schlang die Arme um dessen Hals und winselte kläglich. Es war das Junge – Guapo hatte die Mutter erschossen.

Dieser Anblick erfüllte Leon mit Schmerz und Mitleid, aber Guapo wußte von solchen Gefühlen nichts. Er hatte bereits einen zweiten Pfeil in sein Gravatana gesteckt und erhob das Rohr zum Zielen, als plötzlich oben im Laube ein lautes Rascheln vernehmlich wurde und ein großer Marimonda, der von der Truppe zurückgekehrt war, auf den Zweig heraus sprang – es war der Gatte und Vater.

Er verlor keinen Augenblick. Der Instinct oder seine scharfe Beobachtungsgabe sagte ihm, daß das Weibchen todt sei. Seine Absicht war, das Junge zu retten.

Er streckte den langen Schwanz herab, packte das kleine Geschöpf fest damit an, warf es aufwärts und trug es, nachdem er es sich auf den Rücken gesetzt hatte, fort in das Laub.

Dies Alles geschah so schnell, daß Guapo keine Zeit hatte, seinen zweiten Pfeil auszusenden. Er erblickte es nicht wieder.

Der Indianer wollte jedoch sein Abendessen von Affenbraten nicht aufgeben. Er ging ruhig nach seiner Axt, brachte sie herbei und nahm die Marimonda-Mutter, nachdem er den Baum gefällt hatte, mit in's Lager.

Das Nächste war nun, daß er sie abzog, worauf das Geschöpf die widerlichste Aehnlichkeit mit einem Kinde hatte. Dann folgte der Proceß des Kochens, den Guapo langwieriger machte, als eigentlich nöthig gewesen wäre, da er entschlossen war, den Marimonda nach der, bei den Indianern gebräuchlichen Art, welche sie für die beste halten, zuzubereiten. Zuerst erbaute er aus gespaltenen Pupunhalatten einen kleinen Rost. Hierzu ist ein hartes Holz erforderlich, welches dem Feuer lange widersteht, und das der Pupunha ist dazu ganz geeignet. Unter diesem Roste zündete Guapo ein Feuer von dürrem Holze an, und auf die Latten postirte er den Affen mit vorn gekreuzten Armen und auf diesen ruhendem Kopfe in sitzender Stellung. Nun wurde das Feuer zur hellen Flamme angeblasen, welche die halbaufrechte Gestalt des Affen vollständig einhüllte. Es gab Rauch genug, aber dies hat in den Augen eines südamerikanischen Indianers nichts zu sagen, da viele derselben sogar den Rauchgeschmack bei einem gebratenen Affen lieben.

Guapo hatte jetzt weiter Nichts zu thun, als geduldig zu warten, bis der Körper in eine schwarze verkohlte Masse verwandelt war, denn dies ist der Zustand, in welchem er von jenen sonderbaren Menschen verzehrt wird. Wenn man das Fleisch so zubereitet, so wird es so

trocken, daß es sich Monate lang hält, ohne zu verderben.

Die Weißen, welche in den Affengegenden leben, essen den Affenbraten eben so gern, wie die Indianer. Viele werden sogar große Liebhaber desselben. Sie pflegen ihn jedoch auf andere Art zuzubereiten. Sie schneiden den Kopf und die Hände ab, ehe sie in auftragen, so daß das kinderähnliche Aussehen weniger bemerkbar ist.

Einige Affenarten schmecken besser als andere, und es giebt mehrere, welche die weißen Affenesser nicht anrühren.

Den Indianern scheinen sie Alle gleich gut zu behagen, und sie verzehren sämmtliche Arten ohne Unterschied, es mögen Heuler oder Ateles, Capuciner oder Ouistitis, Sajous oder Sakis oder sonst eine Sorte sein. Das Affenfleisch nimmt in der That bei vielen Indianerstämmen die nämliche Stelle ein, wie das Hammelfleisch in England, und sie betrachten es als stehende Fleischspeise. In jenen Gegenden ist allerdings kein anderes Thier so verbreitet, wie der Affe, und mit Ausnahme der Vögel und Fische haben sie wenig Gelegenheit, eine andere Art von Nahrung aus dem Thierreiche zu erlangen.

KAPITEL 12. EIN UNERWARTETER GAST.

Guapo saß am Feuer und erwartete geduldig das Gahrwerden des Marimonda. Die Uebrigen hatten ihr Abendessen verzehrt und saßen in einiger Entfernung.

Sie blickten auf den breiten Fluß hinaus und beobachteten die Bewegungen der manchfaltigen Vögel. Sie konnten am anderen Ufer große scharlachrothe Flamingos und kleinere Vögel von der Ibisart sehen. Sie bemerkten den Tigerkranich, der diesen Namen wegen seiner Farbe und der Flecken führt, welche der Zeichnung des Jaguars ähnlich sind. In dem hohen Schilf am Ufer flatterten die Ciganos oder Zigeunervögel mit ihrer großen Haube umher, die wie Fasanen aussahen, denen sie jedoch in Hinsicht des Fleisches keineswegs gleichkommen. Das Fleisch des Cigano ist in der That so bitter und unschmackhaft, daß es selbst von den Indianern nicht gegessen wird.

Auf einem kahlen, über das Wasser ragenden Zweige sahen sie den einsamen himmelblauen Königsfischer sitzen; der große Harpyenadler, der, wie sein weißköpfiger Vetter des Nordens, ein Fischfresser ist, zog über die Fläche des Wassers, und von Zeit zu Zeit ließen Flüge von Bisamenten die Luft von ihren starken, breiten Flügeln wiederhallen.

Sie sahen ferner den Bootsschnabel oder Krabbenfresser, einen merkwürdigen Vogel aus dem Reihergeschlechte, mit einem großen Schnabel, der die Gestalt von zwei, mit den concaven Seiten an einander gelegten Booten hat. Dieser saß, wie der Königsfischer, einsam auf einem hervorspringenden Zweige, von wo aus er von Zeit zu Zeit in das seichte Wasser tauchte, um mit seinen mächtigen Freßwerkzeugen die kleinen Fische, Frösche und Schaalthiere heraus zu schaufeln.

Sie beobachteten noch einen anderen merkwürdigen Vogel, der etwas von dem Aussehen des Wasserhuhns hatte, welchem Geschlechte er auch in seinen Gewohnheiten ähnlich ist. Dies war der treue Jacana oder Chuza, wie er auch an einigen Orten heißt. Es giebt in Südamerika mehrere Arten des Chuza, während andere sich in den Tropengegenden des Ostens vorfinden. Der unter dem Namen des treuen Jacana bekannte hat einen Körper von der Größe eines gewöhnlichen Huhnes, aber seine Beine und sein Hals sind länger, so daß er stehend $1\frac{1}{2}$ Fuß hoch ist. Der Körper hat eine bräunliche Farbe, und auf dem Halse findet sich im Nacken eine Haube von 12 schwarzen, 3 Zoll langen Federn. An der Ecke der Flügelgelenke hat der Vogel hornige Sporen, die einen halben Zoll lang sind und womit er sich vertheidigen kann, wenn er angegriffen wird. Er ist jedoch ein friedfertiger Vogel und gebraucht dieselben nur zur Vertheidigung. Das eigenthümlichste Kennzeichen des Jacana bilden seine langen Zehen und Krallen. Er hat an jedem Fuße vier, nämlich drei nach vorn und eine nach hinten gerichtete, und wenn der Vogel steht, so bedecken diese einen fast eben so großen Raum, wie sein Körper selbst, sodaß sie auf gewöhnlichem Boden die Freiheit seiner Bewegungen hemmen. Aber diese ausgespreizten Füße sind nicht für gewöhnlichen Boden bestimmt. Sie sind ihm verliehen, um leicht über die Blätter der Wasserlilien und andere nachgebende Gegenstände hinwegkommen zu können, wo ein gewöhnlicher Fuß sofort einsinken würde.

Da die Natur sie zu diesem Zwecke bestimmt hat, so entsprechen sie demselben natürlicherweise ausgezeichnet, und der Jacana gleitet über die Oberfläche mit Lilien bedeckter Teiche oder Flüsse, ohne einzusinken. Er sucht von den Blättern die darauf lebenden Insecten und Larven ab, welche hauptsächlich seine Nahrung bilden.

Der Jacana stößt einen eigenthümlichen Schrei aus, wenn er beunruhigt wird. Er bleibt den ganzen Tag über stumm, und eben so bei Nacht, wenn er nicht durch die Annäherung einer Gefahr gestört wird, wo er seinen Alarmruf ausstößt. Er hat ein so feines Gehör, daß er das geringste, durch einen Herbeikommenden verursachte Geräusch oder Rascheln gewahr wird. Aus diesem Grunde haben einige Indianerstämme den Jacana gezähmt und benutzen ihn als Schildwache oder Hofhund, der sie in der Dunkelheit der Nacht von der Annäherung ihrer Feinde benachrichtigt. Die spanischen Amerikaner machen noch einen anderen Gebrauch von demselben. Sie zähmen ihn und lassen ihn mit dem anderen Geflügel umherlaufen. Dieses vertheidigt der Jacana, wenn es von Falken oder anderen Raubvögeln angegriffen wird, mit seinen spitzigen Flügelsporen, und es gelingt ihm gewöhnlich, den Feind in die Flucht zu schlagen. Er verläßt die Heerde nie, sondern begleitet sie bei allen ihren Bewegungen und pflegt seine Schutzbefohlenen mit großer Wuth und Energie zu vertheidigen.

Außer den Wasservögeln, welche unsere Reisenden beobachteten, bemerkten sie noch auf dem Lande und in

den Bäumen umherflatternd viele Arten. Es gab Heerden von Papageien und Kakadupaare – denn diese Vögel leben gewöhnlich paarweise – sie sahen Trogons und Pfefferfresser, so wie deren Verwandte, die Aracaris, und auch die Regenschirmschnatterer, von welchen es eine ganz weiße Art giebt, und in geringer Ferne erblickten sie auf einem fruchtbedeckten Baume einen Flug der schneeweißen Glockenvögel. Diese sind ungefähr so groß, wie Amseln und haben breite Schnäbel, aus deren Basis ein fleischiger Lappen hervorwächst, der, wie bei dem Truthahne, fast drei Zoll herabhängt. Den Namen Glockenvogel haben sie wegen des hellen, glockenähnlichen Klanges ihres Rufes erhalten, welchen sie gegen die Mitte des Tages, wo die meisten anderen Geschöpfe der Tropenwelt stumm sind oder schlafen, erschallen lassen.

Don Pablo hatte als Naturforscher natürlicherweise ein Interesse an allen diesen Vögeln und beobachtete ihre Gewohnheiten und Bewegungen mit Aufmerksamkeit. Es gab unter denselben keinen, von welchem er nicht eine merkwürdige Geschichte zu erzählen gehabt hätte, und auf diese Weise verkürzte er die Zeit nach dem Abendessen. Es war für sie noch zu zeitig, sich zur Ruhe zu begeben – die Sonne war noch nicht einmal untergegangen, und Guapo hatte sogar sein Abendbrot noch nicht verzehrt, obschon diese Mahlzeit jetzt nahe bevorstand. Der Marimonda fing an, zu verkohlen und schwarz zu werden und mußte bald zum Essen bereit sein.

Guapo saß neben dem Feuer und störte von Zeit zu Zeit mit einer langen Stange, welche er in der Hand hatte, die Gluth auf, während seine Augen dann und wann auf dem Marimonda ruhten, der sich ihm gerade gegenüber befand.

Endlich schien der Affe vollkommen gahr zu sein, und er beugte sich eben, mit seinem Machete in der einen Hand und einem gabelförmigen Aste in der anderen, vorwärts, um ihn vom Feuer zu nehmen, als er zu seinem Schrecken den Boden sich unter ihm bewegen fühlte, so daß er taumelte und fast umfiel. Ehe er seine Fassung wieder erlangen konnte, hob sich die Erde nochmals und man hörte einen lauten Knall, wie die Explosion einer furchtbaren Maschine. Es folgte ein neues Heben – ein neuer Knall – die Erde öffnete sich in einem langen Spalte – der Rost von Palmenholz, die halbverbrannten Kohlen und der verkohlte Affe wurden nach allen Richtungen umhergeworfen, und Guapo stürzte, alle Vier von sich streckend, zu Boden. War es ein Erdbeben? So dachten die Anderen, die aufgesprungen waren und in höchster Bestürzung umherliefen, wobei die Frauen laut kreischten. Guapo war einen Augenblick lang der nämlichen Meinung.

Dieser Glaube war jedoch nur von kurzer Dauer. Die Stöße wiederholten sich. Der getrocknete Schlamm flog in großen Stücken umher und das verbrannte Holz und die Splitter wurden in die Luft geschleudert. Der Rauch derselben hüllte den Ort ein, aber durch den Dampf konnten die erschrockenen Zuschauer bemerken, daß ein

großer Körper in Bewegung war und anscheinend um sein Leben kämpfte. Im nächsten Augenblicke brach er durch die nachgebende Schlammdecke, worin er einen langen Riß hervorbrachte, und vor ihren Augen zeigte sich die widerwärtige Gestalt eines riesigen Crocodils!

Ogleich dies nicht so schlimm war, wie ein Erdbeben, so gewährte doch das Ungeheuer einen grausenhaften Anblick. Es war eins der größten, da es fast eine Länge von 20 Fuß und einen Körper von größerer Stärke, als der eines Mannes, hatte. Seine mächtigen Kinnladen waren allein mehrere Fuß lang, und die deutlich zu erblickenden ungeheuren Zähne gaben ihm ein fürchterliches Aussehen. Sein Rachen war weit geöffnet, als ob es nach Luft schnappte, und aus seiner Kehle drang ein lautes Gebrüll, das wie ein Gemisch aus dem Grunzen eines Schweines und dem Brüllen eines Ochsen klang. Die Luft war von einem starken Moschusgeruche erfüllt, welchen der Körper des Thieres verbreitete, und bei dem, durch das Crocodil selbst hervorgebrachten Lärme, dem Kreischen und Rufen der Gesellschaft, dem Geschreie der verschiedenartigen Vögel – denn auch diese hatten eingestimmt – war es eine Zeitlang unmöglich, in dem Aufruhr ein Wort zu verstehen. Es war in der That ein Schauspiel der Verwirrung. Don Pablo und seine Familie liefen hin und her – Guapo wälzte sich auf der Stelle, wo er hingefallen war, und die große Eidechse krümmte sich und schlug mit dem Schwanze, so daß Töpfe, Pfannen,

halbverbrannte Scheite und selbst Guapo's Affe nach allen Richtungen flogen. Eine so belebte Scene konnte natürlicherweise nicht lange dauern. Sie mußte auf irgend eine Art ein Ende nehmen. Guapo, der sich bald wieder faßte, hatte, als er sah, wodurch er umgeworfen worden war, bereits einen Plan gefaßt, um sie zum Schlusse zu bringen. Er lief nach seinem Beile, das glücklicherweise außer dem Bereiche des Schwanzes des Crocodils lag, und nachdem er dasselbe glücklich erreicht hatte, näherte er sich leise mit der Absicht, einen Schlag zu führen. Er lenkte seine Schritte auf die Schwanzwurzel des Reptils zu, denn er wußte, daß dies der einzige Ort sei, wo ein Axthieb dasselbe lähmen könne, aber als er sich eben in gehöriger Nähe befand, drehte sich das Thier plötzlich um, wobei es seinen Schwanz wie ein Stück Fischbein herumschnellen ließ. Guapo sprang so eilig, als nur ein Indianer von seinen Jahren thun konnte, zurück, aber doch nicht schnell genug, um sich völlig in Sicherheit zu bringen. Es fehlten ihm noch ungefähr acht Zoll, aber Zolle waren in diesem Falle für den Zweck des Crocodils ebenso gut wie Meilen, denn ungefähr acht Zoll von der Spitze seines Schwanzes berührten klatschend die nackten Schienbeine Guapo's und ließen den alten Indianer einen Purzelbaum machen.

Zum Glück wurden Guapo's Schienbeine nicht wie ein Paar Stangen Siegellack zerbrochen wie es er Fall gewesen sein würde, wenn das Crocodil den Schlag mit seiner ganzen Kraft geführt hätte. So wurden sie nur geschrammt, und Guapo sprang auf und lief nach seiner

Axt, denn diese Waffe war ihm mehrere Schritte weit aus den Händen geflogen.

Als er dieselbe wieder erfaßt hatte, befand sich jedoch der Saurier nicht mehr auf festem Boden. Seine neugeöffneten Augen – die sich vielleicht seit Monaten zum ersten Male wieder aufgethan hatten, erblickten das nahe Wasser, er kroch ein Paar Schritte vorwärts und warf seinen häßlichen, schlammbedeckten Körper in das willkommene Element, Im folgenden Augenblicke hatte er untergetaucht und war nicht mehr zu sehen.

KAPITEL 13. DAS CROCODIL UND DIE CAPIVARAS.

Guapo war an jenem Abende nicht in der Laune, an der Unterhaltung Vergnügen zu finden. Das Crocodil hatte ihn um sein Lieblingsgericht geprellt. Der Affe war in Atome zerschmettert, und die noch zusammenhängenden Stücke hatten über und über eine Schlammdecke. Er war selbst für einen Indianer ungenießbar, und Guapo mußte sich mit einer getrockneten Banane und einem Stücke gedörrten Pferdefleisch begnügen.

Don Pablo und die Uebrigen besichtigten natürlich voll Neugierde die große Höhlung im Schlamme, welche das Crocodil enthalten hatte. Dort hatte es Monate lang während der trockenen Jahreszeit im erstarrten Zustande gelegen, in welchem es ohne Zweifel noch länger geblieben sein würde, wenn es nicht von dem, durch Guapo über ihm aufgethürmten großen Feuer aufgestört worden wäre. Dies war die Ursache seiner plötzlichen Wiederauferstehung, denn die Crocodile, welche sich so vergraben,

kommen gewöhnlich erst nach Anfang der Regenzeit wieder heraus.

Es war ein echtes langschnäuziges Crocodil, wie Don Pablo während der kurzen Zeit, die ihm gestattet war, wahrgenommen hatte, und kein Alligator – denn es muß hier bemerkt werden, daß man das echte Crocodil in vielen Theilen von Südamerika so wie auf mehreren der westindischen Inseln findet. Man hat lange Zeit geglaubt, daß es in Amerika nur Alligators gäbe und daß das Crocodil auf den östlichen Continent beschränkt sei. Jetzt ist es bekannt, daß wenigstens eine Art von Crocodilen zu den amerikanischen Thieren gehört und daß mehrere verschiedene Arten Alligators Bewohner der neuen Welt sind. Es giebt hier den Mississippi-Alligator – den Kaiman der spanischen Amerikaner, ferner den Brillenalligator, eine südliche Art, welche wegen eines Paares von Ringen um seine Augen, die Aehnlichkeit mit einer Brille haben, so genannt wird, und dann giebt es noch eine kleinere Art, welche der Bava heißt und sich im Valencia-See und vielen südamerikanischen Flüssen vorfindet. Letztere Art wird von den Indianern stark gejagt, die, obgleich sie Theile aller dieser Thiere essen, doch das Fleisch des Bava dem aller anderen vorziehen. Sie hatten nicht beabsichtigt, während dieser Nacht Wache zu halten, da die nackte Landzunge ein sicherer Ort zum Schlafen schien, jetzt aber, nach ihrem Abenteuer mit dem Crocodile,

wurden sie anderer Meinung und beschlossen, wie früher Wache zu halten. Das Ungeheuer konnte leicht wieder aus dem Wasser kriechen, und nach der Größe seines Rachens zu schließen, war die Voraussetzung nicht unwahrscheinlich, daß es im Stande sei, eins der kleineren Mitglieder der Gesellschaft auf einen einzigen Bissen zu verschlingen. Damit es nicht zurückkehre, um entweder seine Zähne oder seinen Schwanz zu gebrauchen, wurde die Wache wie in anderen Nächten aufgestellt, so daß Leon zuerst an die Reihe kam, Guapo diesem folgte und Don Pablo bis zu Tagesanbruche munter blieb. Die Nacht verfloß jedoch ohne ungewöhnliche Störung, und obgleich sie von Zeit zu Zeit nebenan im Wasser ein Plätschern hörten, so sahen sie doch bis zum Morgen nichts von dem Crocodile.

Sie waren vor Tagesanbruche munter und auf den Füßen, und da das Feuer die ganze Nacht hindurch in Brand gehalten worden war, so hatten sie jetzt nichts weiter zu thun, als die glühenden Kohlen zusammenzuscharren und den Kaffeekessel darüber zu hängen. Als das Frühstück schon zubereitet war und sie sich zu demselben niedersetzten, hatte sich das Tageslicht noch nicht vollständig eingestellt.

Während sie hiermit beschäftigt waren, bemerkten sie auf der schlammigen Landzunge da, wo sich dieselbe mit dem festen Lande vereinigte, eine Reihe Flamingos. Sie standen in einer Linie da, wie Soldaten, einige von ihnen auf einem Beine, wie diese Vögel zu thun pflegen. In der Dämmerung erschienen sie ungewöhnlich groß, aber

als es ein wenig heller wurde, bemerkten unsere Reisenden, daß sie nicht auf der Erde, sondern auf einem hohen Stamme standen. Dies ließ sie natürlicherweise größer erscheinen. Sie befanden sich gerade auf dem nämlichen Wege, welchen Guapo und Leon am Abende vorher eingeschlagen hatten um Holz zu holen. Nun erinnerte sich aber weder Guapo noch Leon eines Stammes. Sie waren überzeugt, daß keiner dagewesen war, da sie ihn sonst zu Brennholz zerschnitten hätten. Dies stand fest, und es erschien ihnen unerklärlich, wer während der Nacht einen Stamm dorthin gerollt haben könne.

Während sie noch hierüber sprachen, wurde es heller, und zu aller Erstaunen erwies sich jetzt Das, was sie Alle für einen Stamm gehalten hatten, als nichts Geringeres, als ihr alter Bekannter, das Crocodil. Guapo war der Einzige, der in diesem Anblicke nichts fand, was ihn in Erstaunen gesetzt hätte, da er, wie Jeder, der entweder auf dem Amazonenstrom oder Orinoko reist, einen ähnlichen schon oft gehabt hatte.

Die Flamingos waren, so weit das Crocodil in Betracht kam, vollkommen sicher und wußten dies auch. So lange sie sich außer dem Bereiche seiner Kinnladen und seines Schwanzes hielten, konnte es ihnen keinen Schaden zufügen. Obgleich es sich nach beiden Seiten biegen kann, so daß es die Spitze seines Schwanzes erreicht, so ist es trotz aller Anstrengungen nicht im Stande, irgend einen Theil seines Rückens zu berühren. Dies wissen die Flamingos und andere Vögel recht gut, und da sich diese Thiere gern auf eine erhöhte Stelle setzen, so benutzen

sie oft hierzu den langen zackigen Rücken des Crocodils oder des Kaimans.

Als es heller wurde, saßen die Flamingos noch immer still und schienen durch die Bewegungen im Lager, das ungefähr 100 Schritte von ihrem Platze entfernt war, nicht beunruhigt zu werden. Wahrscheinlich waren sie noch nie von Jägern erschreckt worden, denn diese Thiere sind in Gegenden, wo sie gejagt werden, außerordentlich scheu. Plötzlich erhob sich der ganze Flug, wie auf ein gegebenes Signal, und flog mit lautem Geschreie davon. Sie sahen, wie sich das Crocodil gleichfalls bewegte, aber dies war es nicht, was sie fortgescheucht hatte. Erst nachdem sie fort waren, hatte es sich geregt, und selbst im anderen Falle würden sie seine Bewegungen nicht beachtet haben, da man diese Thiere oft auf einem kriechenden Crocodile sitzen sieht.

Sie waren durch etwas Anderes erschreckt worden, und zwar durch ein Geräusch in dem Gebüsche hinter ihnen, welches jetzt in Lager deutlich gehört wurde. Dies war ein Rascheln im Laube und ein Knistern der Zweige, als ob der Lärm durch mehrere Thiere hervorgebracht würde. So zeigte es sich auch, denn im folgenden Augenblick sprangen gegen zwanzig Thiere aus dem Gebüsche und liefen auf das Wasser zu.

Diese Geschöpfe sahen seltsam genug aus, um die Aufmerksamkeit aller im Lager Befindlichen auf sich zu ziehen. Sie waren ungefähr von der Größe kleiner Schweine, ziemlich von der nämlichen Gestalt und, gerade wie manche Schweine, mit dünnen, sandfarbigen borstigen

Haaren bedeckt. Sie hatten jedoch keine Schweineköpfe. Ihre Köpfe glichen genau denen der grauen Kaninchen, und anstatt der Hufe hatten sie Klauen und Zehen. Dies gab ihnen ein viel leichteres Aussehen, als das der Schweine, und dennoch liefen sie nicht so schnell, obgleich sie, als sie zuerst bemerkt wurden, ihr Möglichstes zu thun schienen.

Unsere Reisenden erkannten sie sofort, denn es waren Thiere, die an allen Flüssen der wärmeren Theile von Südamerika sehr häufig sind. Es waren Capivaras oder, wie sie auch genannt werden, Chiguires. Diese Thiere sind dem amerikanischen Continente eigenthümlich. Sie sind in der That Meerschweine im großen Maaßstabe und haben die schlagendste Aehnlichkeit mit diesen wohlbekanntem Thieren, außer in der Größe und Farbe, da die Capivaras gleichförmig rothbraun sind. Sie gehören zu derselben Gattung wie die Meerschweine, obgleich die Systematiker sie in eine besondere gebracht und auch noch eine dritte Gattung gemacht haben, um ein anderes Thier von sehr ähnlicher Gestalt und Gewohnheiten unterzubringen. Dies ist das Moco, welches an Größe zwischen dem Capivara und dem Meerschweine steht, aber von gräulich olivengelber Farbe ist. Alle drei sind in Südamerika einheimisch und finden sich im wilden Zustande nur dort.

Alle drei sind Nagethiere, und das Capivara ist das größte bekannte Nagethier. Außerdem ist es eben so sehr wie der Tapir amphibisch und findet sich nur an den Ufern der Flüsse. Es ist im Wasser besser zu Hause, als auf

dem festen Lande, oder vielleicht hat es auf dem letzteren zahlreichere Feinde, obgleich es ihm daran in keinem Elemente fehlt.

Die Capivaraheerde bestand auch beinahe zwanzig Stück und eilte, so schnell sie konnte, auf das Wasser zu. Das Crocodil lag gerade auf ihrem Wege, aber ihre schwarzen hervorstehenden Augen schienen mit einem Gegenstande hinter ihnen beschäftigt zu sein, und sie waren fast bis dicht an den Körper des Reptils gelaufen, ehe sie dasselbe gewahr wurden. Sie stießen eine Art von Grunzen aus und machten eine kurze Pause. Einige sprangen in die Höhe und über dasselbe hinweg – andere versuchten, um es herumzugehen. Es gelang Allen, mit Ausnahme eines Einzigen, denn das Crocodil, das ohne Zweifel den ganzen Morgen deswegen auf der Lauer gewesen war, hatte sich, als es die Annäherung der Capivaras bemerkte, in halbmondförmige Gestalt zusammengezogen und schnellte sich, als sie vorüberkamen, plötzlich auf. Sein gewichtiger Schweif traf klatschend das Nächste, das mehrere Ellen weit fortgeschleudert wurde, wo es nach ein Paar Zuckungen mausetodt liegen blieb.

KAPITEL 14. DER KAMPF DES JAGUARS MIT DEM CROCODILE.

Die Chiguire, welche an dem Crocodile vorübergeflogen waren, sprangen im folgenden Augenblicke in den Fluß und verschwanden unter dem Wasser. Nach Minuten mußten sie wieder an die Oberfläche kommen, um

Athem zu schöpfen, aber in solcher Entfernung brauchten sie keine weitere Verfolgung von dem nämlichen Feinde zu fürchten.

Von dem Augenblicke an, wo sie ganz aus dem Gebüsche waren, schenken ihnen unsere Reisenden weiter keine Aufmerksamkeit. Sie sahen, daß das Crocodil eins derselben niedergeschmettert hatte, aber die Augen Guapo's und Don Pablo's waren auf einen anderen Ort gerichtet, und zwar auf die Stelle, wo die Chiguirensen aus dem Unterholze gekommen waren. Sie wußten, daß die Thiere nicht in ihrer gewöhnlichen Art herbeikamen, als ob sie zum Saufen oder ihrer Nahrung nach an den Fluß kämen. Ihre Borsten waren gestäubt, sie waren aufgeregt und erschrocken und wurden ohne Zweifel verfolgt.

Aber wer war ihr Verfolger? Es konnte ein Ocelot, oder der Jaguar und, oder eine der kleineren Katzen sein, denn viele von diesen stellen dem hilflosen Capivara nach. Es konnte eine derselben sein, aber es war auch möglich, daß es ein Jaguar war.

Es war allerdings der Jaguar. Während sie mit besorgten Blicken auf das Gebüsch schauten, sahen sie, wie sich das Laub bewegte und sich dann ein schöner, aber furchtbarer Gegenstand, der gefleckte Kopf eines Jaguars, vorstreckte. Er verweilte einen Augenblick, als ob er recognoscire und dann glitt der ganze Körper hell und glänzend aus dem Laube und stellte sich kühn vor das Unterholz hin. Hier machte er wieder auf einen Augenblick Halt – nur einen Augenblick. Das Crocodil hatte sich wieder umgedreht und stand im Begriffe, seine Kinnladen

über den Körper des Capivara zu schließen, als der Jaguar dies bemerkte, einen lauten Schrei ausstieß, einen Satz vorwärts that und das todte Thier fast im nämlichen Augenblicke packte.

Jetzt standen sie einander gegenüber – die große Eidechse und die mächtige Katze, und zwischen ihnen lag ihre gemeinschaftliche Beute. Beide hatten dieselbe mit ihren kraftvollen Kinnladen festgepackt, und Jedes schien entschlossen, das Erfaßte fest zu halten. Die gelben Augen des Jaguars schienen Flammen zu sprühen, und die schwarzen tiefliegenden Pupillen des Sauriers glänzten von einem funkelnden und tödtlichen Lichte. Es war ein grauenhafter Anblick.

Beide blieben einige Secunden lang, anscheinend einander in die Augen blickend, stehen, wobei Jedes die Beute festhielt. Der Schweif des Jaguars zitterte in schnellen, zornigen Windungen, während der des Crocodils in einem Halbkreise gebogen dalag, als ob er in Bereitschaft wäre, augenblicklich losgeschneit zu werden.

Diese Unthätigkeit dauerte nicht lange. Die Wuth des Jaguars war augenscheinlich im Wachsen. Er ergrimmete darüber, daß er, der König des amerikanischen Waldes, einen solchen Widerstand gegen seinen Willen fand, und das Crocodil war allerdings so ziemlich das einzige Geschöpf in der ganzen, weiten Montanja, welches wagen durfte, sich ihm im offenen Kampfe entgegenzustellen. Aber er war entschlossen, selbst diesen Feind zu besiegen, und bereitete sich hierzu vor.

Er hielt noch immer das Capivara fest und wartete auf den günstigen Augenblick, aber plötzlich sprang er, die großen Tatzen weit vorstreckend, auf. Es war seine Absicht, seinem Gegner das Auge auszukratzen, denn er wußte recht gut, daß derselbe weder an seiner langen Schnauze, noch an seinen drohenden Kinnladen, noch selbst an der zähen, schuppigen Haut seines Halses verwundbar war. Nur seine Augen konnten verwundet werden, und diese bildeten den Gegenstand des Angriffes des Jaguars. Der Schlag war verfehlt. Das Crocodil hatte ein solches Manöver erwartet, erhob sich plötzlich, warf eins seiner großen, schuppenbesetzten Vorderbeine in die Höhe und wehrte den Schlag ab. Da der Jaguar fürchtete, von den starken Vorderpfoten des Sauriers gepackt zu werden, so zog er sich in seine frühere Stellung zurück.

Dieses Manöver und die Vertheidigung dagegen wurden mehrere Male wiederholt, und obgleich der Kampf jedes Mal ein wenig länger als vorher dauerte and Beide mit den Schweifen schlugen, die Zähne fletschten und einander mit den Krallen kratzten, so schien doch keiner der Kämpfenden einen Vortheil zu erlangen. Bei beiden hatte die Wuth den höchsten Punkt erreicht, und ein dritter Feind, der sich dem Orte genähert hätte, würde von keinem beachtet worden sein.

Der Kopf des Crocodils war von Anfang an nach dem Wasser gerichtet gewesen, von dem es sich nicht mehr als 10 Fuß entfernt befand. Es war in der That damit beschäftigt, seine Beute auf dasselbe zuzuschleppen, als es durch den Angriff des Jaguars unterbrochen wurde, und

jetzt rückte es bei jeder möglichen Gelegenheit in dieser Richtung vor. Es wußte, daß es dort, in seinem eigenen Elemente, seinem gefleckten Gegner mehr als gewachsen war, und hätte ohne Zweifel dem Kampfe durch das Aufgeben seiner Beute ausweichen können. Wenn es ein kleineres Crocodil gewesen wäre, so würde es dies nur gar zu gern gethan haben, aber so verließ es sich auf seine Größe und Stärke, und vielleicht nicht wenig auf seine gerechte Sache, und war entschlossen, den Ort nicht zu verlassen, ohne das Capirova mitzunehmen.

Der Jaguar dagegen war ebenso entschlossen, daß dies nicht geschehen solle. Auch er hatte seine Rechte. Das Capirova würde nicht so leicht getödtet worden sein, wenn er es nicht hinten aufgeschreckt hätte – und außerdem befand sich das Crocodil nicht in seinem Elemente. Es trieb Wilddieberei in dem Gebiete des Waldmonarchen.

Das Crocodil gewann nach und nach Boden – bei jeder neuen Pause im Kampfe drängte es vorwärts, wobei es das Chiguire vor sich her schob und auf diese Art seinen Gegner zwang, zurückzuweichen.

Endlich fühlte der Jaguar, wie seine Hinterbeine das Wasser berührten, und dies schien wie ein elektrischer Schlag auf ihn zu wirken. Plötzlich ließ er das Capirova fahren, lief ein Paar Fuß weit vorwärts, legte den Körper flach auf die Erde und machte sich zu einem mächtigen Sprunge fertig. Vor Ablauf einer Secunde warf er seinen Körper hoch in die Luft und kam auf den Rücken des Crocodils gerade über der Vorderschenkeln wieder

herab. Er setzte sich jedoch dort nicht fest, sondern lief schnell auf dem Rücken, des Sauriers auf dessen hinteren Theil zu, und man konnte seine Tatzen auf der schuppigen Haut rasseln hören. Im nächsten Augenblicke sah man ihn flach auf dem Körper des Crocodils liegen und mit den Zähnen wüthend die Schwanzwurzel desselben zerfleischen. Er wußte, daß dies nach dem Auge die verletzbarste Stelle seines Gegners sei, und würde, wenn er nur ein Paar Minuten Zeit gehabt hätte, das Crocodil bald kampfunfähig gemacht haben, denn wenn er die Schwanzwurzel desselben ernstlich verwundete, so hätte er sein vorzüglichstes Vertheidigungsmittel zerstört.

Es würde dem Jaguar geglückt sein, wenn dieser Zusammenstoß nur ein Dutzend Schritte weiter vom Wasser stattgefunden hätte. Aber das Crocodil befand sich dicht am Rande des Flusses, und da es sah, daß es sich im Nachtheile befand und keine Hoffnung hatte, seinen Gegner abzuschlütteln, so ließ es das Capivara fallen, kroch vorwärts und stürzte sich in das Wasser. Als es sich ganz in demselben befand, schoß es wie ein Pfeil vom Ufer hinweg, indem es den Jaguar mit sich forttrug, und war im folgenden Augenblicke in der Tiefe des Flusses verschwunden. Das Wasser wurde durch die Schläge seiner Beine und seines Schwanzes zu Schaum gepeitscht, aber in der Mitte desselben sah man den gelben Körper des Jaguars an die Oberfläche kommen, sich ein Paar Mal umwenden, als ob er seinen verhaßten Feind suche, worauf das Thier die Richtung nach dem Ufer nahm und herauskletterte. Er blieb einen Augenblick stehen und schaute in

das Wasser zurück. Er schien weniger eingeschüchtert als erzürnt zu sein und zukünftige Rache zu geloben, worauf er den halbzerfleischten Körper des Capivara erfaßte, denselben leicht auf die Schulter warf und in das Dickicht davon trabte.

Unsere Reisenden hatten dieses Schauspiel weder aufmerksam noch fortwährend beobachtet. Sie waren die ganze Zeit über zu sehr beschäftigt gewesen. Sie hatten von Anfang an alles Mögliche gethan, um von der Stelle fortzukommen, da sie fürchteten, daß der Jaguar entweder zuerst das Crocodil überwältigen und dann sie angreifen würde, oder daß es ihm, nachdem er von Letzterem zurückgeschlagen worden wäre, einfallen könne, sie dadurch zu rächen, daß er morde, was er nur erreichen könne. In Folge dieser Befürchtungen hatten sie schleunig Alles an Bord geschafft, ihre Kabel hereingeholt und die Balza vom Ufer abgestoßen. Als der Kampf seine Endschaft erreichte, waren sie vollkommen in die Strömung gelangt und das Floß glitt, als eben der Jaguar verschwand, schnell auf dem breiten, wellengekräuselten Flusse hinab.

KAPITEL 15. EIN ABENTEUER MIT EINER ANACONDA.

Sie reis'ten mehrere Tage lang stromabwärts, ohne daß sich ein Vorfall von besonderem Interesse zugetragen hätte. Ein Paar Mal bemerkten sie Indianer am Ufer, aber diese schienen, anstatt ihre Canoes zu besteigen, über ein so große Fahrzeug zu erschrecken und blieben bei ihren Maloccas oder großen Dorfhäusern, in welchen

allemaal mehrere Familien zusammenleben. Da unseren Reisenden nichts daran lag, mit ihnen etwas zu thun zu haben, so waren sie sehr froh darüber, unbelästigt bei ihnen vorbeizukommen, und deshalb fuhren sie jederzeit, wo sie am Ufer Indianerspuren zu bemerken glaubten, noch mehrere Stunden weiter, ohne anzuhalten.

Als sie eines Abends die Balza anlegten, ereignete sich ein merkwürdiger Vorfall, der sie zwang, noch etwas stromabwärts zu fahren, und sie sogar noch fast genöthigt hätte. Die ganze Nacht hindurch zu schiffen, was eine gefährliche Sache gewesen sein würde, da die Strömung an dieser Stelle gerade stark und reißend war.

Sie hatten sich seit einiger Zeit nach einem guten Lagerplatze umgesehen, da ihre gewöhnliche Stunde zum Anhalten gekommen war. Es zeigte sich jedoch mehrere Meilen weit seine Lichtung. Die Ufer waren an beiden Seiten bis an den Flußrand bewaldet, und die Zweige der Bäume reichten sogar bis in's Wasser. Endlich erblickten sie ein natürliches Floß, welches in einer Biegung des Stromes durch Treibholz gebildet worden war, und da die Stämme dicht und sogar übereinander gehäuft dalagen, schien es ein ausgezeichnete Ort zum Aufschlagen des Lagers zu sein. Es war auf jeden Fall besser, als wenn sie versucht hätten, das dichte Röhricht zu durchdringen, auf welches sie überall stießen. Die Balza wurde daher auf das Floß zugelenkt und schwamm bald neben demselben.

Sie waren bereits auf dem Flosse gelandet, das trocken und fest war und ihrem Zwecke ganz gut entsprochen

haben würde, als sie plötzlich Guapo einen Ruf ausstoßen hörten, welcher zeigte, daß nicht Alles in Ordnung sei. Die Uebrigen sahen ihn an, um eine Erklärung zu erhalten. Er stand am Rande des schwimmenden Holzes, gerade wo die Balza dasselbe berührte, und streckte die Arme auf eine Art aus, welche Unruhe ausdrückte. Alle eilten hinzu. Sie erkannten mit einem Blicke, was es gab. Tausende von rothen Ameisen kletterten von dem Flosse auf die Balza! Tausende – nein, es würde der Wahrheit näher kommen, wenn ich sagte Millionen!

Don Pablo, sah auf den ersten Blick, daß es ein furchtbares Unglück, sein würde, wenn diese Geschöpfe auf der Balza Fuß faßten. Es waren nicht allein die gefürchteten stechenden Ameisen, sondern sie würden auch in kurzer Zeit nichts am Bord übrig gelassen haben. Sie hätten in wenigen Stunden seine ganzen Vorräthe – seine Rinde, seine Vanille und seine Wurzeln auffressen können. Es war bereits eine beträchtliche Anzahl auf das Canoe gestiegen und bewegte sich darüber hin nach dem Innern der Balza zu.

Er befahl, ohne weitere Zeit zu verlieren, Allen, sich so schnell als möglich an Bord zu begeben und irgend ein Geräth zu ergreifen, das bereits an's Ufer geschafft worden war. Er und Guapo eilten nach den Stangen, und nachdem sie schnell das Kabel losgemacht und eingezogen hatten, fließen sie die Balza in den Fluß hinaus. Hierauf machte sich Don Pablo, während Guapo das große Ruder handhabte, von Leon und Donna Isidora unterstützt mit Schöpfern und Kübeln daran, Wasser auf die

Ameisen zu schütten, bis sie sämmtlich verschwunden und entweder in dem Canoe ersäuft oder in den Fluß geschwemmt waren. Sie konnten von Glück sagen, daß sie diesen sonderbaren Feind noch zu rechter Zeit bemerkt hatten. Wenn dies nicht geschehen wäre, d. h. wenn sie sich schlafen gelegt und die Balza die Nacht hindurch an der Stelle gelassen hätten, wo sie sich befand, so würden sie am Morgen aufgewacht sein, um ihre Vorräthe vollständig vernichtet und die Arbeit eines Jahres im Laufe einer einzigen Nacht nutzlos gemacht zu finden. Dies ist bei den Kaufleuten und Colonisten des tropischen Amerika kein ungewöhnliches Vorkommniß.

Sie waren mit genauer Noth, aber noch glücklich der Gefahr entgangen. Trotzdem fehlte es ihnen aber nicht an Unannehmlichkeiten. Sie konnten meilenweit keine lichte Stelle finden, und da es dunkel wurde, so näherten sie sich dem dicht bewaldeten Ufer und es gelang ihnen, nachdem sie von den Zweigen tüchtig zerkratzt worden waren, endlich das Kabel an einem Baume zu befestigen. Hierauf schwang sich die Balza im Halbkreise und schwamm am Ende des Kabels, während die Hälfte derselben von den langen, herabhängenden Zweigen verdeckt wurde.

Sie verbrachten die Nacht an Bord, denn es hätte nichts genützt, wenn sie versuchten, durch das Gebüsch auf das Ufer zu gelangen, und selbst wenn sie dies durchsetzten, hätten sie sich doch nicht gut in einem Dickichte lagern können; aber auf der anderen Seite gewährte die Balza keine große Bequemlichkeit zum Schlafen, denn

die kleine Toldo oder Cajüte war nicht groß genug, um eine Hangematte darin aufzuhängen. Sie konnte nur wenige, dicht bei einander sitzende Personen fassen und war mehr zu dem Zwecke gebaut worden, die Sonne während der heißen Stunden des Tages abzuhalten, als zum Darinschlafen. Der übrige Raum auf der Balza wurde von der Ladung eingenommen, und diese war so mit abschüssigen und mit Bussublättern bedeckten Seiten aufgestapelt, daß es keine ebene Stelle gab, wo Jemand hätte liegen können. Die Nacht verfloß daher, ohne daß Jemand aus der Gesellschaft viel zum Schlafen kommen konnte. Als die ersten Lichtstrahlen des Tages am östlichen Himmel zu zeigen anfangen, waren Alle munter und bereit, ihren unangenehmen Ankerplatz zu verlassen.

Während sie Anstalt machten, das Kabel loszubinden, bemerkten sie, daß sich gerade unterhalb der Stelle, wo die Balza lag, ein horizontaler Ast weit über den Fluß hinaus streckte. Es war der unterste Ast eines großen Zamangbaumes, der am Ufer, dicht am Rande des Wassers, stand. Er befand sich nicht an der Oberfläche des Wassers, sondern mehrere Fuß über derselben. Es war jedoch trotzdem nicht gewiß, daß er hoch genug sei, um das Dach der Toldo darunter weg zu lassen. Dies war eine wichtige Frage, denn wenn es auch gerade dort keine sehr starke Strömung gab, so war sie doch reißend genug, um die Balza unter diesen Ast zu führen, ehe sie dieselbe in den Fluß hinausbringen konnten. Wenn das Kabel einmal gelös't war, so mußten sie unvermeidlich unter dem Aste des Zamang weggehen, und wenn dieser die

Toldo erfaßte, so mußte er das gebrechliche Dach wie ein Spinnengewebe wegreißen. Dies wäre ein großer Schaden gewesen, der womöglich vermieden werden mußte.

Don Pablo und Guapo verfügten sich nach dem, dem Zweige zunächst gelegenen Ende der Balza und betrachteten denselben eine Zeitlang. Derselbe war 8 – 10 Schritte weit entfernt, aber in der grauen Dämmerung konnten sie seine Höhe nicht richtig beurtheilen und warteten daher, bis es ein wenig heller wurde. Endlich kamen sie zu dem Schlusse, daß der Ast hoch genug sei. Die langen hängenden Blätter – ein eigenthümliches Kennzeichen dieser großen Mimose – und die gesenkten kleinen Zweige reichten viel weiter herab, als der Hauptast, aber diese konnten, selbst wenn sie das Dach berührten, keinen Schaden thun. Man beschloß daher, das Kabel schießen zu lassen.

Es war jetzt heller Tag, denn dies hatte sie eine ziemliche Zeit aufgehalten, aber endlich war Alles fertig, und Guapo knüpfte das Kabel los und holte das Ende an Bord. Die Balza fing an, sich zu bewegen, anfangs jedoch nur langsam, da die Strömung unter dem Gebüsche nur gering war.

Plötzlich wurde die Aufmerksamkeit der Reisenden durch das sonderbare Betragen des gezähmten Affen erregt. Dieses kleine Thier lief hin und her. Zuerst auf das Dach der Toldo, dann wieder herab, wobei es ein durchdringendes Geschrei ausstieß, als ob ihm der Schwanz abgebissen würde. Sie sahen es gerade aus und hinauf zu dem Aste des Zamang blicken, als ob der Gegenstand,

vor welchem es sich fürchtete, dort sei, und Aller Augen richteten sich plötzlich nach der nämlichen Gegend. Wie groß war ihr Entsetzen, als sie den furchtbaren Körper einer ungeheuren Schlange an dem Aste ausgestreckt sahen! Es war nur ein Theil derselben zu bemerken, da deren hintere Hälfte und ihr Schwanz zwischen den Bromelien und Ranken, die den Stamm des Zamang in dichten Massen umgaben, verborgen war. Der Kopf befand sich zwischen den Blättern der Mimose, aber was sie sahen genügte, um sie zu überzeugen, daß es eine der größten Schlangen – die große Wasserboa oder Anaconda war!

Der sichtbare Theil des Körpers war reichlich so dick, wie ein Mannsschenkel, und mit schwarzen Flecken auf einem schmutziggelben Grunde bedeckt. Sie sahen denselben glänzen, während sich das Thier bewegte, denn die Schlange kroch an dem Zweige nach außen. Im folgenden Augenblicke zeigte sich ihr Kopf unter den hängenden Blättern, und die lange, mehrere Zoll weit aus dem Rachen hervorstehende gespaltene Zunge schien die Luft vor sich zu befühlen. Diese Zunge zuckte fortwährend vor und zurück, und ihr klebriger Ueberzug flimmerte im Sonnenscheine und erhöhte noch das zurückstoßende Aussehen des Ungeheuers.

Es wäre unmöglich gewesen, außer ihrem Bereiche vorüber zu kommen. Die Balza glitt gerade unter sie. Sie konnte sich nach Belieben auf dieselbe werfen. Sie konnte Jeden aus der Gesellschaft packen, ohne den Ast zu verlassen. Sie konnte ihren Körper um sie schlingen

und sie mit der Kraft ihrer Muskeln erdrücken. Sie konnte dies Alles thun, sie hatte bereits den Tapir, das Reh, vielleicht den Jaguar selbst erdrückt. Alle an Bord Befindlichen kannten ihre gefährliche Kraft nur zu gut, und der Schrecken malte sich auf jedem Gesichte.

Don Pablo ergriff das Beil und Guapo faßte sein Machete. Donna Isidora, Leon und die kleine Leona standen glücklicherweise an der Thüre der Toldo und eilten, den Zurufen und hastigen Geberden Don Pablo's und Guapo's gehorsam, hinein und warfen sich nieder. Als sie kaum verschwunden waren, kam der Vordertheil der Balza, auf welchem sich Don Pablo und Guapo befanden, dicht unter den Ast und der Kopf der Schlange stand in gleicher Linie mit den ihrigen. Beide führten ihre Streiche fast im nämlichen Augenblicke, aber sie hatten einen unsichern Stand, die Boa fuhr im nämlichen Momente zurück und sie verfehlten Beide ihr Ziel. Im folgenden Augenblicke waren sie von der Strömung außer den Bereich derselben getrieben und hatten keine Gelegenheit, einen zweiten Streich zu führen.

Sobald sie vorüber waren, sank der scheußliche Kopf wieder herab und hing herunter, als ob er warte. Es war ein Augenblick voll tiefer Angst für Don Pablo. Seine Gattin und seine Kinder! Würde sie eins derselben als Opfer wählen und die Anderen lassen? oder –

Es blieb ihm nur wenig Zeit zur Ueberlegung. Der Kopf der Schlange befand sich nur noch drei Fuß von der Toldothüre. Ihre Augen funkelten – sie stand im Begriffe, sich herabzustürzen.

»O Gott, erbarme Dich!« rief Don Pablo, auf die Kniee sinkend, »O Gott!«

In diesem Augenblicke vernahm man einen lauten Schrei. Er kam aus der Toldo, und im nämlichen Augenblicke sah man den Saimiri zur Thüre herausspringen. Er hatte mit den Anderen eine Zuflucht im Innern gesucht, aber gerade, als sich der Kopf der Schlange zeigte, schien er von neuem Schrecken erfaßt zu werden und sprang, wie unter dem Einflusse eines Zaubers kreischend auf den furchtbaren Gegenstand los. Dieser kam ihm auf halbem Wege entgegen. Der weite Rachen schloß sich über ihm, sein Geschrei wurde erstickt, und im folgenden Augenblicke verschwand sein seidener Körper mit dem Kopfe der Anaconda zwischen den Blättern der Mimose. Dann trieb die Balza von dem Aste hinweg und glitt triumphirend hinaus in das offene Wasser.

Don Pablo sprang auf, eilte in die Cajüte und knieete, nachdem er seine Gattin und seine Kinder umarmt hatte, nieder und dankte Gott für deren fast wunderbare Rettung.

KAPITEL 16. DIE MERKWÜRDIGEN BÄUME.

Das Entrinnen aus einer so drohenden Gefahr brachte nach Verlauf der ersten Augenblicke natürlicherweise eine Reaction in den Gefühlen Aller hervor und erfüllte sie mit Freude. Aber trotz alle dem mischte sich darunter das Bedauern, wenn sie an das Schicksal des armen kleinen Affen dachten. Er war ihr einziger Pflegling gewesen

und ein so großer Liebling geworden, daß Jeder jetzt seinen Verlust bedauerte und seine Abwesenheit bei Allen ein Gefühl hervorrief, als ob ein Mitglied der Gesellschaft zurückgelassen worden sei. Der arme kleine Affe bildete mehrere Male an diesem Tage den Gegenstand des Gesprächs, ja sie konnten kaum von etwas Anderem reden. Die kleine Leona war ganz untröstlich, denn das hübsche Thier hatte sie geliebt und oft stundenlang auf ihrer Achsel gesessen und ihre seidenen Locken durch seine Hände gleiten lassen, seine kleine zarte Nase an den reichen Sammt ihrer Wange gelegt und auf manchfaltige Art sein Spiel mit ihren Ohren getrieben. Leona und Titi hatten viele Stunden mit einander verbracht. Es war nicht zu verwundern, daß das Thier vermißt wurde.

Sie reis'ten diesen ganzen Tag durch eine mit dichtem Walde bedeckte Gegend. Der Fluß war eine gute halbe Meile breit, aber es gab zuweilen Inseln darin, und dann verengerte er sich auf beiden Seiten, so daß die Balza beim Vorüberfahren fast die Bäume auf dem einen oder anderen Ufer berührte. Sie erblickten viele bei einander wachsende Arten von Bäumen und selten eine große Strecke, die mit einer einzigen Art Holz bedeckt gewesen wäre, denn dies ist, wie bereits bemerkt, eine Eigenthümlichkeit der südamerikanischen Wälder. Sie nahmen viele neue und merkwürdige Bäume wahr, von welchen Don Pablo den Anderen kurze botanische Beschreibungen gab, zum Theile, um sie zu belehren, und zum Theile auch, um die Zeit zu verkürzen. Guapo, der sich am Steuerruder befand, horchte auf diese gelehrten Vorträge

und fügte zuweilen Belehrungen aus seinem Wissen über die Eigenschaften der Bäume und den Gebrauch hinzu, welchen die Indianer von denselben machen. Dies kann man den populären Theil der botanischen Wissenschaft nennen, der vielleicht wichtiger ist, als die bloße Classification der Gattungen und Arten, worin gewöhnlich die ganze Belehrung besteht, welche man von dem gelehrten und systematischen Botaniker erhalten kann.

Unter den, an diesem Lage bemerkten Bäumen befand sich einer, welcher der *Volador* heißt. Dies ist ein großer Waldbaum, mit gelappten, herzförmigen Blättern. Aber die Saamen sind das Merkwürdigste und geben dem Baume den seltsamen Namen Volador oder Flieger. Von diesen Saamen hat jeder ein Paar, mit Fasern durchwachsene, geriefte Flügel, welche sich, wenn der Saame abfällt, so stellen, daß sie in einem Winkel von 45 Grad auf die Luft treffen, wodurch eine drehende Bewegung hervorgebracht wird und die fallenden Saamen ringsum wirbeln. Es ist ein höchst merkwürdiger Anblick, die Hunderte von Saamen zu Boden wirbeln und kreisen zu sehen, wozu sie einer langen Zeit bedürfen, wenn ein großer Volador bei stillem Wetter geschüttelt wird. Der Volador ist nicht auf Südamerika beschränkt, da man ihn auch in Mexico und anderen Theilen von Nordamerika findet.

Ein anderer, von ihnen beobachteter merkwürdiger Baum gehörte zu der Berberizen-Familie und ist bei den

spanischen Amerikanern unter dem Namen *Barba de tigre* oder Tigerbart bekannt. Diesen Namen führt er deshalb, weil sein starker und hoher Stamm über und über mit spitzigen, abstehenden Dornen bedeckt ist, von denen man glaubt, daß sie den Schnurren eines Jaguars oder amerikanischen Tigers ähnlich sehen.

Ein dritter bemerkenswerther Baum oder Busch, welchen sie erblickten, war die *Bixa orellana*, welche die wohlbekannte Arnattofarbe liefert. Dieser Busch hat eine Höhe von 10 – 12 Fuß, und sein Saame wächst in einer klettenförmigen Saamenhülse. Die Saamenkörner sind mit einem röthlichen Fleische bedeckt, welches die Farbe giebt. Die Art der Zubereitung der letzteren ist sehr einfach. Die Indianerweiber werfen den Saamen in ein Gefäß mit heißem Wasser und rühren dies ungefähr eine Stunde lang tüchtig um, bis das Fleisch abgelöst ist. Nun wird das Wasser abgegossen und der, von den Saamenkörnern getrennte Niederschlag mit Schildkröteneieröl oder Crocodilfett vermischt und zu Kuchen von 3 – 4 Unzen Gewicht geknetet. Nun ist es Anoto, das auch Arnatto, Arnotto, Onoto oder Anato geschrieben wird. Erstes ist die richtige Schreibart. In Brasilien heißt es Urucu, wovon der französische Name *Rocu* abzuleiten ist, und die Peruvianer haben noch eine andere Benennung dafür, nämlich Achote. Natürlicherweise giebt ihm jeder Indianerstamm seinen besonderen Namen. Die botanische Benennung *Bixa* ist der alte Name, unter welchem es den Indianern auf Haiti bekannt war, denn es findet sich in den meisten Theilen des tropischen Amerika in wildem

Zustande, obgleich es auch angebaut wird. Die Farbe ist bei allen südamerikanischen Indianern ein sehr gesuchter Artikel, und sie gebrauchen dieselbe zum Bemalen ihrer Körper und zum Färben des Baumwollenzeuges, aus welchem sie ihre Kleidungsstücke verfertigen.

Diese Menschen sind sehr geschickt darin, aus Pflanzen und Bäumen von vielen Arten Farben zu bereiten, und ihre Erfahrung in der practischen Chemie in Bezug auf Färbestoffe und Gifte ist in der That höchst überraschend. Guapo zeigte von Zeit zu Zeit Bäume, welche von ihnen zu solchen Zwecken benutzt werden.

Unter Anderen machte er sie auf eine Schlingpflanze aufmerksam, deren Ranken bis zu den Wipfeln der höchsten Bäume hinaufreichten. Sie hatten schöne violette zolllange Blumen, und Don Pablo sah, daß es eine Art Bignonia war. Guapo nannte es Chica. Ihre Frucht besteht aus einer zwei Fuß langen, mit geflügelten Saamen gefüllten Schote, aber Guapo sagte, daß die Farbe nicht aus dem Saamen bereitet werde, sondern aus den Blättern, welche roth werden, wenn man sie im Wasser gähren läßt. Der Färbestoff tritt in Gestalt eines leichten Pulvers aus den Blättern und wird dann in Kuchen geformt, welche unter den Indianern den Preis von einem Dollar für das Stück haben. Diese Farbe hat einen Lackschimmer und wird noch höher geschätzt, als selbst das Anoto. Rothe Farbestoffe scheinen überhaupt bei allen wilden Völkern einen höheren Werth zu haben, als alle anderen.

Ein anderer Farbebaum war der *Huitoc*. Dies ist ein schlanker, ungefähr 20 Fuß hoher Baum mit breiten, aus dem Stamme treibenden Blättern, an deren Basis Nüsse nach Art der Brodfrucht wachsen. Diese Nüsse sehen wie schwarze Wallnüsse aus und sind außen von brauner Farbe. Aber das Fleisch im Innern, welches das *Huitoc* liefert, ist dunkelblau oder purpurfarbig.

Sie erblickten im Walde auch den wilden Indigobaum, mit seinen unten schmalen und oben breiten Blättern. Mit diesen und vielen anderen Farben bemalen die Indianer der Montanja auf phantastische Art ihre Körper. Diese Gewohnheit ist so eingewurzelt bei ihnen, daß man unter den, in den Missionen arbeitenden Indianern welche gekannt hat, die fast einen ganzen Monat lang arbeiteten, um sich Farbe genug zu verschaffen, um ihrem Körper einen einzigen Anstrich zu geben, und daß die Missionäre diese großartige Narrheit zum Gegenstande des Handels gemacht haben. Aber man darf das Bemalen nicht immer als bloße Thorheit oder Eitelkeit betrachten. Zuweilen dient es dazu, die in diesen Gegenden so zahlreichen und lästigen *Zancudos* oder *Mosquitos* abzuhalten.

Sie sahen noch einen anderen merkwürdigen Baum, welchen *Guapo* den *Marima* oder Hemdenbaum nannte. Er erklärte den Nutzen desselben. Der Baum erreicht eine Höhe von 50 – 60 Fuß bei einem Durchmesser von 2 – 3 Fuß. Wenn die Indianer denselben in dieser Größe finden, so fällen sie ihn und zerschneiden dann den Stamm zu ungefähr drei Fuß langen Stücken. Von

diesen Stücken schälen sie die Rinde los, jedoch ohne einen Längseinschnitt zu machen, so daß das Stück Rinde, wenn es abgezogen ist, einen hohlen Cylinder bildet. Dieser ist dünn und faserig, hat eine rothe Farbe und sieht wie ein Stück grobes Sacktuch aus. Hieraus wird das Hemde gemacht, indem man einfach zwei Löcher für die Arme in die Seiten schneidet, worauf das Hemde bei Regen getragen wird, indem man den Körper hineinsteckt. Hierauf gründet sich der Bericht der alten Missionäre, daß man in den Wäldern von Amerika die Kleidungsstücke fertig auf den Bäumen finde.

Sie sahen noch viele andere, ihrer Früchte oder Blätter, ihrer Rinde oder ihrer Wurzeln oder ihres Holzes wegen werthvolle Bäume. Darunter befanden sich der wohlbekannte *Seringa* der Gummibaum, der große *Courbaril* oder Drachenblutbaum nicht der berühmte Baum des Ostens, sondern einer von verschiedener Art, aus dessen weißer Rinde ein rother, blutähnlicher Saft fließt.

Sie bemerkten auch eine Art Zimmtbaum, wenn auch nicht denjenigen, welcher den im Handel befindlichen Zimmt liefert; den großen Baum, welcher die brasilianische Muskatnuß liefert (den *Puxiri*) und den ebenfalls hohen Waldbaum, welcher die, unter dem Namen der Zunkabohnen bekannten Nüsse trägt, die gebraucht werden, um dem Schnupftabake Wohlgeruch zu verleihen.

Aber von allen Bäumen, welche unsere Reisenden an diesem Tage beobachteten, machte keiner einen solchen Eindruck auch sie, wie der *Juvia* oder Brasiliennußbaum. Derselbe hat keinen starken Stamm, da der Durchmesser

der größten keine 3 Fuß beträgt, aber er erhebt sich zu einer Höhe von 120 Fuß. Der Stamm trägt bis über die Hälfte dieser Höhe keine Zweige, und dann strecken sich die Aeste wie das Laub der Palmen herabhängend aus. Sie sind an der Basis kahl, aber nach der Spitze zu mit Büscheln 2 Fuß langer, silberschimmernder grüner Blätter bedeckt. Der Baum blüht nicht eher, als im 15. Jahre, und trägt dann violette Blumen, obgleich es noch eine andere Art, den *Sapucaya*, giebt, welche gelb blüht. Aber weder der Stamm, noch die Aeste oder Blätter, noch die Blumen dieses Baumes machen ihn so merkwürdig. Die großen, holzigen, sphärischen Hülsen, welche die Nüsse oder Früchte enthalten, sind wunderbar. Sie erreichen oft die Größe eines Kinderkopfes und sind so hart, wie die Schale einer Cocosnuß. Im Innern findet man eine große Anzahl – 20 oder mehr – Der dreieckigen Nüsse, die unter dem Namen Brasiliennüsse bekannt sind.

KAPITEL 17. DAS FESTMAHL IM WALDE.

Da sie in der vorigen Nacht nur schlecht geschlafen hatten, so beschlossen sie, zeitig zu landen, und wählten hierzu eine offene Stelle am Ufer. Es war ein hübscher Platz, und sie konnten sehen, daß der Wald im Hintergrunde verhältnißmäßig dicht war, als ob Wiesen oder Prairien dazwischen lägen. Diese Lichtungen waren jedoch durch das Feuer gemacht worden. Es hatte dort ein Rohrbruch gestanden. Das Schilf war niedergebrannt worden und noch nicht wieder gewachsen, obgleich die

jungen Halme wie auf einem Weizenfelde hervorschos-
sen. An einigen Stellen, und besonders in der Nähe des
Flusses, war der Boden noch kahl. Diese Abwechslung
in der Landschaft war unseren Reisenden so angenehm,
daß sie beschlossen, ihren Füßen dadurch einige Uebung
zu geben, daß sie einen kleinen Spaziergang machten,
und zu diesem Zwecke nach Beendigung des späten Mit-
tagmahles aufbrachen. Sie gingen alle zusammen fort
und überließen die Balza und das Lager sich selbst.

Nachdem sie ein Paar Hundert Schritte gegangen wa-
ren, wurde ihr Gehör durch einen verwirrten Lärm be-
täubt, als ob sich alle Thiere des Waldes versammelt hät-
ten und eine Unterhaltung mit einander pflögen. Sie wur-
den durch einige niedrige Büsche daran verhindert, zu
sehen, was dies zu bedeuten habe, aber als sie sich durch
dieselben gedrängt hatten, wurden sie gewahr, woher
und von welcher Art von Thieren der Lärm rührte.

Auf der offenen Stelle stand ein starker, hoher Juvia-
baum ganz allein. Seine ausgebreiteten Aeste waren mit
großen Kugeln von dem Umfange eines Menschenkop-
fes bedeckt, von denen jede natürlicherweise eine Fülle
köstlicher Nüsse enthielt. Diese waren jetzt reif und eini-
ge derselben bereits abgefallen.

Am Boden zeigte sich den Augen unserer Reisenden
ein sonderbares Schauspiel. Dort waren nicht weniger,
als ein Dutzend Arten von Vögeln und vierfüßigen Thie-
ren versammelt, und alle so geschäftig als möglich.

Zuerst gab es Thiere aus dem Nagergeschlechte. Dies
waren Pacas, Agoutis und Capivaras. Die Pacas waren ein

wenig größer, wie Hasen und denselben nicht unähnlich, nur daß sie kürzere Ohren hatten. Sie sahen an den unteren Theilen weißlich aus, hatten aber oben eine dunkelbraune Farbe und an beiden Seiten dahinlaufende Reihen weißer Flecken. Sie hatten Schnurren wie die Katzen, welche aus langen weißen Borsten bestanden, und ihre Schwänze waren, wie die der Hasen, kaum sichtbar. Die Agoutis sahen den Pacas außerordentlich ähnlich. Sie sind, wie diese, Nagethiere, aber von geringerer Größe und nicht gefleckt, sondern haben eine fast gleichförmige, mit Rothbraun gemischte dunkle Farbe. Sowohl die Pacas als auch die Agoutis finden sich in den meisten Theilen des tropischen Amerika. Es giebt verschiedene Arten von beiden, und sie nehmen in diesen Regionen im Vereine mit den bereits beschriebenen Chinchilas und Viscachas die Stelle ein, welche die Hasen und Kaninchen in den nördlichen Breiten ausfüllen. Die europäischen Ansiedler kennen sie in der That gewöhnlich unter dem Namen von Hasen und Kaninchen und jagen sie auf die nämliche Art. Das Fleisch der meisten Arten ist sehr schmackhaft, und sie werden daher sowohl von den Eingeborenen als auch von den Colonisten vielfach verfolgt.

Neben diesen befanden sich bei dem Juviabaume mehrere der bereits erwähnten Capivaras. Aber unter den dort vorhandenen Thieren waren die Affen noch merkwürdiger. Es gab verschiedene Arten derselben, aber diejenige, welche zuerst die Aufmerksamkeit unserer Gesellschaft auf sich zog, war der große Capucineraffe. Dieses Geschöpf ist nicht weniger als drei Fuß hoch und

von rothbrauner Farbe. Sein Körper unterscheidet sich ganz und gar von dem der Ateles-Affen, da er stämmiger und mit einer dichteren Decke von Haaren versehen ist und einen starken, buschigen Schwanz ohne Greiffähigkeit hat. Er ist in der That weniger ein Baumaffe als der Ateles, obschon er ebenfalls auf den Zweigen lebt. Die auffallendste Eigenthümlichkeit des Capuciners ist sein Kopf und Gesicht. In dieser Hinsicht hat er eine größere Aehnlichkeit mit dem Menschen, als irgend ein anderer Affe in Amerika. Der obere Theil seines Kopfes ist mit einem groben Haarwuchse bedeckt, der einigermaßen nach Art des menschlichen Haares liegt; aber was am meisten zu dem menschenähnlichen Ausdrücke beiträgt, ist ein großer, starker Kinn- und Backenbart, der bis auf die Brust hinabreicht und genau in der Art der, von den Orientalen getragenen Bärte gebildet ist. Es befanden sich nur zwei dieser Capuciner an Ort und Stelle, nämlich ein Männchen und ein Weibchen, denn diese Art lebt nicht in Heerden. Das Weibchen war leicht an seiner geringeren Größe zu erkennen und hatte einen bedeutend kleineren Bart, als das Männchen. Die Bärte schienen bei beiden der Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit zu sein – besonders bei dem Männchen, da man es den seinen von Zeit zu Zeit mit der Hand streichen sah, gerade wie ein Stutzer mit seinem Schnurrbarte oder wohlgekämmten Backenbarte verfährt.

Sie bemerkten noch eine andere eigenthümliche Gewohnheit der Capuciner. Ganz in der Nähe befand sich eine keine Wasserpfütze. Sie liefen von Zeit zu Zeit zu

dieser Pfütze und thaten einen Trunk daraus, aber beim Trinken brachten sie weder die Lippen an die Pfütze, noch schlappten sie wie Hunde, sondern führten das Wasser mit der hohlen Hand herauf, und dies hat ihnen den unterscheidenden Namen *Chiropotes* oder mit der Hand saufende Affen verschafft. Sie brachten das Wasser mit großer Vorsicht an die Lippen, indem sie Sorge trugen, daß nicht etwa ein Tropfen auf ihre kostbaren Bärte fiel. Wegen dieser Gewohnheit, so oft ihren Durst zu löschen, haben die Capucineraffen in einigen Gegenden den Namen Säueraffen erhalten.

Außer dieser gab es eine Truppe Affen von sehr verschiedener Art. Sie hatten fast dieselbe Größe, aber mehr die Gestalt der Ateles, und ihre langen, unten kahlen und gegen das Ende zu abwärts gekrümmten Schwänze bewiesen, daß sie, wie diese, in jenem Gliede gleichfalls Muskelkraft besaßen. So verhielt es sich auch in der That, denn es waren Heuladden, von denen einige Arten den Schwanz eben so geschickt gebrauchen können, wie die Ateles selbst. Die von unseren Reisenden bemerkten waren die Guaribas und von schwarzer Farbe, aber ihre Hände waren mit gelbem Haare bedeckt, wovon ihr wissenschaftlicher Name »gelbhändige Heuler« herrührt. Als sie zuerst bemerkt wurden, saßen sie im Kreise, und einer – anscheinend der Häuptling der Truppe – redete die Uebrigen an, aber seine Töne folgten so schnell und der Klang seiner Stimme war so veränderlich, daß man hätte glauben sollen, die ganze Gesellschaft schnattre zusammen. Dies geschah allerdings von Zeit zu Zeit, und

dann hätte man sie in der Entfernung einer Meile hören können. Diese Thiere werden zur Hervorbringung dieser starken Stimme durch eine hohle Knochenbildung an der Zungenwurzel befähigt, welche wie eine Trommel wirkt und ihnen das Aussehen einer Halsgeschwulst oder eines Kropfes giebt. Diese findet sich sowohl bei allen Heulaffen, wie auch bei den Guaribas.

Außer den Heulern gab es noch andere Arten – es waren Tamarins und Ouistitis und die schwarzen Coaitas aus dem Geschlechte der Ateles um den Juviabaum versammelt. Man sah Papageien und Kakadus und andere nußfressende Vögel. Hoch oben in der Luft schwebte der große Adler und lauerte auf eine Gelegenheit, auf die Pacas oder Agoutis, seine natürliche Beute, zu stoßen. Es war eine höchst merkwürdige Versammlung wilder Thiere – ein zoologischer Garten in der Wildniß.

Unsere Gesellschaft schaute, hinter Gebüsch verborgen, eine Zeitlang zu. Sie bemerkte, daß sich keins von allen jenen lebenden Wesen *unter* dem Baume befand. Im Gegentheile bildeten sie eine Art von Ring um denselben, aber in solcher Entfernung, daß sich keiner der Zweige über ihnen befand. Guapo wußte recht gut, warum dies geschah, und die Uebrigen erhielten eine Erklärung davon, noch ehe sie ihre Beobachtungsposten verließen.

Während sie darauf hinstarrten, sahen sie eine der großen Kugeln von dem Baume herunterfallen. Der laute Schall, womit sie die Erde berührte, hätte in weiter Entfernung gehört werden können. Er jagte der ganzen Versammlung lebender Geschöpfe einen Schrecken ein.

Die Papageien schlugen mit den Flügeln, die Affen liefen ein Stück davon und machten dann Halt, und auf allen Seiten erschallte ein gleichzeitiges Geschrei von den Stimmen der Vögel und Vierfüßler, und dann folgte ein allgemeines Schnattern und Kreischen, als ob der Fall der großen Kugel allen Theilen Vergnügen gemacht hätte.

Dieser Umstand erklärte, warum sich sowohl die vierfüßigen Thiere, als auch die Vögel so entfernt von dem Baume hielten. Eine dieser, wie ein Neunpfünder herabschießenden Früchte würde jedes derselben zu Atomen zerschmettert haben. Sie sind in der That so schwer, daß eine, aus einer Höhe von 50 – 60 Fuß herabfallende einem Menschen den Kopf einschlagen kann, und die Indianer, welche dieselben einsammeln, gehen mit großen, den Kopf und die Schultern bedeckenden hölzernen Helmen unter die Bäume.

Aber wie gelangten die Affen und Vögel zu den Nüssen? Keiner von diesen konnte die äußere Schale durchbrechen, denn diese ist einen vollen halben Zoll stark und so hart, daß sie sich kaum durchsägen läßt.

Sie richteten Alle die Augen auf Das, was geschah, und bemerkten zu ihrer Verwunderung, daß weder die Affen noch die Vögel mit der Oeffnung der Hülle etwas zu thun hatten. Dies war allein die Aufgabe der Nagethiere, der Pacas, Capivaras und Agoutis. Diese öffneten mit ihren feinen Schneidezähnen die dicken Kugeln, und sobald eines derselben fertig war und die dreieckigen Nüsse über den Boden verstreut wurden, gab es ein allgemeines Gedränge und Papageien und Kakadus bemühten sich um

einen Antheil. Die Affen nahmen jedoch auch an der Arbeit Theil. Sobald eine Frucht vom Baume fiel, sah man ein Paar derselben, von den Anderen abgeschickt, hinzulaufen und dieselbe herausrollen, wobei sie fortwährend Beiden großer Furcht zu erkennen gaben. Hierauf pflegten mehrere von ihnen dieselbe mit den Händen in die Höhe zu heben und sie zu wiederholten Malen auf einen Stein zu werfen. Wenn die Schale nicht sehr stark war, so gelang es ihnen zuweilen, sie auf diese Art zu zerbrechen, aber noch öfter waren sie dies nicht im Stande, und überließen sie dann den Nagethieren, die bei ihrer Arbeit beobachtet und gewöhnlich des Lohnes ihrer Mühe beraubt wurden.

Aber das Schauspiel wurde plötzlich zu Ende gebracht. Es ertönte ein Schrei, der jeden anderen Lärm übertäubte – ein Schrei, der furchtbarer klang, als das Kreischen der Papageien oder das Geschrei der Heulaffen – es war die Stimme des Jaguars! Sie erschallte aus einem Gehölze nahe bei dem Juviabaume, und man hörte die Zweige knistern, als sich der gefürchtete Feind näherte.

Die Stelle war in einem Augenblicke von allen Geschöpfen verlassen. Selbst die beflügelten Vögel waren von dem Orte entflohen und saßen auf den Zweigen. Die Capivaras eilten in das Wasser, die Pacas und Agoutis in ihre Höhlen, die Affen nach den Wipfeln der benachbarten Bäume, und es blieb nichts zurück, als die leeren Schalen der Juvianüsse.

Unsere Gesellschaft verweilte nicht, um die Veränderung zu beobachten. Auch sie war durch das Gebrüll des

Tigers gewarnt worden und verließ schleunigst den Ort, um zu ihrem Lagerplatze zurückzukehren. Als die Reisenden denselben erreichten, zündeten sie einen großen Feuerkreis an, um sich Sicherheit während der Nacht zu verschaffen. Sie sahen nichts weiter von dem Jaguar, obgleich sie in der Mitternachtsstunde mehrere Male von seinem, durch die Lichtungen des Waldes hallenden, lauten und wilden Geschreie geweckt wurden.

KAPITEL 18. DIE EIERFELDER.

Am folgenden Abende lagerten sich unsere Reisenden auf einer Sandbank, oder vielmehr auf einem großen Sandstreifen, der sich meilenweit am Ufer des Flusses dahinstreckte. Natürlicherweise fanden sie hier keine Gelegenheit, ihre Hangematten aufzuschlingen, aber dies machte nichts aus, da der Sand trocken und weich war und selbst als ein bequemes Bett diente, auf welchem man eben so gut schlafen konnte, wie auf einer Roßhaarmatratze. Sie brauchten nur Holz genug, um dabei zu kochen und während der Nacht ein Feuer zur Abschreckung der wilden Thiere zu unterhalten.

In dieser Nacht hielten sie, wie gewöhnlich, Wache, wobei Leon den Anfang machte. Sie sahen ein, daß sie dies in jeder Nacht thun müßten, da sie in jedem Lager, wo sie geschlafen hatten, von irgend einer Gefahr bedroht worden waren und deshalb glaubten, daß es unvorsichtig sein würde, wenn Alle zu gleicher Zeit schliefen. Der schwierigste Theil des Wächteramtes fiel Guapo zu. Dieser war seit langer Zeit daran gewöhnt, den Schlaf

zu entbehren, und machte sich nichts daraus. Außerdem übernahm Don Pablo am Tage auf längere Zeit das Steuerruder, was Guapo gar manches Schlummerstündchen verschaffte.

Leon setzte sich auf einen Sandhügel, welchen er aufgethürmt hatte, und that sein Möglichstes, um munter zu bleiben, aber ungefähr eine Stunde nachdem die Uebrigen eingeschlafen waren, fühlte er sich sehr müde, in der That eben so sehr, wie in der Nacht des Abenteuers mit dem Vampyr. Er bediente sich so ziemlich der nämlichen Mittel, um sich munter zu erhalten; aber nicht mit eben so gutem Erfolge, denn er sank diesmal in einen Schlummer, der fast eine halbe Stunde dauerte und vielleicht noch länger angehalten hätte, wenn er nicht von dem Sandhügel heruntergeglitten und umgefallen wäre. Dies weckte ihn auf, und da er ärgerlich über sich war, so rieb er sich die Augen, als ob er sie tiefer in ihre Höhlen drängen wollte. Nachdem diese Operation vorüber war, blickte er sich um, um zu sehen, ob sich irgend ein Thier in die Nähe gewagt habe. Er schaute zuerst nach dem Walde, denn dies wäre natürlicherweise die Richtung gewesen, aus welcher die Tiger gekommen sein würden, und sie waren die einzigen Geschöpfe, welche er fürchtete; aber er hatte sich kaum umgedreht, als er von der anderen Seite des Feuers her ein Paar Augen auf sich gerichtet sah. Dicht daneben befand sich ein zweites Paar, dann noch eins, und so fort, bis er sich, nachdem er sich von allen Seiten umgesehen hatte, von einem vollständigen Kreise schimmernder Augen eingeschlossen sah. Sie

waren allerdings nur klein, und ebenso die Köpfe, welche er beim Scheine des Feuers erblicken konnte – sie gehörten nicht den Jaguars an, aber sie hatten ein häßliches Aussehen, da sie Schlangenköpfen ähnelten. Konnte es möglich sein, daß das Lager von hundert Schlangen umringt worden war? Leon sprang schnell auf und stand eine Weile unentschlossen, was er thun solle, da. Er war der festen Meinung, daß es Schlangen seien – ohne Zweifel Anacondas oder Wasserschlangen, die so eben aus dem Flusse gekrochen waren, und er fühlte, daß eine Bewegung auf seiner Seite ihren vereinten und gleichzeitigen Angriff auf die schlafende Gesellschaft herbeiführen würde. Er blieb, zum Theile unter dem Einflusse dieser Befürchtung und indem er auch die Kaltblütigkeit und Klugheit zeigte, welche wir bereits als einen Characterzug von ihm bemerkt haben, einige Zeit still und regungslos. Da er bereits aufrecht stand, so befanden sich seine Augen über der Höhe des Feuers, und da der Schreck den Schlaf aus ihnen völlig verscheucht hatte, so konnte er die Gegenstände deutlicher erkennen. Er sah jetzt, daß die schlangenähnlichen Köpfe an große ovale Körper befestigt waren und daß sich, außer dem halben Hundert, welches sich um das Feuer versammelt hatte, ganze Schaaren ähnlicher auf dem sandigen Ufer hinter denselben befanden. Die weiße Fläche war, soweit er auf allen Seiten sehen konnte, mit schwarzen, sich bewegendem Matten bedeckt, und wo die Strahlen des Mondes auf

das Ufer fielen, zeigte ein breiter Gürtel, welcher leuchtete und funkelte, als ob sie auf, beständig in Bewegung gehaltene Glasstücke schienen.

Es war ein merkwürdiger und für Leon, der noch nie von etwas Derartigem gehört hatte, furchterregender Anblick. Er konnte trotz allen Kopfzerbrechens nicht herausbekommen, von welcher Art von seltsamen Geschöpfen sie umringt waren. Er sah sie nur undeutlich, aber er konnte bemerken, daß ihre Körper nicht größer waren, als die eines kleinen Schafes, und in Folge der Art und Weise, wie sie im Mondscheine glänzten, hatte er die Ueberzeugung, daß es Wasserthiere wären, die so eben den Fluß verlassen hatten.

Er hielt sich nicht damit auf, länger darüber nachzudenken. Er beschloß, Guapo zu wecken, aber indem er dies that, wurde die ganze Gesellschaft munter und sprang in einiger Unruhe und Verwirrung auf. Das Geräusch und die Bewegung thaten ihre Wirkung auf die nächtlichen Besucher, denn ehe Leon eine Erklärung geben konnte, stürzten die unmittelbar um das Feuer und in einiger Entfernung von demselben befindlichen nach dem Ufer, und man konnte sie zu Hunderten in das Wasser plumpen hören.

Der Lärm drang zu Guapo's Ohren, sein Auge flog über das sandige Ufer und überschaute das Ganze mit einem Blicke.

»Carapas!« sagte er lakonisch.

»Carapas?« fragte Leon.

»O,« sagte Don Pablo, der ihn verstand, »es sind Schildkröten.

»Ja Herr,« antwortete Guapo, »dies ist vermuthlich einer ihrer großen Brüteplätze. Sie wollen ihre Eier irgend wo im Sande oben legen. Das thun sie alle Jahre.«

Guapo versicherte Allen, daß von den Schildkröten keine Gefahr drohe, aber der Schreck hatte den Schlaf verscheucht, und sie lagen Alle eine Zeitlang wachend da und horchten auf Guapo's Bericht über diese merkwürdigen Thiere, den wir in unseren Worten wiedergeben wollen.

Diese großen Schildkröten, welche in anderen Theilen von Südamerika *Arraus* oder einfach *Tortugas* genannt werden, versammeln sich jedes Jahr in großen Schaaren von allen Theilen des Flusses. Jede dieser Schaaren wählt sich einen Platz zum Eierlegen – eine sandige Insel oder eine große Sandbank. Dieser nähern sie sich sehr vorsichtig, indem sie Tagelang in deren Nachbarschaft auf der Lauer liegen und sie, nur mit den Köpfen über dem Wasser, recognosciren; dann klettern sie in ungeheurer Anzahl bei Nacht an's Ufer – gerade so, wie die Gesellschaft sah – und jede Schildkröte gräbt sich mit den starken, gebogenen Krallen ihrer Hinterfüße ein Loch in den Sand. Diese Löcher haben einen Durchmesser von 3 Fuß und eine Tiefe von 2 Fuß. In diese legen sie ihre Eier 70 – 120 an der Zahl, die weiß und hartschalig sind und in Größe zwischen den Tauben- und Hühnereiern stehen, dann bedecken sie das Ganze mit Sand, den sie so darüber breiten, daß er wie die übrige Oberfläche aussieht,

und so, daß der kostbare Schatz nicht von den Geiern, Jaguars und anderen Raubthieren aufgefunden werden kann. Hiermit hat die Arbeit der Schildkröte ihr Ende erreicht, die große Armee begiebt sich wieder in's Wasser und zerstreut sich nach allen Richtungen. Die auf den heißen Sand wirkende Sonne thut das Uebrige, so daß in weniger als 6 Wochen die jungen, ungefähr einen Zoll breiten Schildkröten aus dem Boden kriechen und sogleich in's Wasser eilen. Man erblickt sie später in Teichen und Seen, wo das Wasser seicht ist, weit von dem Orte, wo sie ausgebrütet worden sind, und es ist wohlbekannt, daß sie das erste Jahr ihres Lebens nicht in dem Bette des großen Flusses zubringen. Wie sie diese Teiche finden, oder ob jede Mutter ihre Jungen wiedererkennt und sie dorthin führt, wie bei den Crocodilen oder Alligators, ist ein Geheimniß. Bei letzteren ist die Sache leichter, da die Crocodilmutter ihre Eier an einem abgesonderten Platze legt und zu den Jungen zurückkehrt, wenn sie ausgebrütet sind, sie mit der Stimme ruft und zu dem Teiche führt, wo sie bleiben sollen, bis sie etwas erwachsener sind. Aber wie wäre es dem Schildkrötenweibchen möglich, unter den Tausenden, an einem und demselben Orte und zu gleicher Zeit ausgebrüteten kleinen Schildkröten, die Alle zusammen das Wasser aufsuchen, seine besonderen Jungen zu unterscheiden? Und dennoch sieht man häufig eine alte weibliche Schildkröte mit nicht weniger als 100 Jungen hinter sich umherschwimmen. Sind dies nun ihre eigenen, oder ist es eine aus der allgemeinen Nachkommenschaft veranstaltete Ansammlung? Dies ist

eine unentschiedene Frage. Es scheint unmöglich, daß jede Schildkrötenmutter ihre besonderen Jungen erkennen sollte, und dennoch giebt es vielleicht trotz dieser anscheinenden Verwirrung einen mütterlichen Instinct, der sie in den Stand setzt, ihre Abkömmlinge von allen übrigen zu unterscheiden.

Es wird der Schildkröte jedoch nicht oft gestattet, überhaupt Nachkommenschaft zu haben. Diese Thiere werden ihrer Eier jährlich millionenweise beraubt. Sie haben viele Feinde, unter denen der Mensch der hauptsächlichste ist. Wenn die Indianer einen Brüteplatz der Schildkröten entdecken, so versammeln sie sich und graben die Eier, sobald sie alle gelegt sind, aus und nehmen sie mit nach Hause. Sie essen dieselben, obgleich dies nicht der hauptsächlichste Gebrauch ist, welcher von ihnen gemacht wird. Sie werden wegen der Zubereitung des Oels oder der Schildkrötenbutter eingesammelt. Die Eier werden in einen großen Trog oder ein Canoe geworfen, wo man sie mit einem hölzernen Stößel zerbricht und eine Weile umrührt; dann bleiben sie der Sonne ausgesetzt, bis sich die öligen Theile auf der Oberfläche ansammeln, worauf diese abgeschöpft und stark gekocht werden. Jetzt ist die Schildkrötenbutter fertig, und nachdem man sie in irdene Krüge oder Flaschen gegossen hat, ist sie für den Markt bereit. Das Oel ist klar, von hellgelber Farbe, und wird von Vielen sowohl zum Brennen als auch zum Kochen für eben so gut gehalten, wie das Olivenöl. Zuweilen hat es jedoch einen fauligen Geruch,

weil viele von den Eiern bereits halb ausgebrütet sind, ehe die Einsammlung statt findet.

Was würde die Folge sein, wenn die Indianer diese Eier nicht einsammelten? Es werden in den verschiedenen Flüssen von Südamerika jährlich vielleicht mehr als 100 Millionen derselben gelegt. Man hat berechnet, daß allein im Orinoko an drei Hauptbrüteplätzen jedes Jahr mehr als 33 Millionen bei der Bereitung der Schildkrötenbutter vernichtet werden! Nun denke man sich 100 Millionen Thiere, von denen jedes ein Gewicht von 50 – 60 Pfund erreicht, jedes Jahr erzeugt, und dann den Zuwachs der Erzeugung, den diese hervorbringen würden, wenn sie ungestört blieben! Die Flüsse würden angefüllt und der Ausspruch des alten Pater Gumilla zur Wahrheit werden, der einst behauptete, es wäre eben so schwer, die Sandkörner an den Ufern des Orinoko als die unendliche Anzahl der Schildkröten zu zählen, die dessen Ufer und Gewässer bewohnen. Ohne den bedeutenden Verbrauch an Schildkröten und ihren Eiern würde der Fluß trotz seiner großen Breite nicht zu beschiffen sein, denn die unzählbare Menge der Schildkröten würde die Schiffe hemmen.

Die Natur hat jedoch dadurch gegen diese Uebervölkerung an Schildkröten Vorsorge getroffen, daß sie ihnen eine große Menge Feinde gab. Die Jaguars, die Ocelots, die Crocodile, die Geier und Kraniche stellen ihnen Alle nach, und vielleicht würde, wenn der Mensch sie in Ruhe ließe, die Folge davon nicht sowohl eine größere Vermehrung ihrer Menge, als vielmehr die sein, daß die

Thiere, welche ihnen nachstellen, einen größeren Antheil erhielten.

Die Carapa oder Arrau-Schildkröte hat, wenn sie völlig ausgewachsen ist, ein Gewicht von 40 – 50 Pfund. Sie ist oben dunkelgrün, unten orangefarbig und hat gelbe Beine. Es giebt in den Flüssen von Südamerika noch viele andere Arten von Süßwasserschildkröten, aber diese brüten einzeln, indem jedes Weibchen seinen besondern Platz aussucht und allein legt. Allerdings schätzt man einige der kleineren Arten, ihres Fleisches und ihrer Eier wegen, höher, aber da sich diese Eier niemals in großen Mengen bei einander finden, so werden sie nicht als Handelsartikel, sondern zum Behufe des Röstens und Essens eingesammelt. Das Weiß derselben gerinnt beim Rösten oder Kochen nicht, und man ißt nur das Dotter, aber dieses wird für eben so schmackhaft gehalten, wie das der Eier der gemeinen Hühner. Das Fleisch aller Arten wird von den Indianern gegessen, die es in Töpfen kochen und es dann mit seinem eignen Oele in andre Gefäße gießen und abkühlen lassen. So zubereitet hält es sich lange und kann herausgenommen werden, wenn man es braucht.

Nachdem Guapo seine Mittheilungen beendet hatte, legten sich alle Uebrigen schlafen und ließen ihn bei seiner mitternächtlichen Wache.

KAPITEL 19. EIN KAMPF ZWISCHEN ZWEI GEPANZERTEN THIEREN.

Als sie früh aufwachten, fanden sie Guapo am Feuer beschäftigt. Er war bereits bei den Schildkrötennestern

gewesen und hatte einen großen Korb voll Eier eingesammelt, von denen er einige zum Frühstücke kochte. Außer den Eiern lagen noch in der Nähe ein halbes Dutzend große Schildkröten auf dem Rücken, Guapo beabsichtigte, das Fleisch derselben herauszuholen und einzukochen, so daß es als eine Art Vorrath von eingelegtem Fleische mitgenommen werden konnte. Er hatte sie gefangen, als sie während seiner Wache aus dem Wasser gekommen waren.

Die Schildkröten waren sämmtlich verschwunden, obgleich dies nicht immer der Fall ist, denn man sieht oft eine große Anzahl derselben, welche die Bedeckung ihrer Eier während der Nacht nicht vollendet, am Morgen eifrig bei der Arbeit und so ausschließlich damit beschäftigt, daß sie die Gegenwart ihrer schlimmsten Feinde nicht beachten. Diese werden von den Indianern verrückte Schildkröten genannt.

An diesem Morgen waren jedoch keine verrückten Schildkröten zu erblicken, aber als unsere Reisenden die Augen auf das Ufer richteten, sahen sie eine große Anzahl, die eben so, wie die von Guapo umgewendeten, auf dem Rücken zu liegen schienen. Sie befanden sich in einiger Entfernung vom Lager, aber die Neugierde veranlaßte die Gesellschaft, an den Strand zu gehen und sie in Augenschein zu nehmen.

Dort lagen auch richtig fast ein Dutzend große Schildkröten regelmäßig und außer Stande, sich zu rühren, auf dem Rücken, aber außer diesen gab es noch verschiedene Schildkrötenschalen, aus welchen das Fleisch neuerlich

herausgeholt war, und diese waren so rein ausgenommen, als ob ein Anatom die Sache besorgt hätte, Ohne die Erfahrung Guapo's würde dies Allen ein Räthsel gewesen sein, aber dieser wußte, daß es der Jaguar gewesen war, der die Schildkröten auf den Rücken geworfen und das Fleisch aus den leeren Schalen geholt und gefressen hatte.

Nun ist es für einen, mit den nöthigen Instrumenten versehenen Menschen keine leichte Sache, das Fleisch einer Schildkröte von der Schale zu trennen, und dennoch kann der Jaguar diese Operation, wie unsere Reisenden vollständig bewiesen fanden, mit seinen Tatzen in ein Paar Minuten vollbringen. Alles, was sie sahen, war in dieser Nacht geschehen, und es war keine angenehme Empfindung für sie, zu wissen, daß der Jaguar so nahe bei ihnen an der Arbeit gewesen war. Dieses Thier wendet, wie Guapo sagte, die Schildkröten, wenn es dieselben angreift, zuerst auf den Rücken – denn die Carapas gehören zu den Schildkröten, die, wenn sie einmal auf ebener Erde umgedreht sind, sich nicht wieder aufrichten können –, dann reißt er das Fleisch heraus und verzehrt es mit Muße. Er wendet oft eine viel größere Anzahl um, als er verzehren kann, und kehrt sogar zu der Stelle zurück, um eine zweite Mahlzeit zu halten, aber häufig finden die am Ufer hingehenden Indianer die von ihm auf den Rücken geworfenen Schildkröten und machen dadurch natürlicherweise einen leichten Fang.

Bei dieser Gelegenheit machte sich Guapo die Geschicklichkeit des Jaguars zu Nutzen und trug alle, welche er zurückgelassen hatte, in das Lager. Es war Guapo's Absicht, einen großen Vorrath von Schildkrötenfleisch zuzubereiten, an welchem sie für viele Tage genug haben sollten, da jetzt selbst er des Pferdecharquis überdrüssig geworden war.

Als sie eben im Begriffe standen, in's Lager zurückzukehren, wurde ihre Aufmerksamkeit von zwei dunkeln Gegenständen erregt, die sich in einiger Entfernung auf der Sandbank befanden. Diese Gegenstände waren in Bewegung, und sie glaubten anfangs, daß es ein Paar verrückte Schildkröten wären, die sich noch nicht wieder in's Wasser begeben hätten, obgleich sie dicht am Rande desselben waren.

Unsere Gesellschaft näherte sich ihnen, von der Neugierde angetrieben, und sah, daß nur eins eine Schildkröte, und zwar von der größten Art war, da sie im Durchmesser fast 3 Fuß maß. Das andere Thier war ein kleiner Kaiman oder Alligator.

Als sich unsere Reisenden näherten, sahen sie, daß diese beiden Geschöpfe in einem grimmigen und tödtlichen Kampfe begriffen waren. Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß die größeren Alligators und Crocodile zu den schlimmsten Feinden gehören, welche die Schildkröten haben, indem sie Tausende derselben auffressen, während sie noch zarte, kleine Geschöpfe und unfähig zur Vertheidigung sind, während auf der andern Seite die Schildkröten den Jungen der Alligators, wie auch der

Crocodile, stark nachstellen und sie verzehren, wo sie ihrer habhaft werden können. Dies geschieht jedoch keineswegs aus Rachsucht oder als Wiedervergeltung, sondern ist vielmehr ein bloßer Instinct des Hungers, da beide Arten fast jede Gattung von kleineren Thieren zu fressen pflegen, auf welche sie stoßen. Ja die Alligators und Crocodile fressen nicht allein die Jungen der Schildkröten, sondern ebensowohl auch ihre eigenen, d. h. die alten Männchen thun dies, und man hat behauptet, daß die Männchen einiger Schildkrötenarten den nämlichen unnatürlichen Appetit haben.

Die Schildkröte, von welcher wir sprechen, gehörte zu denjenigen, die sich am meisten von Fleisch nähren und eine der raubgierigsten Arten ist, so daß sie auch den Namen der wilden Schildkröte erhalten hat. Sie frißt Fische und kleine Schalthiere und fast jedes lebende Geschöpf, welches sie im Wasser findet und das nicht zu groß für sie ist. Sie hat eine außerordentliche Gewandtheit im Einfangen ihrer Beute. Sie liegt auf dem Grunde zwischen den Wurzeln der Wasserlilien und Nymphäen im Hinterhalte, und sobald ein kleiner Fisch vorüberkommt, wirft sie vermittels ihres langen Halses den Kopf hervor und packt ihr argloses Opfer. Sobald sich einmal die Kinnladen der wilden Schildkröte über einem Gegenstande geschlossen haben, halten sie denselben auch fest. Man kann ihr den Kopf abschneiden, aber auf andere Art ist sie nicht zum Loslassen zu zwingen, bis sie entweder sich ihrer Beute versichert, oder ein Stück mitgenommen hat.

Sie kann einen dicken Spazierstock mit ihren Zähnen wie ein Binsenrohr durchbeißen.

Man erzählt eine sehr hübsche Geschichte von einem Diebe und einer Schildkröte. Während der Dieb die Vorrathskammer eines Gasthauses nach Beute durchsuchte, stieß er auf einen großen, mit Eßwaaren gefüllten Marktkorb. Er steckte sofort die Hand hinein, um sich des Inhaltes zu bemächtigen, fühlte sich aber plötzlich an den Fingern gepackt und so tüchtig gebissen, daß er gern die Hand auf das schleunigste zurückzog. Aber mit der Hand zugleich brachte er eine Schnappschildkröte heraus. Es war seine nächste Sorge, sich von dem unwillkommenen Gaste zu befreien, aber trotz aller seiner Anstrengungen hielt die Schildkröte fest und schien entschlossen zu sein, den Finger zu behalten. Der Kampf und das Geschrei, zu dessen Ausstoßung der Schmerz den Dieb zwang, weckten den Wirth und den übrigen Haushalt auf, und der Dieb wurde gepackt und in Verhaft genommen, ehe er sich losmachen und entwischen konnte.

Eine Schildkröte dieser Art, eine Schnappschildkröte, und zwar eine von den größten, sahen unsere Reisenden jetzt mit dem Kaiman kämpfen. Der Kaiman war nicht von beträchtlicher Größe, da die Schildkröte sonst entflohen sein würde, obschon sich ganz ausgewachsene Carapas selbst nicht vor den größten Kaimans fürchten, da sie durch ihren starken Panzer gegen die Zähne und den Schweif dieses Feindes geschützt werden. Der Jaguar

mit seinen gewandten Tatzen und spitzigen, seinen Krallen ist für sie ein viel gefürchteterer Feind, als der Kaiman und Alligator.

Der, von welchem die Rede ist, war zwischen 6 – 7 Fuß lang und im Ganzen nicht viel schwerer, als die Schildkröte selbst. Sie kämpften nicht, um einander aufzufressen. Nein – ihr Kampf hatte augenscheinlich einen anderen Grund. Der Kaiman hatte ohne Zweifel versucht, die frischgelegten Eier der Schildkröte zu plündern, und war von letzterer auf frischer That ertappt worden. Der Kampf mußte auf jeden Fall bereits einige Zeit gedauert haben, da der Sand an vielen Stellen von den scharfen Krallen beider Thiere zerwühlt und aufgeworfen war.

Als sich unsere Gesellschaft der Stelle näherte, schien der Kampf noch sehr hitzig zu sein. Weder die Schildkröte noch der Kaiman schenkte ihrer Anwesenheit Beachtung, sondern sie kämpften hartnäckig weiter. Der Kaiman schien die Absicht zu haben, den Kopf der Schildkröte mit seinem Rachen zu packen, aber so oft er dies versuchte, zog letztere den Kopf plötzlich in die Schale und vereitelte zu wiederholten Malen seine Versuche. Die Schildkröte erhob sich dagegen von Zeit zu Zeit auf den Hinterbeinen, stürzte vorwärts, reckte den langen Hals aus und schnappte nach den weicheren Theilen des Körpers seines Gegners, gerade unter dem Halse. Dieses Manöver war mehrere Male gelungen, und sie hatte bei jedem dieser Angriffe ein Stück herausgerissen, so daß der Kaiman bereits schwer verwundet war. Ein anderes Manöver der Schildkröte bezweckte, den Schwanz

ihres Gegners zu packen. Der Instinct schien ihr zu lehren, daß dies ein verwundbarer Punkt sei, und um den Schwanz zu erreichen, kroch und drehte sie sich beständig auf denselben zu. Nun giebt es für ein Reptil von dem Geschlechte der Crocodile keine schwierigere Bewegung, als auf dem festen Lande seinen Körper zu wenden. Die eigenthümliche Bildung seiner Wirbel, sowohl am Halse als auch am Rückgrate, erschwert diese Bewegung, und wenn das Reptil »die Fronte verändert«, so ist es genöthigt, mit seinem ungelenken Körper einen weiten Bogen zu beschreiben – Kurz im Ganzen Kehrt zu machen. Die Schildkröte befand sich daher im Vortheile, und es gelang ihr nach mehreren Versuchen, ihren Gegner zu umgehen und ihm in den Rücken zu fallen. Sie verlor keine Zeit, sondern erhob sich zu ihrer ganzen Höhe, that einen Sprung vorwärts, packte den Schwanz und hielt fest. Sie hatte gerade die Spitze desselben gepackt, und man sah, daß ihre hornartigen Kauwerkzeuge gehörig festhielten.

Nun begann ein ziemlich lächerliches Schauspiel. Obgleich der Kaiman nur klein war, konnte er bei der ungeheuren Muskelkraft seines Schwanzes, wenn er auch nicht im Stande war, seinen Gegner loszuwerden, denselben doch tüchtig schütteln, und sie sahen, wie die Schildkröte auf dem Sande hin geschleppt wurde und von einer Seite zur andern schnellte. Sie hielt ihre breiten gelben Beine nach allen Seiten ausgespreizt, um das Gleichgewicht zu bewahren, denn sie wußte recht gut, daß mit dem Verluste desselben auch der Verlust des Lebens verknüpft war. Wenn sie auf den Rücken geworfen wurde,

so war es aus mit ihr, aber sie schützte sich sorgfältig gegen eine solche Katastrophe. Es gab natürlicherweise Zeitpunkte, wo der Kaiman aus Ermüdung einen Augenblick still hielt, und bei jedem solchen Ruhepunkte packte die Schildkröte auf's neue fest, so daß sie, wie unsere Gesellschaft bemerkte, den Schwanz langsam, aber sicher *auffraß!*

Als dies eine kurze Zeit gedauert hatte, schien der große Saurier zu verzweifeln; der Schmerz veranlaßte ihn ohne Zweifel, »Crocodilthränen« zu weinen, obgleich man keine sah, aber seine Augen funkelten in grimmigem Scheine und er fing an, sich nach einer Möglichkeit des Entrinnens aus seiner schmerzlichen Lage umzusehen. Seine Augen fielen auf das Wasser. Dies versprach etwas, obschon er recht gut wußte, daß die Schildkröte dort eben so gut zu Hause war, wie er. Auf jeden Fall konnte seine Lage nicht schlimmer werden, und in Folge dieser oder ähnlicher Gedanken schoß er auf das Wasser los. Er war nur wenige Fuß davon entfernt, aber es kostete ihm ein tüchtiges Zerren und Ziehen und Sandaufwühlen, ehe er hineingelangte. Die Schildkröte wußte in der That, daß ihre Lage durch die Veränderung nicht verbessert werden konnte, und würde es vorgezogen haben, den Kampf auf dem festen Lande auszumachen, und um dies thun zu können, stemmte sie gleichfalls ihre Klauen so fest als möglich ein und zerrte in entgegengesetzter Richtung an dem Schwanze.

Endlich siegte die Kraft des Kaimans. Er brachte seinen Körper in das Wasser und zog die Schildkröte mit

ein Paar Streichen seiner Schwimfüße hinter sich her, so daß beide völlig schwammen. Sobald sich der Kaiman im Flusse befand, schien er neue Kräfte zu erlangen. Er peitschte schnell und heftig mit dem Schwanz und warf die Schildkröte von einer Seite zur andern, bis sie von Schaum eingehüllt waren, worauf Beide plötzlich unter-sanken.

Ob sie »verbunden« blieben, oder »sich trennten«, oder ob die Schildkröte die Eidechse, oder die Eidechse die Schildkröte tödtete, oder ob Beide fielen, hat Niemand erfahren, denn es ist höchst wahrscheinlich, daß kein menschliches Auge jemals eins von ihnen wieder erblickt hat.

Auf jeden Fall sah unsere Gesellschaft nichts wieder von ihnen, und nachdem sie die Wasserfläche eine Zeit lang beobachtet hatte, kehrte sie in das Lager zurück.

KAPITEL 20. EIN PAAR TAPFERE GEIER.

Sie waren zu einem Theile des Flusses gekommen, welcher ein Lieblingsaufenthalt der Schildkröten und Crocodile und von Thieren ähnlicher Art zu sein schien. Sie erblickten wiederholt Schildkröten von verschiede-ner Größe, unter anderen die gemalte Schildkröte, eine Art, welche ihren Namen von der schönen Färbung ihrer Schale führt, die aussieht, als ob sie in Emaille gemalt wäre. Sie sahen 3 – 4 verschiedene Arten von Crocodi-len, und nicht selten das größte von allen, das große

schwarze Crocodil. Dieses zeigt sich zuweilen in der ungeheuren Länge von mehr als 20 Fuß. Einen so furchtbaren Anblick diese Thiere auch haben, so sind sie doch nicht Allen Geschöpfen im Flusse überlegen. Es giebt sogar Vögel, welche sie gewaltig peinigen und zwingen können, in's Wasser zu fliehen, um vor einem großen Unglücke – vor Blindheit zu schützen.

Während unsre Reisenden den Fluß hinabfuhren, waren sie eines Tages Augenzeugen eines Beispiels hiervon.

Sie kamen an einer breiten Sandbank vorüber, die sich in kaum merkbarer Senkung am Ufer entlang streckte, als sie in der Entfernung von ungefähr 200 Schritten vom Rande ein Crocodil hastig auf das Wasser zu fliehen sahen. Es hatte den Anschein, als ob es eben aus seinem starren Schlafe erwacht sei, denn sein Körper war vollständig mit trockenem Schlamm überzogen und es schien sowohl hungrig als auch durstig zu sein. Wahrscheinlicherweise kam es von einem Teiche im Innern, wo das Wasser eingetrocknet war, und befand sich jetzt unterwegs nach dem Flusse.

Plötzlich sahen sie zwei Schatten über die weiße Fläche der Sandbank gleiten. Am Himmel kreis'ten zwei große Vögel, die einander im Fluge kreuzten und die langen Hälse nach unten reckten, als ob das Crocodil das Ziel ihrer Blicke bilde.

Als letzteres sie erblickte, machte es Halt und gab seinem Körper eine Kauernde, halbliegende Stellung, als ob es in den Vögeln Feinde erkenne; aber was konnte ein so

großes Thier von ein Paar Königsgeiern – denn als solche waren sie an ihren orangerothern Köpfen und dem rahmfarbigem Gefieder leicht zu erkennen – zu fürchten haben? Was konnten sie einem, volle 10 Fuß langen Crocodile anhaben, selbst wenn sie Adler oder sogar große Condors gewesen wären? Es fürchtete sich jedoch augenscheinlich vor ihnen, und so oft sie in ihrem Fluge näher kamen, machte es Halt und drückte seinen Körper flach auf den Sand, als ob es sich dadurch verbergen könne. Sobald sie zu einem entfernteren Theile ihres erhabenen Kreises fortflogen, erhob es sich wieder auf den Tatzen und eilte hastig auf das Wasser zu.

Als es ungefähr 100 Schritte von dem Flusse angekommen war, machten die Vögel in der Luft plötzlich eine Wendung, stießen herab und ließen sich auf dem Sande gerade vor dem Rachen des Crocodils nieder. Letzteres hielt wieder an und richtete die Augen auf sie. Sie ließen es nicht lange in Ruhe, denn einer derselben that ein Paar Schritte auf es zu und kam so nahe, daß man hätte glauben sollen, daß ihn das Crocodil zwischen seine Kinnladen packen könne. Dies versuchte es allerdings auch, aber der vorsichtige Vogel erhob seine breiten Schwingen und flatterte seitwärts aus dessen Bereiche. In der Zwischenzeit war der andere bis dicht an seine entgegengesetzte Schulter gehüpft und schoß, während das Crocodil mit dem ersten beschäftigt war, vorwärts, indem er mit seinem großen offenen Schnabel nach dem Auge des Reptils zielte. Das Crocodil parirte den Stoß durch eine plötzliche Wendung seines Kopfes, aber es hatte sich

kaum umgedreht, als auch schon der erste Geier die Gelegenheit benutzte und auf das andere Auge losfuhr. Es mußte ihm gelungen sein, dasselbe auszuhacken, denn die große Eidechse heulte vor Schmerz und peitschte den Sand mit ihrem Schweife.

Die Geier achteten nicht auf diese Demonstrationen, sondern hielten sich nur außer dem Bereiche der Zähne und Tatzen Ihres Gegners und kehrten dann, als er wieder ruhig wurde, wie vorher beide zum Angriffe zurück. Man sah einen nach dem andern wiederholt vorwärts schießen, wobei sie sich sowohl der Beine, als auch der Flügel zur Erreichung ihres Zweckes bedienten und jedesmal mit ihren großen Schnäbeln nach den Augen des Reptils fuhren. Der Kopf des letzteren blieb in fortwährender Bewegung von einer Seite zur anderen, aber es mochte sich wenden, wohin es wollte, so waren die Schnäbel der Geier stets bereit, ihm zu folgen und in die Höhlen seiner tiefen, leuchtenden Augen zu dringen.

Dieser furchtbare Kampf dauerte fort, so lange die Balza vorüber glitt. Die Strömung war an dieser Stelle langsam und unsere Reisenden brauchten lange Zeit zum Vorüberfahren, sodaß sie eine gute Gelegenheit hatten, das merkwürdige Schauspiel zu beobachten. Noch lange, nachdem sie vorüber geschwommen waren, sahen sie den Kampf seinen Fortgang nehmen. Sie konnten bemerken, wie sich der schwarze Körper des Reptils auf der weißen Sandbank wand und abmühte, während die klatschenden Flügel der Geier bewiesen, daß sie in ihrem furchtbaren Angriffe beharrten. Aber der Kopf des

Crocodils war nicht mehr nach dem Wasser gerichtet. Beim Anfange hatte das Reptil jede mögliche Anstrengung gemacht, um dorthin zu fliehen. Es wußte, daß seine einzige Rettung darin lag, daß es in den Fluß gelangte und außer dem Bereiche seiner Gegner untertauchte. Sie hatten es bei jedem Zwischenraume in ihren Angriffen vorwärts kriechen und nur anhalten sehen, wenn es gezwungen war, sich zu vertheidigen. Jetzt war jedoch sein Kopf von dem Wasser abgewendet. Zuweilen lag es parallel mit dem Flusse und manchmal schien es nach dem Walde zurück zu fliehen, während seine Anstrengungen und Zuckungen die Qual verriethen, welche es erduldet. Aber daß es diese Richtung einschlug, war leicht zu erklären. Es wußte nicht wo der Fluß lag. Es konnte nicht mehr sehen. Seine Augen waren durch die Schnäbel der Vögel ausgehackt. Es war blind.

Guapo sagte, daß die Geier es nicht eher verlassen würden, als bis sie eine Mahlzeit von seinen Augen gehalten hätten, und daß sie nichts weiter wollten. Dann würde es am Ufer bleiben, ohne vielleicht den Rückweg zum Wasser zu finden, und höchstwahrscheinlich von Jaguars oder anderen Raubthieren angegriffen werden, die es jetzt, wo es des Gesichts beraubt war, um so leichter überwinden konnten.

Während die Balza vorüberglitt, erzählte Guapo unseren Reisenden viele merkwürdige Geschichten von Crocodilen. Er sagte, daß jährlich in den südamerikanischen Flüssen viele Menschen von diesen gefräßigen Thieren

getödtet würden, und dies sind in der That mehr, als jemals den Haifischen des Salzwassers zur Beute geworden sind. An einigen Orten sind sie viel blutdürstiger als an anderen, aber dies mag daher rühren, daß diese von verschiedenen Arten bewohnt werden. Es giebt das echte Crocodil mit langer, spitzer Schnauze und großen hervorstehenden Zähnen und den Kaiman mit breiterer und mehr pikenförmiger Schnauze, und ersteres ist ein in viel höherem Grade muthiges und menschenfressendes Thier. Man findet oft Beide in einem und demselben Flusse, aber sie halten keine Gemeinschaft mit einander, sondern bleiben in getrennten Truppen oder Gesellschaften und werden oft mit einander verwechselt. Dies kann die Meinungsverschiedenheit erklären, welche in Bezug auf die Wildheit dieser Reptilien herrscht, da Viele behaupten, daß sie völlig unschädlich wären und den Menschen unter keinerlei Umständen angriffen, während Andere, die ihre Angriffe mit angesehen haben, natürlicherweise das Gegentheil bezeugen. An vielen Orten in Südamerika gehen die Eingeborenen furchtlos in einen See oder Fluß, von dem man weiß, daß er von Crocodilen angefüllt ist, und verjagen diese Thiere mit einem Stocke, aber in anderen Gegenden kann nichts einen Indianer vermögen, über einen, von diesen Reptilien unsicher gemachten Fluß zu schwimmen. Im Gebiete des Amazonenstromes kann man in jedem Indianerdorfe mehrere Menschen sehen, die von Crocodilen verstümmelt worden sind. Es ist daher kein Wunder, daß unter den Reisebeschreibern so verschiedene Ansichten herrschen.

Guapo sagte, daß ein Indianer, der von den großen Kinnbächen eines Crocodils gefaßt worden sei, nur eine Möglichkeit der Rettung habe, nämlich wenn er dem Reptil die Finger in die Augen bohrt. Dies veranlaßt es unfehlbar zum Loslassen und jagt ihm gewöhnlich solche Furcht ein, daß dem Menschen die Flucht möglich wird. Es gehört natürlicherweise große Geistesgegenwart dazu, dies zu thun, da die gepackte Person selbst durch die eindringenden Zähne des Ungeheuers große Schmerzen leidet und vielleicht schon unter das Wasser gezogen ist, ehe sie zur Besinnung kommen kann. Aber es hat sich oft zugetragen, daß Indianer und selbst Weiber ihm auf diese Art entronnen sind.

Die Augen sind bei dem Crocodil die zartesten Theile, in der That die einzigen, wo man ihm Schmerz verursachen kann. Ein Crocodil kann durch einen Schnitt in seine Schwanzwurzel verstümmelt werden, aber man kann es nur durch einen Angriff auf die Augen in Furcht setzen, und dies scheint nicht allein den Indianern, sondern auch allen seinen anderen Feinden unter den Vögeln und vierfüßigen Thieren bekannt zu sein.

Die kleinen Gallinazos oder Lämmergeier greifen oft die jungen Crocodile an und hacken ihnen die Augen aus, gerade auf die nämliche Art, wie wir einen von beträchtlicher Größe das Opfer des stärkeren Königsgeiers haben werden sehen.

KAPITEL 21. DER GAPO.

Nach einer Fahrt von vielen Tagen kamen unsere Reisenden in einer höchst merkwürdigen Gegend an. Sie näherten jetzt dem mächtigen Amazonenstrome, und der Fluß, auf welchem sie bisher gefahren waren, schien sich in viele Zweige zu spalten und Deltas mit dem Amazonenstrome zu bilden. Sie kamen an jedem Tage und zuweilen 2 – 3 mal an einem Tage an Stellen vorbei, wo sich der Fluß abzweigte, als ob jeder Theil um eine Insel fließe, aber unsere Reisenden bemerkten, daß sich diese Zweige nicht wieder vereinigten, und schlossen daraus, daß dieselben sämmtlich getrennt in den Amazonenstrom mündeten. Sie waren oft in Verlegenheit, welchen sie einschlagen sollten, da der Hauptstrom nicht immer der breiteste war und da sie möglicherweise auf einen gerathen konnten, der unterhalb nicht schiffbar war. Es war eine sonderbare Gegend, durch welche sie kamen, denn sie reisten jetzt im Gapo.

Das Gapo ist der Name eines ausgedehnten Landstriches am Amazonenflusse und einigen seiner Nebenflüsse, der jährlich überschwemmt wird und mehrere Monate lang unter Wasser bleibt. Er erstreckt sich am Amazonenstrome selbst, sowie aufwärts an vielen seiner Zuflüsse Hunderte von Meilen weit.

Aber die ganze Gegend wird nicht ein einziger heller Wasserspiegel, wie bei Ueberschwemmungen in anderen Theilen der Welt. Im Gegentheile erheben sich, so hoch die Fluth auch steigt, die Wipfel und Zweige der Bäume

doch noch höher, und wir haben in dem Gapo das außerordentliche Schauspiel eines mehrere Tausend Meilen großen überschwemmten Waldes.

In diesem Walde verderben die Bäume nicht, sondern behalten das Leben und ihr Laub. Die Bäume dieser Gegend sind in der That eigenthümlich und von ganz anderer Art, als die anderer Regionen. Es wachsen im Gapo Palmen, die sich sonst nirgends finden, und es giebt auch Vögel und vierfüßige Thiere, welche während der ganzen Dauer der Ueberschwemmung in dieser Gegend bleiben. Es ist sogar behauptet worden, daß es Stämme von Gapo-Indianern gäbe, die inmitten der Ueberschwemmung lebten, indem sie ihre Wohnungen auf den Bäumen erbauten, und welche fast so gewandt wie die Affen von einem Zweige und von einem Baume zum andern gelangen könnten. Dies mag wahr sein oder nicht. Etwas Neues wäre es nicht, wenn es wahr wäre, denn es ist wohlbekannt, daß die Guarano-Indianer an der Mündung des Orinoko während vieler Monate der Fluthzeit in den Wipfeln der Murichi-Palmen wohnen. Diese Menschen erbauen Terrassen auf den Palmen, über welchen sie Dächer errichten und wo sie ihre Hangematten aufhängen, und vermittels kleiner Heerde aus Schlamm sind sie im Stande, Ihre Lebensmittel zuzubereiten; aber sie haben Canoes, in welchen sie von einem Orte zum andern gelangen und die Fische fangen können, von welchen sie sich hauptsächlich nähren. Alle übrigen Lebensbedürfnisse werden ihnen von der Murichi-Palme geliefert.

Dieser merkwürdige Baum ist eine der herrlichsten Palmen. Sie erreicht eine Höhe von mehr als 100 Fuß und wächst in ungeheuren *Palmares* oder Palmenwäldern, welche oft das Flußufer meilenweit bedecken. Sie gehört zu den Fächerpalmen, bei welchen die Blätter, anstatt gefiedert zu sein, lange nackte Stiele haben, an deren Ende sich die Blätter im Kreise ausbreiten und eine Fächerform bilden. Ein Murichiblatt gewährt einen großartigen Anblick. Der Blattstiel ist an der Stelle, wo er aus dem Stamme entspringt, einen Fuß dick und wird, ehe er die Blättchen erreicht, ein solider, 10 – 12 Fuß langer Balken, während der kreisrunde Fächer oder das Blatt selbst einen Durchmesser von 9 – 10 Fuß hat. Ein einziges Blatt der Murichi-Palme ist eine volle Ladung für einen Mann.

Mit 20 solchen Blättern, die glänzend und immer grün sind, am Wipfel ihres säulenartigen Stammes ist die Murichi-Palme ein majestätischer Baum.

Aber sie ist eben so nützlich wie schön. Ihre Blätter, Früchte, sowie der Stamm werden im Haushalte der Indianer sämtlich benutzt. Der Blattstiel ist, wenn man ihn trocknet, in Folge der dünnen harten äußeren Decke und des weichen Markes leicht und elastisch wie eine Vogelfeder. Aus der abgeschälten äußeren Rinde verfertigen die Indianer Körbe und Jalousieen. Der markige Theil wird in ungefähr $\frac{1}{2}$ Zoll starke Streifen gespalten, aus welchen sie Fensterläden, Kasten, Vogelbauer, Zwischenwände und sogar ganze Hauswände machen. Die Haut der Blätter liefert die Seile zu Hangematten und allen Arten von Strickwerk. Aus den Früchten bereiten sie ein

beliebtes Getränk, und dieselben sind auch gut zu essen, da sie einigermaßen den Aepfeln gleichen. Im Aussehen ähneln sie den Fichtenzapfen, haben von außen eine rothe Farbe und ein gelbes Fleisch. Der Stamm selbst liefert ein Mark, welches als Sago benutzt werden kann, und aus dem Holze macht der Indianer sein leichtes Canoe – kurz es giebt Indianerstämme, die nicht nur auf den Murichi-Palmen leben, sondern sich auch fast allein von denselben nähren.

Ogleich die Fluth bedeutend gefallen war, so stand der Fluß doch an den meisten Stellen noch immer über seine Ufer hinaus, und dies machte es unseren Reisenden schwer, einen Platz für Ihr Lager aufzufinden. Sie waren während mehrerer Nächte genöthigt, so gut als möglich auf der Balza zu schlafen, nachdem sie dieselbe an einen Baum befestigt hatten. Zuweilen gelang es ihnen dadurch eine trockene Stelle zu finden, um sich zu lagern, daß sie von der Mündung eines Igaripe, oder Baches, aufwärts fuhren. Während ihrer Reise durch dieses Flußlabyrinth kamen sie nur langsam vorwärts, und ihre Provisionen gingen schnell zu Ende. Es war keine Möglichkeit, ihre Vorräthe zu vermehren, da sie weder wilde Schweine (*Peccaris*) noch Capivaras finden konnten. Diese Thiere würden sich, obgleich sie gut schwimmen können, erst wieder an den Ufern des Flusses finden, wenn derselbe in sein richtiges Bett zurückkehrte.

Von Zeit zu Zeit erlegte Guapo mit seinem Blaserohre einen Papagei, Kakadu oder Aracari, aber dies war nur eine vorübergehende Aushilfe. Sie hatten oft Heulaffen

auf den Bäumen gehört, waren aber nicht im Stande gewesen, sie zu erblicken, und keins von der Gesellschaft würde sich geweigert haben, jetzt Affenbraten zu essen, da sie denselben gekostet und ganz schmackhaft gefunden hatten. Guapo schaute, mit dem Blaserohre in der Hand, fortwährend in die Baumwipfel hinauf, um Affen oder anderes Wild zu erspähen. Endlich wurde er für seine Wachsamkeit belohnt.

Sie hatten eines Abends die Balza einen Igaripe ungefähr hundert Schritte weit hinaufgerudert, wo ihnen ein trockenes Ufer Gelegenheit gab, zu landen. Der Bach selbst war nicht viel breiter, als die Balza, und an beiden Ufern wuchsen hohe Bäume. An einigen Stellen reichte die dornige Jacitara-Palme – welche eine Art Kletterpflanze ist und oft auf den Zweigen anderer Bäume hängt – fast über den Bach hinweg. Diese merkwürdigen Palmen mußten beim Vorüberfahren der Balza vorsichtig bei Seite geschoben werden, denn ihre pfeilförmigen Dornen würden, wenn sie sich einmal in die Kleider der Reisenden festgehakt hätten, entweder Letzere vom Flosse heruntergezogen, oder ein Stück Zeug herausgerissen haben.

KAPITEL 22. DIE ARAGUATOS.

Unsere Gesellschaft war an mehreren dieser Jacitaras vorübergekommen, hatte die Balza festgebunden und bereitete eben ihr kärgliches Abendessen zu, als sie in der Entfernung im Walde einen Trupp Heulaaen hörte. Dies war nichts Ungewöhnliches, denn diese Thiere

machen sich in den Wäldern des Amazonenstromes zu allen Zeiten vernehmlich, und besonders bei Sonnenaufgang und vor Sonnenuntergang, oder sobald sich ein Regenschauer zu nähern scheint. Unsere Reisenden würden ihre Stimmen bei dieser Veranlassung nicht beachtet haben, wenn sie sich nicht zu nähern geschienen hätten, und da sie dem Ufer des Hauptstromes entlang kamen, so schloß Guapo, daß sie bei der Ankunft an dem Igaripe an demselben hinaufgehen und in der Nähe des Ortes, wo sich die Balza befand, übersetzen würden, so daß sie vielleicht in den Bereich seines Gravatana gelangten. Es stand fest, daß sie am Fußufer herabkamen, natürlicherweise in den Baumwipfeln, und sie würden ohne Zweifel, wie Guapo erwartete, abbiegen, da die Bäume am anderen Ufer des Igaripe zu entfernt standen, als daß selbst Affen hätten hinüberspringen können.

Nachdem sie ungefähr eine halbe Stunde gewartet hatten, konnten sie das widrige Geheul der Affen, welche den erwünschten Weg verfolgten, in geringer Entfernung hören. Der Trupp erschien in der That wenige Minuten später auf einigen hohen Bäumen, welche kaum 50 Schritte von dem Orte, wo die Balza lag, am Ufer des Baches standen. Es waren große Thiere, und sie hatten die schwächliche, schlanke Gestalt, welche die Affen mit Wickelschwänzen auszeichnet, aber Diese waren von den bereits erwähnten Ateles verschieden. Es waren echte Heuler, wie sie durch das, seit einer halben Stunde von ihnen ausgestoßene Geschrei bereits bewiesen hatten. Es

giebt, wie schon gesagt, verschiedene Arten von Heulaffen. Guapo erklärte die an dem Bache angekommenen für Araguatos. Ihr Körper hat auf dem Rücken und an den Schultern eine rothbraune Farbe und ist unten heller. Ihre nackten, runzligen Gesichter sind blauschwarz und sehen dem eines alten Mannes sehr ähnlich. Ihr Haar ist voll und buschig und giebt ihnen einige Aehnlichkeit mit den Bären, wovon der ihnen zuweilen beigelegte Name Bärenaffe, sowie ihre zoologische Benennung *Simia ursina* herrührt. Der Araguato ist ohne den Schwanz volle drei Fuß groß, und dieses mächtige Glied hat eine viel größere Länge. Als der Trupp am Igaripe ankam, sahen sie ihn Halt machen, wobei sich Alle auf einem großen Baume versammelten, der am Rande des Wassers stand. Dieser Baum erhob sich über die anderen, und da die meisten der Affen die höchsten Zweige erklettert hatten, so waren sie von der Balza aus sichtbar. Der Trupp bestand aus uns gefähr funfzig Stück, und Einer, welcher größer aussah als die Anderen, schien den Anführer zu machen. Es befanden sich viele Weibchen unter ihnen, und nicht wenige derselben hatten Junge, welche sie auf dem Rücken trugen, gerade wie die Weiber der Indianer und anderer wilder Völker ihre Kinder fortbringen. Die meisten der kleinen Affen lagen auf den Rücken ihrer Mütter und hatten die Arme um deren Hals geschlungen, während die Hinterbeine die Mitte des Körpers umschlossen. Aber die kleinen Bursche schienen ihr Vertrauen größtentheils auf ihre Schwänze zu setzen. Das Ende derselben war fest um die dicke Basis der Schwänze der Alten geschlungen und

sicherte ihnen so nicht allein ihren Platz, sondern machte das Herabfallen ganz unmöglich. Sie wären durch keine Gewalt von diesem Anhaltepunkte herabzuschütteln gewesen, ohne daß man ihnen den Schwanz ausgezerrt oder ihre Körper in Stücken gerissen hätte. Es war in der That auch nöthig, daß sie so fest saßen, da sonst die Anstrengungen ihrer Mütter – ihre schnellen Bewegungen und weiten Sätze von einem Baume zum andern ganz unmöglich gewesen wären.

Als die Araguatos das Ufer des Igaripe erreichten, waren sie augenscheinlich in Verlegenheit. Es war ihre Absicht gewesen, am Hauptflusse hinunterzuziehen, und jetzt wurden sie durch den Bach daran verhindert. Das Wasser desselben lag ihnen gerade im Wege, und sie konnten nicht durch Schwimmen hinüberkommen, da sich diese Thiere außerordentlich vor dem Wasser fürchten. Ja, obschon viele Arten derselben ihr Leben auf Bäumen zubringen, welche über das Wasser hinwegragen, oder sogar in demselben wachsen, so scheuen sie sich doch merkwürdiger Weise vor dem nassen Elemente eben so sehr, als ob es Feuer wäre. Eine Katze vermeidet das Benetzen ihres Fußes nicht halb so sorgfältig, wie einige Affen, und außerdem kann die Katze schwimmen, der Affe jedoch nicht. Es ist merkwürdig, daß diejenigen Thiere, welche dem Menschen am ähnlichsten sind, nicht, wie dieser, die Naturgabe des Schwimmens besitzen. Hieraus geht hervor, daß dies eine Kunst ist, deren Erfindung dem Verstande des Menschen vorbehalten bleibt. In das Wasser zu fallen, würde für einen Affen,

nicht allein des Untertauchen wegen, sondern wegen der Gefahr des Ertrinkens, ein großes Unglück sein. Es ist jedoch nicht sehr wahrscheinlich, daß ein Araguato hinfällt. Wenn auch ein Zweig bricht, so findet er doch in dem großen concaven Halbkreise, welchen er vermittels seiner fünf langen Glieder so schnell beschreiben kann, sicherlich einen zweiten. Der Araguato könnte sein ganzes Leben in einem überschwemmten Walde verbringen, ohne ein Haar mehr zu benetzen, als wie es durch den Regen naß gemacht wird.

Aus ihren Bewegungen ging deutlich hervor, daß sie durch den Igaripe in Verlegenheit gebracht wurden, und sie hielten daher eine Berathschlagung in den Zweigen des erwähnten hohen Baumes. Auf einem der allerhöchsten Aeste saß ein großer alter Bursche, der augenscheinlich der Anführer des Trupps war. Seine Rede war laut und lang und von vielfältigen Geberden mit Händen, Kopf und Schweif begleitet. Sie war ohne Zweifel außerordentlich beredt. Aehnliche, von anderen alten Araguato-Häuptlingen gehaltene Reden sind mit dem Knarren eines ungeschmierten Ochsenkarrens unter Begleitung des Rasselns der Räder verglichen worden.

Unsere Gesellschaft fand den Vergleich ganz treffend. Der alte Häuptling war endlich fertig. Bis jetzt hatte kein einziger von den Anderen ein Wort gesagt. Sie saßen sämmtlich still da und bewahrten den vollkommensten Anstand, in der That in viel höherem Grade, als dies in dem großen britischen Parlamente oder dem amerikanischen Congresse geschieht. Gelegentlich stieß wohl eins

der Kinder ein leises Quitschen aus, oder streckte die Hand aus, um einen Mosquito zu fangen, es wurde aber in solchen Fällen durch einen Schlag von der Pfote seiner Mutter oder ein derbes Rütteln bald zur Ruhe verwiesen. Als der Häuptling fertig war, hätte jedoch keine Debatte, weder im Congresse noch im Parlamente, dem Lärme gleichkommen können, der jetzt entstand. Jeder Araguato schien etwas zu sagen zu haben, und Alle sprachen zu gleicher Zeit. Wenn die Rede des Alten dem Quitschen eines Ochsenkarren glich, so konnte man die vereinigten Stimmen Aller recht gut mit einer ganzen Reihe solcher Fuhrwerke bei der Hälfte Wagenschmiere und einer doppelten Anzahl von Rädern vergleichen.

Der Häuptling gebot wieder durch ein Zeichen Ruhe, und die Uebrigen wurden stumm und regungslos, wie vorher.

Diesmal schien sich die Rede des Anführers auf das vorliegende Geschäft, nämlich auf das Uebersetzen über den Bach, zu beziehen. Sie sahen ihn beim Sprechen wiederholt nach dieser Richtung zeigen, und die Uebrigen folgten seinen Bewegungen mit den Augen.

KAPITEL 23. DIE AFFENBRÜCKE.

Der Baum, auf welchem die Araguatos versammelt waren, stand am Rande des Wassers, aber es befand sich in noch größerer Nähe ein anderer; dies war gleichfalls ein hoher Baum, der bis zu einer ziemlichen Höhe keine Zweige hatte. Auf dem gegenüber liegenden Ufer des Igaripe befand sich ein sehr ähnlicher Baum, und die langen

horizontalen Aeste von beiden waren durch einen Raum von ungefähr 20 Fuß von einander getrennt. Auf diese zwei Bäume schien die Aufmerksamkeit der Araguatos gerichtet zu sein, und unsere Reisenden konnten an ihren Blicken und Geberden sehen, daß sie von denselben sprachen und die Entfernung zwischen den oberen Aesten berechneten. Guapo erklärte daher zuversichtlich, daß sie die Absicht hätten, vermittels dieser beiden Bäume über den Igaripe zu setzen. Er stand im Begriffe, die Art und Weise zu erklären, in welcher sie dies bewerkstelligen würden, als die Bewegung begann und seine Erklärung überflüssig machte.

Auf einen befehlenden Schrei des Häuptlings schwan-gen sich mehrere der größten und stärksten Affen auf den am Rande des Wassers stehenden Baum. Hier sah man sie nach einer kurzen Untersuchung auf einen horizontalen Ast steigen, der sich über den Igaripe wegstreckte. Unmittelbar unter demselben gab es auf der nämlichen Seite des Baumes kleine Aeste, und sie hatten ihn gerade aus diesem Grunde ausgewählt. Nachdem sie sich fast bis zu dessen Spitze verfügt hatten, ließ sich der vorderste von den Affen an seinem Schwanze herab, und hing mit dem Kopfe nach unten da. Ein zweiter glitt am Körper des ersten nieder und schlang ihm, mit ebenfalls abwärts gesenktem Kopfe, seinen starken Schwanz um den Hals und die Arme. Ein dritter folgte dem zweiten und ein vierter dem dritten, bis eine ganze Reihe Affen an dem Aste hing. Nun brachten sie dadurch eine Bewegung hervor, daß sie mit ihren Füßen an andere Aeste stießen, bis die lange

Reihe hin- und herschwankte, wie der Pendel einer Uhr. Diese Schwingung wurde allmählig verstärkt bis der Affe am unteren Ende zwischen die Zweige des Baumes am jenseitigen Ufer des Igaripe flog. Nachdem er diese ein Paar Mal berührt hatte, bemerkte er, daß er sie erreichen konnte, und als er wieder auf den höchsten Punkt des Schwingungskreises kam, streckte er seine langen dünnen Arme aus, packte die Aeste und hielt sich fest.

Die Schwingung hörte jetzt auf. Die lebendige Kette erstreckte sich von einem Baume zum andern über den Igaripe und hing leicht gebogen, wie eine Kettenbrücke, da. Der Trupp von Araguatos, die bis jetzt, mit Ausnahme des alten Häuptlings, der gelegentlich durch Töne und Geberden Anweisungen gab, sämmtlich die Bewegungen ihrer Kameraden schweigend beobachtet hatten, ließ jetzt ein lautes Schreien, Kreischen, Geschnatter und Heulen ertönen. Aber dieses allgemeine Plappern war ohne Zweifel ein Ausdruck des Vergnügens darüber, daß die Brücke ihre Vollendung erreicht hatte. Nun schickte die Truppe an, überzusetzen, wobei ein Paar Alte den Anfang machten, vielleicht um die Festigkeit der Brücke zu versuchen. Dann folgten die Mütter mit den Jungen auf den Rücken und nach ihnen die Uebrigen des Trupps. Dieses Schauspiel gewährte einen höchst unterhaltenden Anblick, und das Betragen der Affen würde Jeden zum Lachen gebracht haben. Selbst Guapo konnte seine Heiterkeit nicht zurückhalten, als er sah, wie die, welche die Brücke bildeten, die über sie Hinweglaufenden in die Beine und Schwänze bissen, daß sie laut aufschriean.

Der alte Häuptling stand am diesseitigen Ende und leitete das Uebersetzen. Er war als tapferer Officier der Letzte, welcher hinüberging. Als alle Uebrigen drüben waren, folgte er in stattlicher und würdevoller Haltung nach. Keiner wagte es, *ihn* in den Schwanz zu beißen, sie hüteten sich wohl, ihre Streiche an ihm zu versuchen, und er gelangte ruhig und unbelästigt hinüber.

Die Kette hing nun immer noch zwischen den Bäumen, und um diese hinüber zu bringen, würde der am Schwanzende der Brücke befindliche einfach losgelassen haben, worauf sich die Kette hinübergeschwungen und an der Baum am jenseitigen Ufer gehängt hätte, auf welchen sie nach Belieben klettern konnten; aber es ereignete sich ein Vorfall, welcher die Sache zu einem ganz anderen Ende brachte.

Guapo hatte mit dem Gravatana in der Hand bei den Uebrigen gesessen. Er bewies eine große Ueberwindungskraft dadurch, daß er sich desselben nicht eher bediente, da er die ganze Zeit über in Schußweite von den Affen gewesen war. Aber diese Ueberwindung ging nicht aus seinem eignen freien Willen hervor. Don Pablo hatte ihm in der That ein Hinderniß entgegengestellt, um nebst den Uebrigen Gelegenheit zu haben, die seltsamen Manöver der Affen zu beobachten. Ehe das Schauspiel ganz zu Ende war, bat der Indianer jedoch Don Pablo, ihn schießen zu lassen, indem er ihn erinnerte, wie sehr sie eines kleinen Vorraths von Affenfleisch bedürftig waren; dies hatte die von Guapo gewünschte Wirkung. Er

erhielt die Erlaubniß, und das Gravatana wurde in schiefer Lage nach oben gerichtet, Guapo's Wangen dehnten sich aus – es folgte ein kräftiges, kurzes Paffen und der Pfeil flog davon. Im folgenden Augenblicke sah man ihn im Halse eines der Affen haften, Guapo hatte auf Denjenigen gezielt, welcher sich auf dem gegenüberliegenden Ufer mit seinen Armen am Baume festhielt, und ihn getroffen, und zwar nicht etwa, weil ihm dieser näher oder deutlicher bemerkbar gewesen wäre. Hätte er einen anderen aus der Kette getroffen, so würde dieser, da sie sich alle mit ihren Schwänzen festhielten, nicht gefallen sein, denn der Schweif behält, wie bereits bemerkt, seine Muskelkraft selbst im Tode. Aber der, welcher sich mit den Armen am Baume festhielt, würde in ein Paar Secunden durch die Entkräftung zum Loslassen gezwungen sein, so daß die ganze Kette auf die zunächst gelegene Seite des Igaripe zurückfallen mußte. Das war es eben, was Guapo wünschte, und er erwartete den Erfolg.

Er brauchte nur ein $1/2$ Dutzend Secunden zu warten. Der Affe wurde augenscheinlich unter der Einwirkung des Curari immer schwächer und bemühte sich, fest zu halten. Im nächsten Augenblicke mußte er loslassen.

Der Araguato am »Schwanzende« der Brücke, der nicht wußte, was sich zugetragen hatte, und glaubte, daß alles in Ordnung sei, um sich hinüberzuschwingen, löste seinen Schwanz gerade in dem nämlichen Augenblicke vom Aste, wo der Verwundete los ließ, so daß die ganze Kette klatschend in's Wasser fiel. Nun vereinigte sich das

Kreischen und Heulen der am Ufer befindlichen, das Plätschern und Schlagen der in den Strom gefallen Affen mit den Ausrufungen Leon's, Guapo's und der Anderen zu einer Scene voll Lärm und Verwirrung, die mehrere Minuten dauerte. Während derselben warf sich Guapo in das Canoe und schoß mit einem einzigen Schlage seines Ruders mitten unter die ertrinkenden Affen. Ein Paar derselben gelangten an's Ufer und entkamen, mehrere sanken unter, aber drei mit Einschluß des verwundeten fielen dem Jäger in die Hände.

Das Abendessen wurde natürlicherweise durch Affenbraten bereichert, aber keiner von den Reisenden schlief gut darauf, da die, über den Verlust ihrer Gefährten wehklagenden Araguatos die ganze Nacht hindurch ein höchst klägliches Geheul erschallen ließen.

KAPITEL 24. DAS MANATI.

Die Araguatos bildeten mit gedörrten Bananen und Cassava auf mehrere Tage die Nahrung unserer Reisenden. Am Abende des dritten Tages wurde ihnen eine Abwechslung zu Theil. Es gelang Guapo, eine sehr große Schildkröte zu fangen, welche bei mehreren Mahlzeiten als Leckerbissen diente. Sein Verfahren bei Einfangung der Schildkröte war etwas merkwürdig und verdient, beschrieben zu werden.

Die Balza war an's Ufer gebracht worden, und sie befestigten sie eben, als ein, auf der Oberfläche des Wassers befindlicher Gegenstand die Aufmerksamkeit Leons und Leona's auf sich zog. Es war etwas Dunkles und ziemlich

klein, und würde, ohne die Wellen, welche es auf der glatten Wasserfläche hervor brachte und woran sie erkennen konnten, daß es in Bewegung war, nicht bemerkt worden sein.

»Eine Wasserschlange!« sagte Leon.

»O, nicht doch,« rief die kleine Leona aus, »wir wollen es nicht hoffen, Bruder Leon.«

»Jetzt glaube ich doch nicht, daß es eine Wasserschlange ist,« antwortete Leon.

Der Gegenstand befand sich natürlicherweise in beträchtlicher Entfernung, sonst würden Leon und Leona nicht so kaltblütig davon gesprochen haben. Aber ihre Worte waren Donna Isidora zu Gehör gekommen und hatten ihre Aufmerksamkeit auf das gelenkt, wovon sie sprachen.

»Nein,« sagte sie, »ich glaube, es ist eine Schildkröte.«

Guapo war bis jetzt mit Don Pablo beschäftigt gewesen, die Balza zu befestigen. Das Wort Schildkröte erregte seine Beachtung jedoch sogleich, er blickte auf und dann auf den Fluß hinaus, in der von Leon und Leona bezeichneten Richtung. Sobald seine Augen auf den sich bewegenden Gegenstand fielen, antwortete er auf die Bemerkung der Donna Isidora.

»Ja, Herrin,« sagte er, »es ist eine Schildkröte, und noch dazu eine große. Verhaltet Euch Alle ruhig – ich glaube, daß ich sie fangen kann.«

Wie sich Guapo der Schildkröte bemächtigen wollte, war Allen ein Geheimniß. Dieselbe war ungefähr dreißig

Schritte entfernt, aber es wäre schwierig, wo nicht unmöglich, gewesen, ihre Schnauze – den einzigen, über Wasser befindlichen Theil – mit dem Pfeile des Blaserohres zu erreichen. Außerdem waren sie der Meinung, daß der Pfeil nicht durch den harten, knochigen Gegenstand dringen und genügend darin haften würde, um das Gift in die Wunde zu flößen.

Diese Vermuthungen waren sehr richtig, aber das Gravatana bildete nicht die Waffe, welche Guapo bei dieser Veranlassung in Anwendung zu bringen beabsichtigte. Er hatte außerdem noch andere Waffen – einen Fischspeer oder eine Harpune und einen ordentlichen Bogen mit Pfeilen, welche er in seinen Mußestunden im Thale verfertigt hatte. Letzterer war die Waffe, womit die Schildkröte erlegt werden sollte.

Guapo ergriff den Bogen, brachte einen Pfeil an die Sehne und trat an den Rand des Wassers. Alle beobachteten ihn und gaben ihre Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg zu erkennen. Es war ihnen jedoch noch nicht recht deutlich, wie die Schildkröte eher durch einen, mit einem Bogen abgeschossenen Pfeil, als mit einem, dem Blaserohre entsendeten getödtet werden sollte. Derselbe mußte ja von der Schale abprallen, selbst wenn es gelang, dieselbe unter dem Wasser zu treffen.

Während sie einander ihre Vermuthungen zuflüster-ten, sahen sie Guapo zu ihrer großen Verwunderung seinen Pfeil nach Oben richten und sich anstellen, als ob er denselben in die Luft abschießen wolle. Dies that er allerdings im nächsten Augenblicke, und sein anscheinend

sonderbares Verfahren würde ihnen räthselhaft gewesen sein, wenn sie nicht bemerkt hätten, daß der Pfeil gleich darauf, nachdem er weit in die Höhe geflogen war, mit der Spitze voran, wieder herunter kam und aufrecht im Rücken der Schildkröte stecken blieb.

Die Schildkröte tauchte sogleich unter, und Alle erwarteten, den aufrechtstehenden Pfeil mit unter das Wasser gezogen zu sehen. Wie groß war jedoch ihr Erstaunen, ihr Verdruß, als sie sahen, daß er herausgefallen sei und auf der Oberfläche schwimme. Die Wunde war folglich nur leicht gewesen, und die Schildkröte würde, ohne Schaden davon zu tragen, entkommen.

Aber Guapo theilte weder ihre Verwunderung, noch ihren Verdruß. Er war überzeugt, daß die Schildkröte ihm gehöre, und sagte nichts, sondern sprang in das Canoe und fing an, in den Fluß nach der Stelle hinaus zu rudern, wo das Thier zuletzt gesehen worden war. Sie sahen, daß er sich auf den schwimmenden Pfeil zu bewegte, und glaubten, daß er denselben wiederholen wolle.

Dies erschien als ziemlich wahrscheinlich, aber zu ihrer Verwunderung bewegte sich die Waffe plötzlich, als er sich ihr näherte, und eilte von ihm fort. Es war klar, daß dieselbe durch etwas unter dem Wasser Befindliches fortgezogen wurde, und sie fingen an, das Geheimniß zu begreifen. Nur der Kopf des Pfeiles haftete in der Schaa-le der Schildkröte. Der Schaft war vermittels einer Leine daran befestigt und schwamm. Ersterer war nur leicht

angefügt worden, so daß er, wenn die Schildkröte untertauchte, durch den Druck des Wassers vom Schafte getrennt werden mußte, wobei letzterer mit der Leine als Bake diente und den Ort anzeigte, wo sich die Schildkröte befand.

Guapo erfaßte mit Hilfe seines leichten Canoes den Schafte sehr bald, und nach einigen vorsichtigen Manövern gelang es ihm, seine Schildkröte hoch auf das trockene Ufer zu bringen. Sie erwies sich als eine herrliche Beute. Es war eine Jurara-Schildkröte – die Tataruga oder große Schildkröte der Portugiesen, und ihre Schale hatte einen Durchmesser von vollen drei Fuß.

Guapo's Methode, die Jurara zu fangen, ist die nämliche, welche von den Indianern des Amazonenstromes in Anwendung gebracht wird, obgleich dieselben auch des Angelhakens und starker Netze bedienen. Der Pfeil wird stets nach Oben abgeschossen und das Ziel mit solcher Geschicklichkeit berechnet, daß er vertical auf die Schale der Schildkröte niederfällt, dort tief genug eindringt und sich vom Schafte lös't. Diese Art zu schießen ist nothwendig, weil sonst die Jurara nicht mit einem Pfeile erlegt werden könnte, da sie niemals mehr, als die Spitze ihrer Schnauze, über dem Wasser zeigt und jeder Pfeil, den man direkt auf sie abschösse, unschädlich von ihrer Schale abprallen würde. Ein guter Bogenschütze unter den Indianern wird selten sein Ziel verfehlen, wenn er auf diese Art schießt, da ihn lange Uebung und angeborene Geschicklichkeit in den Stand setzen, bis auf einen Zoll zu berechnen, wohin seine Waffe fallen wird.

In den Städten am unteren Amazonenstrom, wo Schildkröten zu Markte gebracht werden, kann man in der Schale dieser Thiere ein kleines viereckiges Loch bemerken. Dies ist das Kennzeichen der Pfeilspitze.

Guapo verlor keine Zeit, ehe er seine Schildkröte umwendete und einen Theil derselben in ein wohl-schmeckendes Abendessen verwandelte, während er den Ueberrest einsott und für den folgenden Tag aufhob. Aber an diesem folgenden Tage erhielten sie einen viel größeren Vorrath von Fleisch von einem anderen Thiere, und zwar von einer Kuh.

Dies war eine Fischkuh, die auch von einigen die See-kuh genannt wird, aber letzteres ist ein unpassender Name, da sie im ganzen tropischen Südamerika auch Süßwasserflüsse bewohnt. Sie heißt auch das Manati und bei den Portugiesen *Peixe hoi*.

Die Fischkuh ist ein merkwürdiges Geschöpf. Sie mißt gewöhnlich sieben Fuß in der Länge und fünf Fuß um den dicksten Theil des Körpers, welcher letzterer ganz glatt ist und in einen horizontalen, platten, halbrunden Schwanz ausläuft. Das Thier hat keine Hinterbeine, aber gerade hinter dem Kopfe zwei große ovale Flossen. Man bemerkt keinen Hals, und der nicht sehr große Kopf endigt sich in einen breiten Mund und fleischige Lippen, welche denen einer Kuh nicht unähnlich sehen, wovon sie den Namen Kuhfisch erhalten hat. Auf der Oberlippe hat sie steife Borsten und am übrigen Körper ein Paar einzeln zerstreute Haare. Hinter den localen Flossen hat sie zwei Zitzen, aus welchen, wenn sie gedrückt werden,

ein Strom schöner weißer Milch fließt. Sowohl die Augen als auch die Ohren sind im Verhältnisse zur Größe des Thieres sehr klein. Trotzdem hat sie doch den vollen Gebrauch dieser Sinneswerkzeuge und läßt ihre Feinde nicht leicht herankommen.

Die Haut hat eine dunkle Bleifarbe, mit einigen fleischfarbigen Flecken am Bauche, und ist an der stärksten Stelle auf dem Rücken 1 Zoll dick. Unter der Haut findet sich eine sehr hohe Lage von Fett, das, wenn es gekocht wird, ein ausgezeichnetes Oel liefert. Das Manati hat, wie gesagt, keine Spur von Hinterbeinen. Seine Vorderbeine sind jedoch für ein Wasserthier sehr weit entwickelt. Die Knochen derselben entsprechen denen des menschlichen Armes, da sie fünf Finger mit getrennten Gelenken haben, die jedoch so in eine unbewegliche Scheide eingeschlossen sind, daß kein Gelenk bewegt werden kann.

Der Kuhfisch nährt sich von Gras und kommt an die Ufer der Flüsse und Seen, um sich dasselbe zu verschaffen. Mit Hilfe seines platten Schwanzes und seiner starken Flossen kann er sehr schnell schwimmen, und ist nicht so leicht zu fangen, als man vielleicht glaubt. Die ganze Geschicklichkeit des Jägers ist erforderlich, um seine Erlegung zu bewerkstelligen. Gewöhnlich wird die Harpune angewendet, obgleich man sie zuweilen in starken Netzen fängt, welche vor den Flußmündungen oder schmalen Seearmen ausgebreitet werden. Das Fleisch des Manati wird sehr geschätzt und hält so ziemlich die Mitte zwischen Rindfleisch und Schweinefleisch, ist jedoch von dem der Fische ganz verschieden. Wenn man es in

seinem eignen Oele brät und in Töpfe oder Krüge legt, so kann man es viele Monate aufbewahren.

Am Tage nachdem Guapo die Schildkröte geschossen hatte – schon am folgenden Morgen, als sie eben im Begriffe standen, vom Lande zu stoßen – bemerkten Einige von der Gesellschaft, die vom Rande der Balza hinabblickten, unten in dem hellen Wasser ein sonderbar aussehendes Thier. Es war nichts Anderes, als eine Fischkuh, und als sie dieselbe genauer betrachteten, bemerkten sie mit Erstaunen, daß sie mit ihren kurzen, rudertartigen Beinen zwei Miniaturmodelle ihrer selbst fest an ihre beiden Zitzen drückte. Dies waren die, mit Saugen beschäftigten Kälber, denn auf diese Art nährt das Manati seine Jungen.

Alle Anderen würden dieses Schauspiel voll Interesse an den hier bemerkbaren Zügen des Familienlebens eines sich unter dem Wasser aufhaltenden Thieres eine Zeitlang beobachtet haben. Aber während sie in das Wasser schauten, schoß etwas an ihren Augen vorüber und sank nach einem Plätschern unter. Es war die Harpune Guapo's.

Gleich darauf stieg Blut an die Oberfläche, und es gab ein tüchtiges Plätschern, als sich das kräftige Manati bemühte, zu entrinnen; aber die Spitze der Harpune war tief in sein Fleisch eingedrungen, und Guapo zog das Thier vermittels der daran befindlichen Leine bald an's Ufer. Es erforderte seine und Don Pablo's ganze Kraft, um es auf's feste Land zu ziehen. Aber das Messer zerlegte es

bald in Stücke, und dann wurden mehrere Stunden dazu verwendet, sie zur Aufbewahrung zuzubereiten. Sein Fett und Fleisch reichte hin, um alle Gefäße, welche die Reisenden übrig hatten, zu füllen, und nachdem dies geschehen war, wurde die Balza vom Lande gestoßen und sie setzten ihre Reise auf ziemliche Zeit ohne Furcht vor schmalen Bissen fort.

KAPITEL 25. SCHLUSS.

Nach vielen Tagen schwieriger Schifffahrt schwamm die Balza endlich auf dem breiten, mächtigen Amazonenstrom, dessen olivenfarbige Fluth noch 1500 Meilen weiter dem Oceane zu floß.

Die Strömung hatte an den meisten Stellen eine Geschwindigkeit von mehr als 4 Meilen in der Stunde, und die Fahrt war ruhig und leicht, so daß unsere Reisenden des Tages selten weniger als 50 Meilen zurücklegten. In Folge der Abwesenheit von Bergen war die Landschaft sehr einförmig, denn der Amazonenstrom durchfließt während des größten Theiles seines Laufes eine flache Ebene. Die zahlreichen Bogen und plötzlichen Wendungen des Stromes, welche fortwährend neue und reizende Aussichten zeigten, bildeten jedoch für die Reisenden eine Quelle des Entzückens.

Sie kamen fast jeden Tag an der Mündung eines Nebenflusses vorüber, von denen viele auch so groß ausahen, wie der Amazonasstrom selbst. Eine Eigenthümlichkeit in Bezug auf diese Flüsse fiel unseren Reisenden auf, nämlich die Verschiedenheit ihrer Farbe. Einige waren weißlich mit einem Anfluge von Olivengelb, wie der Amazonasstrom selbst, andere waren blau und durchsichtig, während eine dritte Art Wasser hatte, das schwarz wie Tinte aussah. Zu der letzteren Classe gehört der große *Rio negro*, der vermittels eines Nebenflusses (des Cassiquiare) den Amazonasstrom mit dem Orinoko verbindet.

Man hat die Flüsse des Amazonasstromthales in weiße, blaue und schwarze getheilt. Rothe Flüsse, wie sie in den nördlichen Theilen des amerikanischen Festlandes vorkommen, giebt es hier nicht.

Es scheint keine andere Erklärung für diese Verschiedenheit in der Farbe der Flüsse zu geben, als daß man annimmt, daß sie ihre Farbe von der Beschaffenheit des Bodens erhalten, durch welchen sie laufen.

Aber die weißen Flüsse, wie der Amazonasstrom selbst, scheinen diese weiße Farbe nicht blos deshalb zu haben, weil sie schlammig sind. Sie erhalten ihre Farbe oder den größten Theil derselben im Gegentheile von einer unbemerkbaren Substanz, welche sich in einem Zustande unveränderlicher Auflösung befindet. Dies ergibt sich aus der Thatsache, daß ihr Wasser, selbst wenn es in ein Becken fließt, wo sich die erdige Masse setzen kann, immer noch die nämliche olivengelbe Farbe behält. Es

giebt einige weiße Flüsse, wie den Rio blanco, deren Wasser fast milchweiß ist.

Die blauen Flüsse des Amazonenstromthales sind die mit hellem, durchsichtigem Wasser, deren Lauf durch felsige Gegenden führt, wo es nur wenig oder gar keinen Bodensatz giebt, der sie trüben könnte.

Die schwarzen Flüsse sind die merkwürdigsten von Allen. Diese sehen, wenn sie tief sind, wie Tintenströme aus, und wenn man den gewöhnlich sandigen Boden erblicken kann, so hat der Sand das Aussehen von Gold. Selbst wenn man das Wasser in einem Gefäße heraus schöpft, behält es seine Tintenfarbe und gleicht dem, welches man in den Tümpeln in Torfmooren finden kann.

In Südamerika vermuthet man allgemein, daß die schwarzen Flüsse ihre Farbe von dem Saft der an ihren Ufern wachsenden Sarsaparill-Wurzeln erhalten. Es ist möglich, daß Sarsaparill-Wurzeln im Vereine mit den Wurzeln und Blättern vieler anderen Pflanzen etwas damit zu schaffen haben. Bis jetzt hat man noch keine andere Erklärung gefunden, um die dunkle Farbe dieser Flüsse zu erklären, als die Verwesung der von ihnen fortgeführten vegetabilischen Stoffe, und es ist Thatsache, daß alle schwarzen Flüsse durch die am dicksten bewaldeten Gegenden fließen.

Es möge noch eine merkwürdige Thatsache in Bezug auf die schwarzen Flüsse erwähnt werden, nämlich daß

sich an ihren Ufern die Mosquitos – die Pest von Südamerika – nicht vorfinden. Dies ist nicht allein eine merkwürdige, sondern auch eine wichtige Thatsache und könnte hinreichen, um Jeden bei der Wahl des Ortes zu einer Niederlassung zu leiten. Man hält einen Mosquito für ein sehr kleines Ding und dessen Gegenwart für eine unbedeutende Belästigung. Aber in Folge der Heimsuchung durch diese kleinen Insecten sind schon Ansiedelungen aufgegeben und verlassen worden. Sie sind die eigentlichen wilden Thiere Südamerika's und weit mehr zu fürchten, als Pumas, Crocodile, Schlangen oder selbst der grimmige Jaguar.

Unsere Reisenden setzten ihre Fahrt Tag nach Tag fort. Nachdem sie an der Mündung des *Rio negro* vorüber waren, hatten sie dann und wann in der Ferne den Anblick von Hochland und selbst von Bergen, denn das Thal des Amazonenstromes nimmt, wo sich derselbe seiner Mündung nähert, einen Character an, der von dem, welchen es weiter stromaufwärts hat, verschieden ist. Diese Gebirge laufen sowohl im Süden von Brasilien, wie im Norden von Guiana her auf denselben zu, und letztere sind oft von dem Strome selbst aus sichtbar.

Ungefähr einen Monat, nachdem sie auf den eigentlichen Amazonenstrom gelangt, und etwas mehr als zwei, nachdem sie ihr Fahrzeug das erstemal vom Lande gestoßen hatten, legte die Balza an den Kai von Para an, und Don Pablo und seine Gesellschaft betraten das Land in dieser brasilianischen Stadt. Hier war Don Pablo natürlicherweise ein freier Mann und konnte gehen, wohin er

wollte, und über seine Ladung verfügen, wie es ihm beliebte. Aber er verfügte in Para nicht über dieselbe. Es bot sich ihm ein besserer Ausweg. Er war im Stande, einen Theil eines nach Neuyork segelnden Schiffes zu befrachten, und dorthin ging er mit seiner Familie und seiner Ladung. In Neuyork erhielt er einen hohen Preis für seine Rinden, seine Wurzeln und Bohnen; kurz, nachdem Alles verkauft war, fand er sich ungefähr 20,000 Dollars reich. Bei solchen Mitteln zum Unterhalte beschloß er, in der großen Republik des Nordens so lange zu bleiben, bis sein liebes Peru von dem spanischen Bedrucker befreit sein würde. Seine Verbannung dauerte zehn Jahre lang. Am Ende dieser Zeit erhoben sich die spanisch-amerikanischen Provinzen fast gleichzeitig für die Freiheit, und in dem folgenden zehnjährigen Kampfe spielte nicht allein Don Pablo, sondern auch Leon, der jetzt ein Jüngling war, eine große Rolle. Beide kämpften an der Seite Bolivar's in der Schlacht bei Junin, welche das Heer der Patrioten mit Sieg krönte.

Am Ende des Unabhängigkeitskrieges war Don Pablo Divisionsgeneral und Leon hatte den Rang eines Obersten erreicht. Sobald der Kampf vorüber war, gaben Beide ihren militärischen Rang auf, da sie Männer waren, welche das Soldatenleben nicht für ein bloßes Handwerk hielten.

Don Pablo kehrte zu seinen Studien zurück, aber Leon organisirte eine Expedition von Cascartilleros und begab sich wieder in die Montanja, wo er sich viele Jahre mit

der Rindenjagd beschäftigte. Hierdurch wurde er einer der reichsten der peruvianischen Ricos.

Guapo, der jetzt nicht um ein Jahr älter aussah, als zu der Zeit, wo wir seine Bekanntschaft machten, war noch eben so zäh und muskulös, wie früher; er stand an der Spitze der Cascarilleros und hatte später gar oft den Genuß einer Coceada mit seinem Gebirgsfreunde, dem Vaquero, wenn er zwischen Cuzco und der Montanja hin- und herreis'te.

Donna Isidora lebte noch lange Zeit als Zierde ihres Geschlechts, und die kleine Leona glänzte zu einer Zeit als »die Schönheit von Cuzco«.

Aber sowohl Leon als auch Leona verheiratheten sich endlich, und wer jetzt Cuzco besucht, kann verschiedene kleine Leons und Leonas mit runden schwarzen Augen und dunklen wallenden Haaren sehen, die sämtlich Nachkommen unserer verbannten Familie sind.